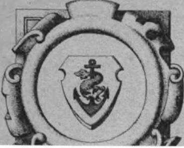
UC-NRLF
$B 609 992

Digitized by Google



The Karl Weinhold
Library. Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A.D. MDCCCCIII

863
C615
H53

Digitized by Google

K. 70.

K. Weinhold

Digitized by Google

Matthias Claudius.

Digitized by Google

Digitized by Google

Matthias Claudius.

geb. d. 15. Aug. 1740. gest. d. 21. Jan. 1815.

Digitized by Google

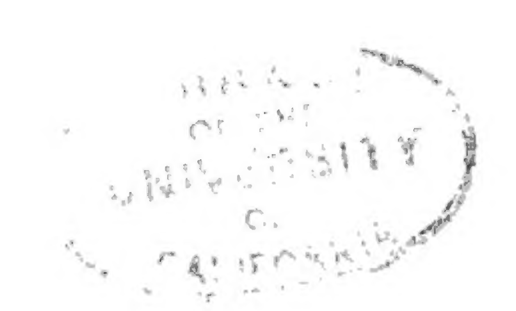
Digitized by Google

Digitized by Google

Anna Rebekka Claudius, geb. Behn.

geb. d. 26. Octbr. 1756. gest. d. 26. Juli 1832.

Digitized by Google



Digitized by Google

Matthias Claudius

der

Wandsbecker Bote.

Ein deutsches Stillleben

von

Wilhelm Herbst.

Dritte vermehrte Auflage.

Mit dem Bildniß von Matthias und Rebekka Claudius.

Gotha.
Verlag von Friedrich Andreas Perthes.
1863.

Digitized by Google

PT
1837
C5

Den Kindern und Enkeln

des

Wandsbecker Boten.

Digitized by Google

Vorwort.

Zum dritten Mal — und möchten auch hier aller guten Dinge drei sein! — tritt dies Lebensbild in die Öffentlichkeit. Es geschieht das in einer Zeit, die, so ganz mit sich selbst beschäftigt, fast kein Ohr zu haben scheint für diese Erinnerungen an ein längst vergangnes still-bewegtes Leben. Was Niebuhr (nach S. 551 unsers Buchs) nach Claudius' Tod über die Deutschen sagt, wie ganz anders noch ist es heute wahr! Und doch, ob vielleicht gerade der Gegensatz der lauten Öffentlichkeit dem „Stillleben" einige Freunde und Hörer werben kann? Ich weiß es nicht: das Buch mag denn auch in dieser Auflage seine Geschicke erfüllen. Den Muth und die Lust, noch einmal unter ganz andersartigen Geschäften und Studien ans Werk

zu treten, gab mir vor allem der glückliche Fund einer Sammlung von Briefen, deren überwiegende Mehrzahl an die originelle Gräfin Katharina Stolberg, die Schwester des Dichterpaares, gerichtet ist. Theils ganz, theils stellenweise benutzt tragen sie gewiß zur Belebung und Individualisirung des Bildes bei, und es wäre nur zu wünschen, daß wir der recht ausgiebigen Briefe mehrere besäßen. Daß ich seit der zweiten Auflage neu erschienene oder früher übersehene Druckschriften treulich verwandt habe, wird der aufmerksame Leser leicht sehen. Doch ist für Claudius selbst von anderer Seite durch den Druck kaum neues Material zugeführt worden; insofern dasselbe aber die weitere Umgebung von Claudius' Leben betrifft, also beispielsweise Hamann, Lavater, die Stolbergs, den Münsterschen Kreis u. a., so mußte ich, um die Hauptperson nicht zu sehr aus den Augen zu verlieren, selbstverständlich vielfach Resignation üben. Aber immer aufs neue hat sich mir die Erfahrung aufgedrängt, wie viel noch in der Erforschung deutscher Geistesgeschichte des vorigen Jahrhunderts,

besonders nach der religiösen Seite, zu arbeiten ist, um von einer Menge halb oder ganz falscher Vorstellungen frei zu werden.

So hat das Buch, ohne in der inneren Erfassung und Wiederspieglung seines Gegenstandes wesentliche Änderungen erfahren zu haben, merkliche Zusätze und Bereicherungen erhalten. Sonst ist in der Anordnung nur insofern geneuert worden, als die Mehrzahl der früher unter dem Text befindlichen, oft aber nur lose oder nur als Quellencitate mit dem Text zusammenhängenden Noten jetzt hinter den Text, in die Beilagen verwiesen wurden.

Zum Schluß, da ich wohl zum letztenmal in Sachen des Wandsbecker Boten die Feder führe, ist es mir Bedürfniß, noch einmal die Namen derer zusammenzustellen, die wesentlich, das Material mehrend oder beirathend, das Buch in seinen drei Auflagen gefördert haben. Der Mann, den ich hier vor allen zu nennen hätte, Senator Friedrich Claudius in Lübeck, dessen unermüdlicher Theilnahme auch diese Auflage gar manches dankt, ist gerade in diesen Tagen, am 27. Oktober, dreiundsiebzigjährig heimgegangen. Mir ist es eine wehmüthige Freude, daß

ich auch aus dem Munde des theuren Mannes, als Gast seines Hauses, manche lebendige Mittheilung über seinen Vater vernehmen durfte. Auch schon geschieden ist ein andrer Mithelfer dieser Arbeit, der älteste Enkel des Wandsbecker Boten, der Pastor Matthias Perthes in Moorburg bei Hamburg. Unter den Lebenden habe ich zu danken und danke auch hier herzlich den Herrn Professoren Perthes und Nicolovius in Bonn, meinem Oheim dem Oberstudienrath Wagner in Darmstadt, dem Prof. Düntzer in Köln, dem Pfarrer Dr. Stromberger in Wenings in Oberhessen, dem Obersten Freiherrn v. d. Goltz in Koblenz, dem Oberkonsistorialrath Dr. Wichern in Berlin und dem Verleger des Buchs, auch einem Enkel des Wandsbecker Boten.

Köln, den 3. November 1862.

W. H.

Inhalt.

Seite

Zur Einleitung 1

Erstes Buch. 1740—1777.

I. Familie, Kindheit und Schulzeit 9

II. Auf der Universität 35

III. Im Elternhaus, Leben in Kopenhagen, drei Jahre in Reinfeld 64

IV. Hamburg; — Weltleben und Literatur . . . 83

V. Der Wandsbecker Bote 113

VI. Darmstadt; — Fremde und Heimath 159

VII. Claudius der Dichter 208

Zweites Buch. 1777—1790.

I. Wandsbeck; Haus und Amt 257

II. Literarisches Schaffen und geistiges Leben . . . 285

III. Gebrochene Verhältnisse; alte und neue Freunde . 315

IV. Glaubensleben und Lehre 363

Drittes Buch. 1790—1815.

I. Zeitstürme und Kämpfe 405

II. Familienleben 457

III. Alter und Tod 490

IV. Rückschau 555

Beilagen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wir kehren bei der Beschäftigung mit der Geschichte unseres deutschen Volksgeistes, seiner Bildungen und Mißbildungen immer gern wieder zu den ersten Anfängen unserer neudeutschen Literatur nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, um dort die verborgenen Quellen, die einsamen Bäche und Zuflüsse zu suchen, aus denen der breite, so schnell verrauschende Strom unserer classischen Poesie sich gebildet hat. Diese Blätter sollen indeß nicht zu den tonangebenden und glänzenden Erscheinungen jener ewig denkwürdigen Epoche führen, dieselben sind von andern geschildert und gelobt worden und bedürfen meiner Schilderung und meines

Lobes nicht. Ich führe den Leser zu einer stilleren Stätte, zu dem Andenken eines Mannes, der nicht mit der Masse auf „breiten heitern vollen Straßen" wandelte, sondern seitwärts am Wege stand; dessen Dichten und Trachten, Singen und Denken nicht mit dem Strom, sondern gegen den Strom des poetischen Weltgeistes ging, welcher damals seine glänzenden Festtage in Deutschland hielt. Es ist eben Matthias Claudius, der allbekannte Wandsbecker Bote. Ob er nun eigentlich in Wahrheit noch allen bekannt ist d. h. mit hingebendem Verständniß gelesen und wiedergelesen wird, ob sein Andenken in Deutschland in weiten Kreisen noch lebendig ist, das wage ich nicht zu entscheiden; aber die Überzeugung, daß er es verdient, als ein Lehrer und Weiser gelesen und geliebt zu werden, daß seinen Worten und seinem Beispiel noch immer die Kraft einer segensreichen Einwirkung, ja vielleicht gegenwärtig in besonderem Maße, innewohnt, das ist der erste und Hauptgrund, der mich zur Wahl dieses Gegenstandes bestimmt. Vergessensein ist Tod, blos genannt und wenig gekannt sein, ist Scheintod oder Scheinleben, Claudius aber ist es vor vielen werth, weder das eine noch das andre zu sein. Da aber auch, wo er gekannt und gelesen wird, geschieht es keineswegs überall in dem Sinn, für dessen Weckung ich reden möchte, im Sinn des freudigen Einverständnisses; sondern der Kampf, den Claudius während seines Lebens für seine heiligen Lebensüberzeugungen zu bestehen hatte und ritterlich, als ein

Gottesstreiter, bestanden *hat*, läßt ihm auch im Grabe noch keine Ruhe. Wie wenige öffentliche Stimmen werden dem schlichten treuen Boten gerecht, die Tonangeber unsrer Literargeschichte setzen ihn herab, schmähen und belächeln ihn, weil ihnen der innere Blick für *das* fehlt, worin Claudius' Wesen und Hauptverdienst besteht. Gilt aber für das Verständniß *aller* Dichtung *Göthe's* treffendes Wort:

„Willst den Dichter du verstehn,
Mußt in Dichters Lande gehn,"

so gilt das doppelt bei einem Dichter, deß Land und Heimath eben das Reich nicht von dieser Welt ist. Wer die christliche Wahrheit haßt und verfolgt, der kann auch Claudius nicht lieben oder verstehn. Erst wer sich mitten hinein zu begeben vermag in diesen Quellpunkt und die Seele von Claudius' ganzer Weise zu dichten und zu denken, erst dem geht das Verständniß auf, erst von da aus kann er auch die Mängel und Schäden, das Zurückbleiben hinter dem Ideal, die formellen Gebrechen *richtig* würdigen. Nicht einmal *Toleranz*, die doch sonst diese Partei des politischen und religiösen Liberalismus so leuchtend auf ihre Fahnen stickt, ist Claudius von ihr zu Theil geworden, und wie er vor dem Richterstuhl einer achselzuckenden Kritik und unduldsamen, altklugen Geschichtschreibung, die nur den ästhetischen Maß-

Digitized by Google

stab der Formvollendung und den rationalistischen politisch-religiöser Aufklärung und Weltbildung kennt, keine Gnade gefunden, so ist er in einer so leicht nachsprechenden Zeit bald von Tausenden verketzert oder verspottet worden. Neben dieser *Feindschaft* gegen Claudius' Lebensrichtung, die sich dann auch auf die Beurtheilung seiner Schriften überträgt, steht eine andre, *oberflächliche* und darum ebenfalls grundirrige Ansicht von ihm — die in ihm blos oder haüptsächlich den heitern Humoristen sieht und etwa in seinem *Rheinweinlied*, dem *Riesen Goliath*, *Urian's Reise* und einigen launigen Prosaaufsätzen dieses Schlags den Ausdruck seines eigentlichen Wesens, in seinen späteren tiefernsten Arbeiten aber einen beklagenswerthen Abfall von dem erblickt, was ihn liebenswürdig und anziehend mache. Bei solchen Mißverständnissen lohnt es doppelt, uns zu den Quellen zurückzuwenden und mit eignen Augen zu sehen.

Claudius aber war so sehr ein Mann des *Lebens*, so wenig *allein* oder *vorzugsweise* blos *Dichter* und *Schriftsteller*, daß wir auch ein *äußeres* Lebensbild von ihm zu entwerfen suchen müssen, um sein *inneres* Lebensbild, seine Lebens*weisheit*, im rechten Lichte zu sehen. Denn so sehr er ein Mann aus *einem* Guß, ein *ganzer* Mensch war, so hat er die eigentliche Gestalt seines Innern doch erst allmählich, durch Kampf und Arbeit, Schuld und Sieg hindurch, herausgebildet — und dies *Werden* gerade gilt es zu betrachten. Aber

freilich stoßen wir, — wie wir im Vorwort sahen, — bei diesem Versuch alsbald auf große Schwierigkeiten. Andre Schriftsteller haben durch Selbstbiographien oder weitschichtige Briefsammlungen uns einen Einblick oft in die geheimsten Winkel ihres Herzens und Lebens, nicht immer zur Förderung unsrer Achtung, möglich gemacht; bei Claudius findet sich nichts der Art. Es steht in eigner Übereinstimmung mit dem schlichten verborgnen Leben und Wirken des Mannes, dem nichts fremder war als Ruhmsucht und Glänzenwollen, daß sein äußeres Leben so dunkel und unbekannt geblieben ist, und daß eine Darstellung dieses Lebens schon darum der reicheren und bunten Farben entbehren muß. Gerade das Monotone aber seines äußeren Lebens soll um so unzerstreuter auf den einen Grundton in Claudius' Wesen hinweisen, der leiser oder heller anklingt, angeschlagen von außen oder aus selbsteigner Regung und Bewegung. Er geht nie verloren; er ist da als Humor, nur im umgekehrten Kleid des tiefen Ernstes, er ist da als Nothruf, als Heimwehklang, als stille Selbstbesinnung, als Gebet, als Triumphgesang und freudiger Psalmenton. Es ist sein Lebensgenius, die Seele seiner Lieder. Aber freilich will dieser Ton anfangs und noch geraume Zeit hindurch erlauscht und herausgefunden sein, in seiner früheren Jugend aus dem tiefen Schweigen der Kindheit und dem Irren der Jünglingsjahre, dann aus dem Gewirr des rauschenden Literaturlebens, das so fremdartige Klänge be-

herbergte — bis er zur Harmonie seines ganzen Lebens, Dichtens und Wesens wird. Und das ist das geradezu einzige bei Claudius — dies Suchen des Dichters durch den Menschen und Christen, bis beide sich ähnlicher, bis sie endlich eins werden. —

Erstes Buch. 1740—1777.

I.

Familie, Kindheit und Schulzeit.

Die Wiege von Claudius' Familie steht hoch im Norden unsers Vaterlandes, hart an der Gränze Jütlands, auf jener äußersten Vorwacht deutscher Sprache und Sitte, die gerade durch den nahen Gegensatz so scharf und gediegen die Haupteigenschaften unsrer Nation in ihren Bewohnern auszuprägen weiß und mehr wie einmal literarisch und politisch an der Spitze deutscher Bewegungen gestanden hat. Es ist auch hier nach dem Wort unsers ersten deutschen Sprachforschers, als ob die entscheidende Kraft eines großen Volks lieber an seinen Seiten als in seiner Mitte sich aufthue *). Ja die letzten, im Halbdunkel sich verlierenden Spuren der Claudius'schen Familiengeschichte führen uns in einen Landstrich, wo schon deutsche und dänische Bevölkrung sich mischt, sogar seit alten Zeiten die letztere das Übergewicht hat.

Blicken wir auf Zeit und Land, wo wir den Ursprung der Familie zu suchen haben!

Bis in die Schlußzeit der Reformation können wir ihre Geschichte verfolgen. Hat doch diese größte That der

*) J. Grimm, Gesch. der deutsch. Spr. II. 608.

1**

deutschen Geschichte gerade in jenen Landen nach anfänglich harten Gegenkämpfen, die mit aller Zähigkeit des altsächsischen und friesischen Volkscharakters geführt wurden und sich bei der Ausbreitung unter dem dänischen Volke fortsetzten, besonders tief gegriffen. Auf den Flügeln der neuen Lehre, die von dem Centrum religiöser Erneuerung aus auch die weiteren Kreise des geistigen und sittlichen Lebens berührte, wurde deutsche Bildung, deutsche Art nach dem Norden getragen und dieser enger wie je zuvor, inniger, wie selbst durch die Einführung des Christenthums mit Deutschland in Verbindung gebracht. Lübeck ward die feste Burg des Protestantismus für den deutschen Theil der Halbinsel und blieb es trotz den politischen Stürmen, die gleichzeitig und im Bund mit der Kirchenreform über das alte Haupt der Hansa hinzogen.

Von dem Vorzug des Adels, der bürgerlichen Familien so selten eigen ist, dem geschichtlichen Sinn für ihr Leben und ihre Vergangenheit, haben in der Regel am meisten noch die Häuser der Landpfarrer etwas behalten. Liegt es doch diesem Stand, der durch Neigung und Beruf vor andern in der Anschauung des Ewigen leben soll, nahe, zugleich das Zeitliche tiefer zu erfassen und den Sinn auszubilden für den Zusammenhang des irdischen Lebens von Geschlecht zu Geschlecht, an dessen Anfängen und Enden wie an seinen Höhepunkten ihn sein Amt in der Gemeinde so hundertfachen und lebendigen Antheil nehmen läßt. Der alte fromme Brauch, dem heiligen Buch die nöthigsten Aufzeichnungen über das schnell

fliehende Erdenleben anzuvertrauen, hat sich besonders in den Pfarrhäusern erhalten; die Seßhaftigkeit ganzer Generationen im Lande oder gar an derselben Stelle erleichtern diese Sitte. Alles das wird aber erst durch die Reformation möglich. Sie bildet deshalb, — auch hier ein in die Nacht hereinscheinendes Licht — für so viele Pfarrfamilien den Anfang ihres geschichtlichen Bewußtseins und ihrer Familienüberlieferung.

Ein Beispiel haben wir auch an der Claudius'schen Familie. Denn sie war eine ächte und rechte Pfarrfamilie. Kaum ein Haus in den Herzogthümern Schleßwig-Holstein hat der Kirche so viele Geistliche gegeben, als das der Claudius, und noch immer zieht sie dort Kräfte von ihm.

Im J. 1571 ward zu Ripen, einer jütischen Enclave in Nordschleßwig, unfern der Königsau, Claus Paulsen als der erste bestimmt nachweisbare Vorfahr der Familie geboren. Der Name seines Vaters Paul Claussen, den die Sage noch nennt, ist schon unsicher. Der genannte Claus Paulsen war aber lutherischer Theologe. Ihm wie seinen Nachkommen war es beschieden, immer mehr südlich in rein deutsches Land vorzurücken. Er ward nämlich im Jahre 1598 als Pastor zu Emmerlev im Stift Ripen, einem unweit der Nordsee gelegenen Schleßwigschen Kirchdorf, ordinirt und nahm seines verstorbenen Amtsvorgängers Tochter Ingeborg Andersen zur Ehefrau. Als ein wohlstudirter Mann folgte er der Sitte der Zeit und taufte seinen Namen in Claudius Pauli um; die Nachkommen blieben bei der stattlicheren latinisirten Form

des Namens, ließen aber den Zusatz Pauli weg. Bis zum Jahre 1639 stand Claus Paulsen der Pfarre zu Emmerlev vor. Seine fünf Söhne wurden allesammt Geistliche. Der älteste und dessen Nachkommen blieben lange Zeit in der Stelle des Vaters, und die Ortssage hat aufbewahrt, als dem letzten Claudius (um 1746), der zu Emmerlev Prediger war, zu Grabe geläutet ward, sei die Glocke zersprungen. Uns geht der dritte Sohn, Johannes, näher an. Er ward geboren im Jahre 1601, und schon am Ende des Jahres 1623 wird er in Süder-Lygum, einem Dorfe, in der Schleßwigschen Propstei Tondern und etwa eine Meile südlich von diesem Städtchen gelegen, Prediger. Noch durch zwei Generationen seiner Nachkommen war diese Pfarrei in der Familie erblich. Diese fast erbliche Succession der Pfarrstellen war überhaupt in den Herzogthümern nicht ungewöhnlich. Der nächste und Hauptgrund hiervon lag in den äußern Verhältnissen. Außer in den Marschen waren die Predigerstellen meist auf den Betrieb einer Landstelle fundirt. Die Gebäude waren in der Regel Eigenthum des Predigers, die Einlösung derselben, die Anschaffung des Inventars in jenen geldarmen Zeiten nicht Jedermanns Sache. So war es kaum anders zu machen, als daß der Sohn beim Dienst blieb; war kein Sohn da, oder keiner, der studirt hatte, so suchte man die Wittwe oder eine Tochter beim Dienste zu erhalten. Die Gemeinden sahen es aus Anhänglichkeit an die Prediger und ihre Familien gern, daß es so geschah.

Es ist unnöthig, das dürre Geschlechtsregister, das mir vorliegt, im einzelnen zu verfolgen. Der Enkel jenes Johannes, Nikolaus Claudius, gewöhnlich Herr Claus genannt, war der Großvater unsers Wandsbecker Boten. Er ist auch im Lygumer Pfarrhaus geboren und diesem sein Lebelang, bis 1720, als Amtsnachfolger seines Vaters treu geblieben. Sein Sohn, des Dichters Vater, wie dieser Matthias vorbenannt, ward am 3. Sept. 1703 geboren. Er war nach seiner Universitätszeit zuerst drei Jahre lang Diaconus zu Norburg auf der Insel Alsen, siedelte dann aber in das südliche Holstein über. Im Jahre 1729 berief ihn nämlich der Herzog Friedrich Karl zu Norburg, nachdem er das ihm als Erbe zugefallene Herzogthum Plön angetreten hatte, als Pastor nach Reinfeld, einem Marktflecken und Amt, zwei Meilen westwärts von Lübeck entfernt. Dort gründete der junge Pastor auch seinen Hausstand. Er war zweimal verheirathet; von dem älteren der beiden Söhne erster Ehe, der als Kantor der gelehrten Schule zu Plön wirkte, leben noch Nachkommen.

Seine zweite Frau Maria, die Tochter des Rathsherrn Lork in Flensburg, (geb. den 14. April 1718) mit der er sich im Jahre 1738 verband, ist des Dichters Mutter.

Dieser ist am 15. August 1740 geboren und war von acht Geschwistern, deren Nachkommen wieder weit verzweigt sind, der zweite Sohn dieser Ehe. Am zweiten Tag nach seiner Geburt erhielt er in der Taufe den

Vornamen Matthias; die Anzeige seiner Taufe und der Taufpathen im kirchlichen Taufregister begleitet der Vater mit den Worten: „Der Herr gebe Gnade zu dessen Erziehung, damit er kraft solchen Gnadenbundes dereinsten eingehen möge zu Seines Herrn Freude um Christi Willen. Amen.“

Die erste irdische Mitgift ins Leben, wenn auch nicht die das Kindesleben am frühesten und unmittelbarsten berührende, ist der Geist der Heimath, des Volksstamms, aus dem das Kind geboren wird. Und können wir das sächsisch-friesische Element in Claudius' Natur, der Grundlage und Trägerin des Geistes, verkennen? — bei ihm, der sich so hingezogen fühlte zu dem deutschen Norden, sich so eins wußte mit Sprache, Sitte, mit diesem Land und diesen Leuten? Nicht der Reichthum und Wechsel süd- und mitteldeutscher Naturanschauungen, der dem sinnlichen Auge Nahrung gibt und die Phantasie weckt und belebt, leicht aber auch den Sinn nach außen zieht und zerstreut, umstand das Land seiner Geburt und Jugend; er ward nicht verwöhnt durch mannigfaltigen Reiz, gewöhnt aber an die großen und einfachen Formen der Ebene, der Wälder und des heiligen Meeres, (wenn er dies auch zuerst im kleinen Abbild der heimathlichen Seeen erblickte), darum doppelt dankbar und sinnig-empfänglich für diese und andere Gaben der Natur. Zugleich indeß trat bei ihm, wie bei diesem Volksstamme überhaupt — die großen Ausnahmen fehlen freilich nicht — das sinnliche Gefühl, Phantasie und Schönheitssinn, die künstlerische Anlage

zurück. Aber ein Hangen am Reellen, ein Dringen auf das Wesentliche mit Nüchternheit und Zähigkeit, die sich nicht wägen und wiegen läßt von allerlei Wind der Lehre, auf sich selbst ruht und feststeht, wie an der Nordseeküste der Lootse im Sturm — das sind Eigenschaften der Natur und des Charakters, die Claudius mit seinen Stammgenossen theilt. Es sind Grundzüge, denen das Leben und die göttliche Führung Inhalt und Richtung gibt. Und neben diesem allgemeinsten Einfluß, der von Stamm und Heimath auf geheimnißvolle Art in die Natur des Menschen eingeht, steht schon näher und dichter die lebendige Tradition der Familiengeschichte, gerade bei den Claudius, wie wir sahen, besonders stark geschlossen und scharf bestimmt. Hinter unserm Matthias eine lange, in altersgraue Zeit verschwimmende Reihe von treuen Dienern am Wort, von denen einer dem andern unter göttlichem Beistand die Fackel reicht, die heller oder matter brennt; die Familie selbst in ihren Erinnerungen wie in ihrem geistigen Bestand ein Erzeugniß gleichsam der Kirchenreformation! Solcher Zusammenhang bildet eine Kette von Wirkungen, die schon dem blöden Auge verständlich sind; und wie vieles dabei ist und wirkt noch unsichtbar und wie magisch. Die Wirkungen weben sich ein in die Entwicklung, wachsen oder stocken, bis sie in Wahrheit wach werden.

Die Geschichte seiner Kindheit ist dunkel. In seinen Schriften findet sich kaum eine Erinnerung daran. Was sollte auch aus dem stillen Pfarrhause und seinem einfach stetigen Lebensgang viel von äußerlichen Ereignis-

sen zu melden sein? Und das Innerlichste und Beste läßt sich nur ahnen, nicht fassen und festhalten. So müssen wir uns an wenigen Strichen genügen lassen.

Die Umgebung von Reinfeld hat durchaus nichts großartiges, gehört aber zu den schöneren von Südholstein und bot den Knabenspielen wie dem kindlichen Sinnen mancherlei Nahrung. Der Ort mit seinen rothen Ziegeldächern breitet sich malerisch auf und zwischen niedrigen Hügeln aus, um das hochgelegene weiße Kirchlein gelagert; stattliche Buchen und Eichenholzungen in der Nähe und Ferne, drei Seeen, ein größerer und zwei kleinere, deren Spiegel zwischen den Häusern durchschimmern, sind einladend genug und noch heutzutage im Sommer das Ziel häufiger Wanderungen für die Nachbarorte. Kaum eine halbe Stunde von dem Ort fließt die Trave durch frische Wiesen, dort noch ein unscheinbares Flüßchen, zwei Meilen abwärts schon mit Seeschiffen bedeckt.

Der Flecken mit kleinen einstöckigen Häusern hat ganz dörflichen Charakter, und der tiefe Natursinn, der unsern Claudius während seines ganzen Lebens und Dichtens begleitet, sowie der Hang zum Landleben, das er später stets sucht, und nicht ruht, bis er es dauernd findet, wurzelt zugleich in diesen Eindrücken der Heimath und Kindheit. Aber wie er im Landleben und unter den Bauern aufwuchs, deren niederdeutsche Mundart er am liebsten redete, so stand er als Pfarrerssohn doch zugleich außer und neben diesen Zuständen. Bei aller Unmittelbarkeit des kindlichen Geistes

bricht doch ein Bewußtsein hiervon bald durch, und je geistig geweckter ein Knabe ist, desto früher lernt er beobachten und darüber nachdenken. Haben doch fast alle unsre poetischen Schilderer des Landlebens ein Stück ihrer Jugend auf dem Lande verlebt, sind aber selten Bauernsöhne gewesen.

Wer kennt nicht den glücklichen Frieden eines Landpfarrhauses, der uns wie poetisch grüßt und doch mehr ist als Poesie? Das alte Pfarrhaus zu Reinfeld steht gegenwärtig nicht mehr; in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist ein neues an die Stelle getreten. Aber das neue hat genau den Platz des alten eingenommen; und vor ihm steht noch eine von dem jungen Matthias gepflanzte, nun auch gealterte Kastanie. Das Haus liegt fast getrennt vom Ort mitten im Garten und hinter Obstbäumen versteckt. Dicht an den Garten stößt der größte der drei Seeen, der Herrenteich benannt. Dies spiegelklare Wasser spielt eine Rolle in des Dichters Jugendgeschichte. Er erzählt selbst*), wie er — um seine Nachenfahrten methodisch zu betreiben — sich eine Seecharte davon entworfen; er deutet aber auch an, daß er einmal dem Ertrinken darin nahe gewesen. Die rettende Hand, die er an jener Stelle **) dem Vetter Andreas zuschreibt, war die seines jüngeren Bruders.

Sehen wir uns nun im Hause um und vor allem nach seinen Eltern! Sein Vater war, wenn wir uns

*) Werke III, 107.
**) Werke IV, 122.

sein Bild aus den spärlichen Zeugnissen, die sich erhalten haben, zusammenstellen, ein ehrenvester, verständiger, dabei einfach bibelgläubiger Mann. Er liebt es, bei wichtigen Anlässen die Kernworte der heiligen Schrift statt seiner reden zu lassen. Es scheint nicht, daß ihn einer der beiden Gegensätze, die damals im Leben des deutschen Protestantismus sich bekämpften — die lutherische Orthodoxie und der Pietismus — irgend einseitig ergriffen und beherrscht hätte. Seine Jugendbildung und theologische Richtung gehörte allerdings eher der ersteren an, die auch in Holstein noch die herrschende war, aber die Innerlichkeit und Milde seines Wesens wie der wohl verstandene und ernst erfaßte Geist seines Amtes behüteten ihn vor Ausschreitungen. Überhaupt hatte sich in der unmittelbaren Umgebung Reinfelds unter dem Schutz unbehinderter Gewissensfreiheit ein freieres und wärmeres religiöses Leben entwickelt, wie denn das nur eine Meile entfernte Städtchen Oldesloe schon seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein Hauptsitz der Mennoniten geworden war.

Proben von dem praktischen Sinn des alten Claudius in der Leitung seiner Kinder werden uns später begegnen. Zugleich muß er eine tüchtige sprachliche und wissenschaftliche Bildung besessen haben, wenigstens legt er bei seinen Söhnen Werth darauf. Er leitete deren Unterricht bis zur Confirmation selbst. Daß darin neben den alten Sprachen und der Mathematik die Unterweisung im Christenthum eine Hauptstelle einnahm,

versteht sich von selbst. So waren auch dem jungen Claudius Bibel und Gesangbuch das tägliche Brod. In diesen Quellen schaute er die Urbilder aller Geschichte und Poesie, wie aller tieferen Weisheit an. Die biblischen Anschauungen und die Sprache der Schrift drangen tief in seinen Geist ein. Gehörte doch ein solches Eintauchen in dieses Element alles höheren Bildens damals überhaupt ganz anders zur Haussitte und zum Schulbrauch als heutzutage. Und nicht blos in den Pfarrhäusern. Man erinnere sich nur, was dem jungen Göthe die Bibel war!

Anregungen aus neueren Literaturen, die in unsrer Zeit so früh, leider so früh und so überstark die jungen Geister hinnehmen, scheinen unsern Matthias nicht sonderlich erreicht zu haben. Die vaterländische Literatur war ja ohnehin eine noch wenig beschriebene Tafel, und das Reinfelder Pfarrhaus den Erzeugnissen der Tagesmode — vielleicht Gellerts Fabeln und Erzählungen ausgenommen *) — schwerlich geöffnet. Klopstocks aufsteigender Stern aber, zu dem Claudius später so verehrend und sehnsüchtig aufsah, ist ihm wohl erst nach seiner Universitätszeit aufgegangen. Neben der Bibel nahm er aus den alten Kirchenliedern auch seine Ästhetik; ein sicherer und reicher Schatz von ihnen blieb ihm aus der Jugendzeit im Gedächtniß. Von eignen poetischen Versuchen vollends wissen wir gar nichts, und es ist, da Claudius keine früh entwickelte und geformte Natur war, unwahrscheinlich, daß er sich

*) Seine geistlichen Oden und Lieder sind erst 1757 erschienen.

schon damals und später auf der Schule sollte daran gewagt haben. Was den Knaben und reifenden Jüngling innerlich, unausgesprochen und unaussprechlich, bewegte, das fand in der Musik, die er — wohl auch durch Anregung der Eltern — früh übte und sein Leben lang liebte, ein Echo und einen Ausdruck.

Vater Claudius gewann auf den jungen Matthias einen Einfluß, den dieser nie verleugnete noch vergaß. Diese Liebe des Sohnes und die herzliche Weise, wie er ihr Worte gibt, zeigen uns wie in einem Spiegel das schönste Bild von dem Werth des Mannes. — Schon in seinen unreifen poetischen Jugendversuchen, den unten näher zu besprechenden Tändeleien und Erzählungen, steht unter dem sehr heterogenen Inhalt der übrigen Poesien ein vierzehnstrophiges Loblied auf den Vater, den „alten, lieben, frommen Mann“, dem man durch die unvollkommene Form hindurch den warmen Pulsschlag des Herzens und Lebens anfühlt.

„Durch Dich gab Gott mir hier mein Leben,
Durch Dich — verstumme mein Gedicht!
Gott wollte mir was Größ're geben;
Er wollte gern und konnte nicht.“

Und greifen wir in der Zeit vor, so feiert eines der schönsten Lieder des Sohns, das den würdigen Schluß des zweiten Theils der Werke bildet, nach dem Tode des Vaters treu und schön das Andenken des Verstorbenen:

Friede sei um diesen Grabstein her!
  Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
  Einen guten Mann begraben
Und mir war er mehr;

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
  Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
  Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
  Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
  Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Duft' um sein Gebein.

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr!
  Freundlich wird erwecken — ach, sie haben
  Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Geist und Stimmung dieses einfachen Liedes zeigen, daß Claudius seinem Vater mehr als äußere und natürliche Wohlthaten zu danken hatte.

Von der Persönlichkeit seiner Mutter wissen wir nicht viel. Stille und Gelassenheit und ungeschminkte Herzensfrömmigkeit müssen die Grundzüge ihres nach außen wenig vortretenden Wesens gebildet haben. Später schlossen andauernde körperliche Leiden sie noch mehr von der Außenwelt ab.

Auf das Schlußblatt einer Cansteinschen Bibel, die der neunjährige Matthias zu Neujahr erhielt, schrieb sie:

„J. N. J.

„Mein Sohn! Gedenke an Deinen Schöpfer in Deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und fürchte Gott, denn das ist der Weisheit Anfang. Und solche Weisheit machet reich und bringt geistliche und leibliche Gaben mit sich. Vor allem danke allezeit Gott in allen Deinen Schicksalen, die Dir widerfahren werden, und bitte, daß Er Dich regiere und Du in allem Deinem Vornehmen seinem Wort folgest. Laß das Wort Gottes Dein edelster Schatz sein, denn dies kann Dich unterweisen zur Seligkeit, und was Du thust, bedenke das Ende, so wirst Du nimmer übles thun. Dies ist meine mütterliche Erinnerung und Vermahnung; wirst Du solchen nachkommen, so wirst Du gewiß des Glaubens Ende, der Seelen Seligkeit davon tragen. Solches verleihe der Herr aus Gnade. Amen.“ —

Wir sehen, daß die Mutter im Sinne des Vaters die Erziehung ergänzte und belebte. Oft hat Matthias, wie er später selbst schreibt*), das „Befiehl Du Deine Wege“ in Fällen, „wo es nicht war, wie's sein sollte“, andächtig mit ihr gesungen.

Wie das Haus selbst dem Knaben die nöthige Lehre und Bildung zuführte als einfache geistige Hausmannskost, so fand er in seinem zahlreichen Geschwisterkreis, unter dem ihm sein nur um ein Jahr älterer begabter Bruder Josias am nächsten stand, auch für Spiel und Erholung ausreichende Gelegenheit. Und dies Zu-

*) Werke V, 94.

sammenleben der Familie war ein geschlossenes, unzerstreutes. Die der niederdeutschen Stammesart an sich schon eigene Festigkeit der Sitte, dies treue Halten am Altväterischen wurde im Pfarrhaus zu Reinfeld noch besonders gepflegt und ist dem jungen Claudius frühzeitig in Mark und Wesen übergegangen. Aber es war unter diesem Dach nicht blos eine natürlich-geschichtliche Vorliebe für Altes und Bewährtes, sondern die Sitte war geadelt durch lebendige religiöse Gesinnung, die allbestimmend wirkte und der Geist des Hauses, sein Schutzgeist wurde.

Das ist die ursprüngliche Quelle des Familiensinns, der den Dichter als ein treuer Gefährte in und durch das Leben begleitete, den er später so kräftig mit den Seinen darstellte.

Es fehlte indeß nicht an weiterem Umgang und an Aussichten in andre Lebenskreise. Zeitweise wurde sogar in Reinfeld Hof gehalten. Ein kleines Schlößchen nämlich, das nicht mehr steht, herbergte als Wittwensitz eine Herzogin von Plön, die nicht selten die herzogliche Familie aus der Hauptstadt zum Besuche bei sich sah. Die Pastorenfamilie war bei Hofe wohlgelitten, und mehrere Kinder wurden von Mitgliedern des Fürstenhauses aus der Taufe gehoben. Dazu gesellte sich ein ziemlich zahlreicher Landadel, der ringsum auf den Edelsitzen der Umgegend saß; und immerhin war es nicht unwichtig für die Entwicklung unsers Matthias, daß ihm in frühen Jahren Vertreter geistlicher und weltlicher Autorität so nahe traten.

Da stehen wir schon am Rande der Kindheit des Dichters, wo er aus dem Vaterhaus zur Schule wandert, — ein Schritt so weit und groß wie kaum ein zweiter im Leben. Gewiß nahm er von dort Keime und Eindrücke mit in's freiere Leben, die zwar zurücktreten, aber nicht verloren gehen konnten. Für das Werden des Menschen wie des Dichters war die Ahnung einer zweifellosen innern Lebensgewißheit, in welcher als in ihrem Element sich beide allein wohl fühlen, gleich fruchtbar. Das sinnige Mitleben mit der Natur aber und die lebendige Liebe zur Musik sind Elemente der Poesie, sie entspringen dem ganzen innern Menschen und helfen ihn wieder aufbauen. Sie sind aber auch ebendarum natürliche Typen und Vorahnungen jenes religiösen Einheitslebens, zu welchem in dem jungen Claudius durch Sitte, Beispiel und Lehre wenigstens der Grund gelegt war.

Wir begleiten den Knaben auf die lateinische Schule der sechs Meilen nördlich von der Heimath gelegenen Stadt Plön, damals der Haupt- und Residenzstadt seines Vaterländchens. Vermuthlich war es um's Jahr 1755, als er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Josias diese Schule bezog.

Die Umgebung von Plön gehört zu den anmuthigsten Gegenden des Holsteiner Landes. Die Stadt liegt auf einer schmalen Landzunge, die in den größten der Holsteinischen Seeen hineinragt; aber wohl zehn andre, größere und kleinere hügel- und buchenumkränzte Seeen beleben die Landschaft. Auf einer Anhöhe über der

Stadt thront das herzogliche Schloß, zu dessen Füßen nach dem See hin sich ein Park mit herrlichen alten Baumgruppen hinzieht — damals belebt von dem bunten Treiben eines kleinen Hofes, jetzt verlassen, still und leer.

Matthias Claudius brachte auf der Plöner Schule ungefähr vier Jahre (bis Ostern 1759) zu. Sie stand in gutem Rufe unter ihrem damaligen Rektor Ernst Justus Alberti aus Hamburg und war stark besucht. Die volle Einrichtung einer gelehrten Schule darf man sich freilich nicht darunter vorstellen. Durch eine Dotation des dänischen Geheimeraths v. Breitenau, der, aus Naumburg gebürtig, seine Jugendbildung in Schulpforte erhalten und die ersten Mannesjahre an Herzog Ernst's des Frommen Hof zu Gotha und in Freundschaft mit dem berühmten Freiherrn Veit von Seckendorf verlebt hatte, war die Schule seit 1704 aus einer schlichten Elementarschule zu einer vierklassigen „Evangelisch-Luther'schen Lateinischen, auch Schreib- und Rechen-Schule“ herangewachsen. Jede Klasse bildete ein kleines Reich für sich, in dem getrennt der Rektor, Kantor, Schreib- und Rechenmeister und der „Paedagogus“ lehrten. Ergötzlich klingt es, wieweit sich zur Zeit der Stiftung das Lehrziel der obersten Klassen erstrecken sollte. „Die vierte classis“ — so heißt es in einer Urkunde aus der Zeit der Stiftung — „soll einen Rector haben, der zugleich die Aufsicht über die untersten drey Classen führet, damit die Praeceptores daselbst ihren Fleiß thun. Sonst sollen die Knaben in

dieser Classe bey dem Rector in dem Christenthum vollends wohl informiret werden, ingleichen die Lateinische grammaticam und ein lateinisch Exercitium machen lernen. Der Rector soll sie ferner anführen, Sich in den Calender, auch in den Unterschied der Winde richten zu lernen. Er soll sie in der nöthigsten geographia oder Land Carten informiren. Er soll ihnen eine Nachricht von den General Welt Historien, item eine Summarische Wissenschaft von den vornehmsten Kayserlichen, Königlichen, Chur- und Fürstlichen Regenten und ihren Familien beybringen, damit sie auch eine Nachricht oder Wißenschafft von rebus physicis et politicis Kriegen mögen, soll er die Kleinen Bücher, welche weiland Herzog Ernst von Sachßen Gotha zu Behuff dergleichen Jugend, von diesen und andern materien, in Teutscher Sprache hat in Druck verfertigen laßen, mit ihnen treiben. Für allem soll Er sie lehren, einen guten Teutschen Brief zu stylisiren." —

Zu Claudius' Schulzeit war in den Fordrungen ohne Frage ein bedeutender Fortschritt eingetreten; indessen fällt es, was den Umfang des Lehrstoffs angeht, auf, daß weder Mathematik im Lehrplan vorkommt, noch neuere Sprachen; an Stelle des deutschen Unterrichts steht Rhetorik, namentlich die Lehre von den Tropen, Redefiguren und den verschiedenen Schreibarten. Aber die Bezeichnung einer lateinischen hielt die Schule so streng ein, daß das Griechische dagegen sehr zurücktrat und sich in der obersten Classe auf das Lesen des neuen Testaments, auf die Gesner'sche Chrestomathie

und die Elementargrammatik beschränkte. Dagegen wurde das Lateinische mit allem Ernst gepflegt; Cicero, Horaz und Virgil waren die Hauptschriftsteller, und die Sprache wurde mündlich wie schriftlich eifrig geübt.

Der Rektor Alberti, damals im kräftigsten Mannesalter, wird von einem seiner Schüler als ein Mann geschildert, der durch Geist und Gelehrsamkeit, wie durch völlige Hingabe an sein Amt zum Lehrer geboren gewesen und bei aller Strenge (die auch für kleine Fehler die Schüler ins Carcer wandern ließ) in der Schulstube eine gemüthliche Jovialität entwickelt habe. Sein Wahlspruch war: „praeceptorem oportere in cathedra mori". Die Anhänglichkeit seiner Schüler besaß er in hohem Grade, die auch dadurch nicht geschmälert wurde, daß er bisweilen in Schlafmütze, Schlafrock und Pantoffeln das Katheder bestieg. Manche dieser Eigenschaften, auch sein Witz und seine Laune, mußten den jungen Claudius gewinnen. Tiefere Wirkungen indeß scheint weder Alberti noch ein anderer Lehrer auf ihn geübt zu haben; wenigstens meine ich dies aus der komischen Figur schießen zu dürfen, die er den Rektor Ahrens — mag auch der Name gewissermaßen nur die Abstraktion einer Lehrerpersönlichkeit darstellen — wiederholt in seinen Schriften spielen läßt. Freilich sind das rückwärts gewandte Gedanken einer weit späteren Zeit, wo der Dichter mitten in seiner genialen Naturperiode stand und von ihr aus die Methode seiner Schulbildung als pedantisch verwerfen mußte. Auch hatte Alberti eine Vorliebe für

formale Logik und scheint demzufolge auch bei der Erklärung lateinischer Dichter von einer unlebendigen Auffassung der Poesie überhaupt ausgegangen zu sein. Ganz im Geiste jener Zeit mochte ihm dabei die Construktion nach Regeln und künstlerischer Technik als die Hauptsache oder gar als das Ganze erscheinen, eine Ansicht, die dann in der Schule eine nüchterne Zergliederung des Poetischen und eine verstandesmäßige Aufzeigung der Schönheiten, damit aber eine Zerstörung des Wesens und der Wirkung hervorrufen mußte. Unserm Claudius gingen freilich erst in männlichen Jahren die Augen hierüber auf, und daher jene ironischen Rückblicke. Ich kann es mir nicht versagen, im Anschluß hieran eine in Claudius' gesammelten Werken nicht wieder abgedruckte humoristische Correspondenz mit dem Rektor Ahrens aus dem „Wandsbecker Boten" *) einzuschalten:

„Wohledler Herr Bothe,

Hochgeehrter Herr Asmus und Freund,

Ich habe vernommen, daß er das Studium Humaniorum fleißig fortsetzet, und unter andern artige Profectus im Poetisiren gemacht haben soll, und es ist das mir angenehm zu vernehmen gewesen. Ich hab's schon damals gesagt, als er noch bey mir die Schule frequentirte, daß er nicht ex vervecum patria sey, und wenn ichs nicht gesagt habe, so habe ichs doch ge-

*) W. B. Jahrg. 1774. N. 162. Das Verschen findet sich auch in den Werken I. u. II, 117, ist aber ohne den Briefwechsel unverständlich.

dacht und nur nicht sagen wollen, damit ich ihn nicht aufblasen möchte, und das gehört ad prudentiam rectoralem. Man muß mannigmahl schweigen wenn man gerne redte, und so ist denn manches in mir stecken blieben, was ich sonst über ihn geäussert haben würde. Vertrauten Freunden hab ichs wohl ins Ohr gesagt, die er darum fragen kann, aber die sind alle seitdem gestorben. Doch auf daß ich dem Inhalt meines Briefes näher trete, so wollte ihn ersuchen, ob er mir nicht eine kleine Gefälligkeit erweisen wollte, daraus er sieht, daß ich Vertrauen zu ihm habe. Es ist nämlich von hoher Hand ein Gedicht von mir verlangt worden, und ich bin itzo mit meinen Schularbeiten und einigen Privatangelegenheiten so sehr überhäuft, daß ich kein Stündchen Frist habe. Ich hätte mich sonst lieber selbst daran gemacht, denn die Materie ist delikat.

Das Subjekt zu dem Gedicht ist folgendes. Ein gewisser vornehmer Herr hat eine sehr schöne Gemahlin, und ein andrer gewisser noch vornehmerer Herr, der in der Nachbarschaft wohnet, kommt sehr fleißig zu ihm in einer gewissen unerlaubten Absicht; da will nun der erstgedachte vornehme Herr ein Gedicht auf diesen Umstand haben, das er dem andern Herrn gelegentlich vorlesen will, ihm dadurch verstohlnerweise und quasi ex improviso eine feine reproche und Warnung zu geben. Darnach müßte er nun das Gedicht einrichten, Wohledler Herr, Er kann allenfalls die Eifersucht redend einführen, per prosopoeiam, oder sonst allerhand fictiones anbringen, nur fein muß es sein, denn wie

er gehört hat, ists nicht vor seines gleichen bestimmt, und die vornehmen Herren haben ein scharfes point d'honneur und können die Wahrheit nicht geradezu leiden. Nun ich verlasse mich auf ihn, und bin in ähnlichen Fällen zu allen Gegendiensten erbötig, der ich mit allem Estime verharre

Sein ergebener Diener
Ahrens, Rector.

N. S. Lang darf es aber nicht sein, wenns nur erhaben und poetisch ist, und er das rechte point de vue trifft. Der Nahme des vornehmen Herrn fängt sich mit A an.

* * * * * *

Hochedelgebohrner
Hochzuehrender Herr Rektor,
wehrtgeschätzter Herr Gönner und Freund!

Auf Ew. Hochedelgebohrnen Befehl habe ich mich flugs hingesetzt, und gemacht, wie folget:

„Asmodi“

Asmodius der Bösewicht
Sä't Eifersucht und Zweifel,
Ach! Herr Asmodi, thu ers nicht,
Und scheer er sich zum T—

Wünsche, daß die Piece Ew. Hochedelgeb. Approbation finden möge, ich denke wenigstens das rechte point

de vue getroffen zu haben. An das scharfe point d'Honneur kann mich aus einem Naturfehler nicht kehren. Der ich übrigens guten Effect wünsche und allstets verharre

Ew. Hochedelgebohrnen cet.
Asmus."

Die Beschränkung des Schulplans konnte der junge Claudius um so leichter durch Privatarbeit ergänzen, da die Schüler weniger Schulstunden und weit weniger häusliche Arbeiten hatten, als es heutzutage Brauch ist. Es scheint, daß er diesen Überschuß an freier Zeit besonders zur Fortbildung in der Mathematik, im Griechischen und in einigen neueren Sprachen benutzt hat. Von den letzteren trieb und verstand er später Französisch, Englisch, Italienisch, Dänisch, Holländisch, Schwedisch. Vermuthlich fällt in sein Schulleben nur das Erlernen der erstgenannten Sprache, höchstens noch des Englischen und Dänischen. Zu den beiden alten Sprachen (übrigens erlernte er auch die Anfangsgründe des Hebräischen auf der Schule) und zur Mathematik hat Claudius sein Leben lang ein mehr oder minder nahes Verhältniß behalten. Die ersteren trieb er aus Liebhaberei später fort, ohne daß ihn Beruf — etwa die Bildung und Schulung seiner Kinder abgerechnet — oder eigentlich wissenschaftliche Fachstudien dahin führten. Er las griechisch und lateinisch; seine Schriften sind vielfach von Reminiscenzen, ernst und scherzhaft gemeinten Citaten, Vergleichen und Parallelen aus der

classischen Welt durchzogen. Einzelnes, wie namentlich die Platonische Apologie des Sokrates, hat er übersetzt; im ganzen verhielt er sich hier, wie auch in andern Gebieten, mehr als genießender oder freiwählender Dilettant, der nicht das gelehrte Wissen an sich, sondern die Freude an seinem Inhalt und den reinen und hohen Zweck der Herausbildung und Gestaltung seines geistigen Lebens, der zuletzt alles dienen mußte, im Auge hielt, den Kern nahm und die Schale wegwarf. Es ist auch hier die Scheu und Flucht vor der völligen Hingabe an einen speziellen Gegenstand in der Peripherie menschlicher Bildung, jene Gabe, seinem Wissen sich zu entziehen und in seiner Ursprünglichkeit sich darzustellen, die einen Grundzug in Claudius' Wesen bildet. Unter den griechischen Schriftstellern zogen ihn später am stärksten Homer und Platon an, gerade die Vertreter ihres Volksgeistes, die am weitesten über die Beschränkung der Zeit und der Volksthümlichkeit hinausgreifen. Wie wenig aber Claudius durch den Umgang mit der antiken Literatur formale Einflüsse erfahren habe, das wird uns später entgegentreten.

Auf mathematische und darauf sich gründende physikalische Studien führte ihn sein späterer Beruf selbst hin. Wie gründlich und umfassend darin seine Kenntnisse gewesen, darüber fehlen uns die Belege, und hätten wir sie, es stünde uns kein Urtheil zu. Im allgemeinen wird auch hier, ähnlich wie bei seiner klassischen Bildung, die Beobachtung richtig sein, daß auch die Mathematik nur einen Punkt in einer Kette von

geistigen Interessen bildete, daß eine mathematische Methode auf sein Denken keinerlei Einfluß geübt hat, daß auch diesem viel und gern getriebenen Fache gegenüber sein Ich sich frei, originell, fast wie unberührt bewegt.

Übrigens behielt die Schule den streng kirchlichen Charakter bei, der ihr von vorn herein war aufgedrückt worden. Es ward nicht versäumt, alle Morgen die Lektionen mit Gesang, den „der Rektor ordnet, der Kantor aber intoniret“ und mit Lesung eines „caput biblicum“ zu beginnen. War dies eine Fortsetzung der häuslichen Sitte und Erziehung für Claudius, so fragt es sich, ob auch das Leben und der Geist des Hauses in solchen Übungen und in den fünf wöchentlichen Lehrstunden, die auf die Religion verwandt wurden, fortgelebt habe. Nach manchen Anzeichen scheint das nicht der Fall gewesen zu sein. Unter allen Umständen konnte hier die Schule das Haus nicht ersetzen; aber sie scheint vorwiegend eine äußere Aneignung der christlichen Lehre durch Gedächtniß und verstandesmäßige Scholastik gefördert zu haben. Solche Dürre konnte kaum ohne lähmende Wirkung auf diese Seite in Claudius' innerem Leben bleiben. Zudem kam er mit den Eltern nicht gar oft zusammen. So nahe die Heimath seinem Schulort lag, er mag doch nicht häufig hingewandert oder auf längere Zeit von den Eltern besucht worden sein. Man war damals mit Ferien noch weniger freigebig wie jetzt, freilich in der Schulzeit auch nicht so angestrengt. Nur acht freie Tage in den Hundstagen

und sonst vereinzelte Festtage, zu denen auch das Vogelschießen gehörte, unterbrachen die Zeit der Arbeit.

An Bildung und Kenntnissen — zumal nach dem Zuschnitt der Zeit — wohl vorbereitet verließ der neunzehnjährige Claudius die Schule und die grünen Seeufer von Plön, um die Hochschule zu beziehen. Nicht unberührt von der erworbenen Schulbildung konnte seine Eigenthümlichkeit und die geistige Mitgift des Vaterhauses bleiben. Trat auch diese Berührung nicht als Bruch und unheilbarer Zwiespalt zwischen Erkennen und Glauben auf, das ungestörte kindliche Friedensleben rückte doch fern und ferner, ohne ganz unterzusinken. Es begann an Stelle der früheren Unmittelbarkeit ein Leben wie aus zweiter Hand; und die beiden Hauptzüge in Claudius' Wesen geriethen schon auf der Schule in Kollision mit feindlichen Mächten — seine poetische Natur mit der poesielosen und schulmäßigen Regelgerechtigkeit, seine religiöse Sinnigkeit mit einem Schemen von Religion, der in der Formel und in Gesetzlichkeit verknöchert war. So stockte die erstere, die noch im Keime schlummerte, in ihrer Entwicklung und mußte bald fremde und falsche Gestalten annehmen; die andre aber litt unter der Autorität der Schule und der Zeitbildung, und da sie nicht kräftig genug war, sich sogleich in ihrer Eigenheit zu behaupten, ward sie, ohne zu verschwinden, eine Zeit lang vergleichgültigt und farblos. Aber unter der Winterdecke dieses fremdartigen Außenlebens erhielten sich verheißungsvoll Bestandtheile seiner ursprünglichen Bestimmung.

II.

Auf der Universität.

Noch einmal also verließ der junge Claudius zu längerer Trennung das Vaterhaus und zugleich die norddeutsche Heimath, um gemeinsam mit seinem Bruder Josias Theologie in Jena zu studiren. Es hat sich ein kleines Heft erhalten, in welchem der alte Claudius dem abziehenden Sohn väterliche Rathschläge über sein akademisches Leben und Studium mitgibt. Ich hebe aus den 35 Rubriken einige, und diese ganz in ihrer altfränkischen Form, heraus. An der Spitze steht die Mahnung, „seine Studien Morgens und Abends durch ein andächtiges Gebet zu heiligen und durch ein fleißiges Forschen in der heiligen Schrift, aufmerksame Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes und würdigen Gebrauch des heiligen Abendmahls sich im Guten zu erwecken und zu stärken.“ Dann folgen praktische Lebens- und Verhaltungsregeln, die zum Theil in die kleinsten Einzelheiten sich einlassen. Er räth dem Sohne, „sich nicht mit Collegien zu überhäufen, sondern derselben nur vier bis fünf zu halten, damit man

nicht unter die Zahl derer gerechnet werden müsse, qui de omnibus aliquid, ac de toto nihil wissen." Und „vorhero, fährt er fort, soll er sich auf seine Collegia präpariren, damit man nachhero erkennen könne, wie weit man es proprio Marte getroffen habe." Er warnt ihn, „ja keinen Schmaus bei seiner Ankunft zu geben, weilen man dadurch gar leichte in's wüste Leben eingezogen werde." Auch solle er „eine Stube vor sich alleine haben; denn obgleich ein Stubengesell die Ausgabe mildere, so sei er doch die meiste Zeit eine große Hinderung." Von dieser Art ist auch der Rath „lieber bei einem ehrlichen Bürger zu wohnen und zu speisen, als bei einem professori, weilen Stube und Tisch bei dem letzteren immer weit kostbarer, nicht aber besser sei, und man überdem allda gar leicht auf andre Unkosten gebracht werde" *). Ermahnungen über Sparsamkeit, Vermeidung von Händeln fehlen nicht. Daran schließt sich der Satz, „gegen seine Höheren demüthig, gegen seines Gleichen bescheiden, gegen Niemanden aber, ohne den man vollkommen kenne, vertraut zu sein; sich nicht um andrer Leben und Handlungen zu bekümmern, noch weniger davon gegen andre

*) Diesen Rath versteht man im Grunde erst, wenn man weiß, daß namentlich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von manchen Jenenser Professoren das Geschäft der Tischwirthschaften schwunghaft betrieben wurde; ja es kam im Anfang des Jahrhunderts vor, daß sie Bier über die Straße verkauften. M. vgl. über diese seltsame Verbindung von Lehr- u. Nährstand Keil Gesch. des Jen. Studentenlebens 195.

zu urtheilen." Am Schluß ist ein Verzeichniß der Collegia, „worauf man sich insonderheit zu legen habe", angefügt; zu ihnen gehört außer den theologischen ein „cursus philosophicus, Mathesis und Physicum experimentale", außer „was Zeit, Umstände und Gelegenheit, sich in andern Sprachen zu üben, verstatten werden".

Der Weg nach Jena streifte an Schauplätzen des siebenjährigen Krieges, dessen großer Held indeß Claudius' Held, in späteren Jahren wenigstens, nicht war. Als Student hat er vielleicht noch in den allgemeinen Jubel eingestimmt, mit dem die akademische Jugend den großen König empfing, als er am 2. und 3. Dec. 1762 in Jena verweilte. Später folgte er den Antipathieen Klopstocks. Die schön geformten Felsenberge des Saalthals, auch wenn auf ihnen nur wächst „Gewächs sieht aus wie Wein", die friedlich-glückliche Abgeschiedenheit des Orts, dazu der harmlos-fröhliche Sinn der Thüringer — all' das mußte ihn ansprechen. Doch obwol er die ganze Zeit seiner Lehrjahre dort verbrachte — seine zweite geistige Heimath ist ihm die Hochschule, wie sie es sollte, nicht geworden.

Am 21. April 1759, ein Jahr nach der zweiten großen Säcularfeier der Hochschule, ward Claudius unter die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen. Ein Brustleiden, das sich zum Blutspeien steigerte, nöthigte ihn, mit Einwilligung der Eltern sein anfängliches Studium mit den juristischen und Kameralwissenschaften zu vertauschen. Wahrscheinlich indeß ist es,

wie wir noch näher sehen werden, daß auch Geist und Herz damals nicht so ganz bei der Theologie waren und daß er nach seiner inneren Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit nicht mit halbem Herzen die wichtige Sache treiben mochte. Auch konnte die damals in Jena vorherrschende theologische Richtung, die bereits durch Pietismus und Wolff'sche Philosophie abgeschwächte lutherische Orthodoxie, ihm, der Brot und nicht Steine suchte, unmöglich zusagen. Man kann wol sagen, nach menschlicher An- und Einsicht verfehlte Claudius mit dem Abschied von der Theologie seinen wahren Beruf, denn ich wüßte keine Stellung auf der Welt, für die sein ganzes Wesen in seiner Anlage und späteren Ausbildung so ganz und so allein geschaffen scheint als die eines Landpredigers. Und doch, wenn ihm auch das Glück eines das innere Leben befriedigenden Amtes versagt blieb, zu wie ungleich größerem ward er bestimmt in der freieren Stellung zur Kirche, durch sein so viel unbefangeneres, lauter tönendes Laienzeugniß! —

Leider fehlen uns eingehende Nachrichten über sein akademisches Leben; indessen wird es doch möglich sein, durch Thatsachen und Schlüsse eine allgemeine Vorstellung davon zu geben.

Er hörte, wie uns eine weit später geschriebene Mittheilung an Herder*) sagt, Institutionen, Pandekten, Staats- und Völkerrecht und geschichtliche Vorlesungen. Die letzteren wohl bei dem berühmten Buder, der

*) Vom 2. August 1775; »aus Herder's Nachlaß« I, 394. Nr. 25.

— für jene Zeit eine Ausnahme — u. a. den wichtigsten Zeitereignissen, namentlich auch den vaterländischen, besondere Vorlesungen widmete. Über Kameralwissenschaften und die elementa juris publici (dies lateinisch vorgetragen) finden sich noch nachgeschriebene Kollegienhefte von seiner Hand. Sein Hauptlehrer in diesen Fächern war ohne Frage der berühmte Professor J. G. Daries*), Gegner des Wolff'schen Systems und fast mit Leibniz'scher Vielseitigkeit zugleich Jurist, Theolog und Philosoph, der dann ungefähr gleichzeitig mit Claudius Jena verließ, um einem Rufe Friedrich's d. Gr. an die Universität in Frankfurt a. d. O. zu folgen. Neben ihm hat ein jüngerer Gelehrter, der damalige Magister J. A. Schlettwein anregend auf Claudius gewirkt. Doch wenn auch in diesem, namentlich durch den letzteren, der Blick für das praktische Leben und der Sinn für ein nützliches Wirken darin vorübergehend aufgeschlossen wurde, so konnte ihn die wissenschaftliche Seite seines Fachs, zumal bei der trocknen Dictirmethode der Zeit, doch unmöglich fesseln. Er machte mit, was sein Studium forderte, fast als ein nothwendiges Übel, aber der Schwerpunkt seiner Arbeit und Neigung lag nicht in den juristischen Hörsälen.

Noch weniger aber lag er in einer Lust an der Philosophie der Zeit. Weit über die Mitte des „philosophischen" Jahrhunderts herrschte fast ausschließlich in der deutschen Wissenschaft die aus der Leibniz'schen ab-

*) Von 1744—63 in Jena.

geleitete Wolff'sche Philosophie. Christian Wolff's zahlreiche Schüler breiteten nach dem Tode des Meisters*) seine Weisheit und Lehrart auf den Kathedern der Hochschulen aus; die Beschäftigung damit galt den Studenten als eine nothwendige Vorbereitung und Würze ihres besondern Fachstudiums. Brachte nun Claudius, wie es scheint, schon von der Schule einen Widerwillen gegen die bräuchliche formale Logik mit, so wurde dieser zu einer tiefen Abneigung gegen die gesammte Modephilosophie gesteigert. Die Wolff'sche Philosophie ist die wissenschaftliche Geburtsstätte der deutschen „Aufklärung", und so hat Claudius seine Feindschaft gegen diese Richtung unbewußt schon auf der Universität eingesogen.

In der Form führte sie eine mathematische Lehrart ein, ihr Inhalt ging aber überall von der Erfahrung aus, ohne doch deren Methode zu lehren. Ihre Schlüsse entlehnen der Erfahrung ihre Vordersätze; ihre Erkenntniß ist nur zusammenhängende geschichtliche Erkenntniß; sie gelangt nur zu einem Gradunterschied zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, die in ihr lediglich eine Entwicklung und Steigerung des sinnlichen Empfindens ist. Nur der Satz, daß die Seele, wie alle selbständigen Dinge, die Quelle jeder Veränderung in sich selbst habe, bewahrte das System vor dem Hinabgleiten zu dem Sensualismus der englischen Philosophen.

Ebenso fehlte es ihren praktischen Theilen an Tiefe und Wahrheit.

*) Er lebte von 1679—1754.

Die Sittlichkeit wurde auf den Verstand zurückgeführt; die Moral, als Pflichtenlehre behandelt, war nicht frei von Selbstsucht und ermangelte einer erhebenden Idealität. Familie und Staat sind ihr Ergebnisse eines Vertrags.

Von positiver Religion und Theologie hält sich diese Philosophie, so eifrig sie einen Gottesbegriff aufzustellen sucht, möglichst fern. In Wolff selbst hatte sich durch Sitte und Gesinnung ein Kern christlicher Frömmigkeit erhalten. Seine „natürliche Theologie“ aber beruhte auf einem mechanischen Verhältniß von Gott und Welt, und nur die Rücksicht auf die öffentliche Wohlfahrt hält sie von der Kritik der christlichen Weltanschauung zurück.

Eine Natur wie die unsers Claudius konnte durch diese Weltweisheit, die bei mancherlei Verdiensten im Einzelnen aller spekulativen Tiefe baar ging und der Alleinherrschaft des „gesunden Menschenverstandes“ vorarbeitete, nicht befriedigt werden, und wenn er auch damals, wie wir sehen werden, keineswegs frei von jenen Einflüssen blieb, so wehrte sich ihm doch im Innersten die Stimme seiner poetischen Natur und die Ahnung eines tieferen Bedürfens. Woher käme auch dem Studenten ein klares Bewußtsein und eine Selbständigkeit gegen die geistigen Mächte, die seine Umgebung beherrschen! Jene vielgerühmte akademische Freiheit ist und war immer, bei Licht besehen, ein Stand geistiger Unfreiheit.

Später aber begegnet uns im „Wandsbecker Boten“

ein humoristischer Aufsatz *): „Eine Chria, darin ich von meinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gebe", in welchem Claudius im Botenton kein sehr erbauliches Bild von der nach seiner Ansicht volks- und glaubensfeindlichen Afterphilosophie entwirft, die in pedantischem Dünkel den Stein der Weisen zu hüten meint, während sie dürftig an der Schale klebt. Soll dieser kleine Aufsatz auch nicht den Werth von einem Memoire haben, aus dem man bestimmte Einzelnheiten entnehmen könnte, so hat er doch Wichtigkeit für uns als ein Niederschlag der akademischen Eindrücke des Dichters. „Weil man auf Einem Fuß nicht gehen kann — heißt es u. a. —, so hat die Philosophie auch den andern, und darin war die Rede von mehr als Einem Etwas, und das Eine Etwas, sagt der Magister, sei für Jedermann; zum andern Etwas gehör' aber eine feinere Nas', und das sei nur für ihn und seine Collegen. Als wenn eine Spinn' einen Faden spinnt, da sei der Faden für Jedermann und Jedermann für den Faden, aber im Hintertheil der Spinne sei sein bescheiden Theil, nämlich das andre Etwas, das der zureichende Grund **) von dem Ersten Etwas ist, und einen solchen zureichenden Grund müß' ein jedes Etwas haben, doch brauche der nicht immer

*) Zuerst im Wandsb. Bot. Jahrg. 1771, N. 53, dann Werke I, 9.

**) Er meint die s. g. causa sufficiens (raison suffisante) im Leibniz'schen u. Wolff'schen System, wonach alles Geschehende einen bestimmenden Grund hat, aus dem es so und nicht anders geschieht.

im Hintertheil zu sein". — „Ob, und was Gott sei, lehr' allein die Philosophie, und ohne sie könne man keinen Gedanken von Gott haben; dies nun sagt' der Magister wohl aber nur so. Mir kann kein Mensch mit Grund der Wahrheit nachsagen, daß ich 'n Philosoph sei, aber ich gehe niemals durch 'n Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachsen mache, und denn ahndet mich so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten daß ich denn an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei". — „Weiter sprach er von Berg und Thal, von Sonn' und Mond als wenn er sie hätte machen helfen. Mir fiel dabei der Ysop ein, der an der Wand wächst; aber die Wahrheit zu sagen, 's kam mir doch nicht vor, als wenn der Magister so weise war, als Salomo. Mich dünkt, wer was rechts weiß, muß, muß — säh ich nur 'nmal einen, ich wollt' 'n wohl kennen, malen wollt' ich 'n auch wohl, mit dem hellen heitern ruhigen Auge, mit dem stillen großen Bewußtsein. Breit muß sich ein solcher nicht machen können, am allerwenigsten andre verachten und fegen. O! Eigendünkel und Stolz ist eine feindselige Leidenschaft! Gras und Blumen können in der Nachbarschaft nicht gedeihen". — Doch nicht erst als Asmus, da er die besprochene Satire im Rückblick auf vergangene Zeiten schrieb, hielt er über diese Perrückenweisheit, die ihm Thorheit scheint, Gericht, schon als Student spricht er ähnliche Gedanken, nur weniger originell, in den „Tändeleien und Erzählungen". unter

dem Titel „der nützliche Gelehrte an Herrn Magister Schlettwein“ aus.

Nachdem er hier in einer an Geist und Erfindung allerdings sehr anspruchslosen Erzählung das Unpraktische solcher Gelahrtheit dargethan, schließt er mit der Moral:

„So prahlt der Philosophen Schaar,
Die, neben andern großen Gaben
Nur Grillen in den Köpfen haben.
Das, was sie glauben, ist zwar wahr,
Doch bis zum nützlichen sich nie herunterlassen,
Und dich sogar deswegen hassen,
Ist lächerlich, was zu erweisen war.

Du hast der Wissenschaften Werth, in jeglicher ein Mann,
Durch schöne Proben dargethan.
Freund, zeig' uns ferner Mittel an,
Das Leben glücklicher zu führen,
Und laß die Narren demonstriren,
Und jeder lache, der sie hört!
Und sei ohne Unterlaß auf's Wohl der Welt bedacht!
Der ist wahrhaftig nur gelehrt,
Der andre dadurch glücklich macht.“ —

Doch schon an diesen Versen sehen wir, daß der Geist der verspotteten Philosophie sich an dem Dichter rächte, indem er ihn selbst gerade in das Interesse an dem „Nützlichen“ hereinzog, das Claudius über der abstrusen demonstrirenden Lehrform als die Grundrichtung des Wolff'schen Systems damals übersah. Frei-

lich in dieser Form und an diesem Ort mußte ihm, der den unmittelbaren und gehaltvollen Anschluß an das Leben suchte, jenes Streben unfruchtbar erscheinen; aber längere Zeit begleitete ihn die Gefahr, einseitig das Nützliche zum Maß des Lebens zu nehmen.

Je weniger ihn die Bildung der Hörsäle befriedigte, um so eifriger suchte er außerhalb gesündere Nahrung. Dem Charakter der Hochschule als einer universalen Bildungsanstalt lebte Claudius treulich nach; sein Geist ging damals ins Weite und Allseitige, ein Streben, das ihm auch später bei allem Dringen auf das Eine was noth thut, eigen geblieben ist. Er trieb die alten Sprachen, vorzüglich wol Griechisch, fort, wenn er auch damals noch nicht die befreiende Gewalt der Homerischen Volksdichtung an sich erfahren hat. Auch Platon's belebender Einfluß fällt ohne Frage in eine spätere Zeit. Sodann scheinen romanische Sprachen und Literaturen ihn vornehmlich beschäftigt zu haben. Dabei blieb Musik eine Lieblingserholung und übte, wie so oft, in aller Selbstentfremdung und Lebenszerstreuung ihr stilles Amt, das Ursprüngliche zu hüten und zu konserviren.

Aber auch der Dichter regte an der Saale die ersten Schwingen; die vaterländische Literatur trat ihm eigentlich jetzt zum erstenmale nahe.

Claudius wurde Mitglied der „teutschen Gesellschaft", die im Jahre 1728 nach dem Vorbild der Leipziger gleichnamigen, von Gottsched geleiteten Gesellschaft durch den Magister J. A. Fabricius gestiftet worden

war und, ohne daß besondere Lebensäußerungen von ihr ausgingen, doch aus dem damals sehr rohen Jenenser Studentenleben die strebsameren Geister hervorziehen und unter ihrem Banner sammeln mochte.

Zunächst war es damit auf s. g. schöne Wissenschaften abgesehen, doch lag im Plan, auch eine Klasse für „höhere Wissenschaften", Theologie und Jurisprudenz zu errichten. Die ordentlichen Mitglieder (im Gegensatz zu den „vornehmen") kamen wöchentlich einmal zusammen, lasen deutsche Reden und Gedichte vor, wobei es ausdrücklich auf „Verbesserung der deutschen Sprache" abgesehen war — Versuche, von denen man eine Auslese dann alljährlich in einem Band schöner und einem Band „höherer Wissenschaften" herausgeben wollte. Vermuthlich sind das ebenso fromme Wünsche geblieben, wie der Plan, mit einer deutschen Sprachkunde und einem Wörterbuch das Vaterland zu beschenken.

Diese Gesellschaft, im Geiste Gottsched's ihr Werk treibend, konnte für Claudius nur eine Schule der Formen sein und hat ihm nach dieser Seite durch Übung der Sprachgewandtheit, stilistischer Korrektheit und der Versifikation einige Förderung gebracht, freilich gegen das unverhältnißmäßige Opfer, daß seiner Vorstellung und Nachbildungslust statt des Begriffs ächter Poesie zeitweilig ein mißgestalteter Wechselbalg untergeschoben und daß er durch diese Gesellschaft künstlich zu einem verfrühten Produziren verführt wurde. Wir werden dies unten an den Früchten näher erkennen.

Mehr werth war es, daß Claudius durch dies Medium in eine strebsame Jugendgenossenschaft gezogen wurde. Vermuthlich berührt sich sein Aufenthalt noch eben mit dem Schluß der Studentenzeit seines poetischen Landsmanns Hans Wilh. von Gerstenberg*), des spätern Verfassers der Tragödie Ugolino, dessen Schriften und Beispiel jetzt und fernerhin, wie wir sehen werden, nicht ohne Einfluß auf Claudius blieben, und deren Erstlinge wahrscheinlich auch unter der Ägide jener „teutschen Gesellschaft“ entstanden sind. Auch Claudius' späterer Freund, zeitweiliger Landsmann und Richtungsgenosse J. Georg Schlosser, Goethe's nachheriger Schwager, studirte gleichzeitig mit ihm die Rechte in Jena und mag mit ihm auf derselben Bank gesessen, vielleicht auch mit ihm an jenem hölzernen Pegasus Reitversuche angestellt haben, ohne daß wir von einem Verkehr Bestimmtes wissen.

Sonst sind wir über Claudius' geselligen Verkehr, sein eigentliches Studentenleben nicht näher unterrichtet. Landsleute muß er in Jena manche getroffen haben, da die Holsteiner damals sogar eine der fünfzehn Landsmannschaften bildeten. Überhaupt wurde die Universität, wenn auch ihre Frequenz gegen die erste Hälfte des Jahrhunderts in Abnahme war, noch sehr stark und aus weiter Ferne von über 1000 Studenten besucht. Daß er an dem wüsten Ton des Verbindungs- und Ordenswesens, das damals zu Jena in der Blüthe stand, keinen Antheil nahm, ist zu glauben.

*) Geb. 1737 in Tondern im Schleßwig'schen.

Es war für das sittliche Leben der Universität eine Zeit der Versumpfung; erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, unter Herzog Carl August's von Weimar Regierung kam ein frischerer, freierer, edlerer Geist über Jena. Damals aber war es das burschikos angestrichene Philisterthum einer kleinen Provinzialuniversität, das sich dort breit machte; die in Jena so leicht eingebürgerte Bierseligkeit und Renommisterei besaß in dem „Faßbinderorden, Concordien-, Bier-, Stern-, Kreuzorden", gegen deren Unwesen erst einige Jahre später ein förmliches Mandat erging, ihre charakteristischen Organe. Doch entzog sich Claudius keineswegs der kecken Jugendlust eines heitern Burschenlebens, er überließ sich vielmehr gern seiner muntern Laune und gelegentlich ächt burschikoser Ausgelassenheit. Eine kleine Anekdote dieses Schlags hat sich erhalten. Einst machte er mit mehreren Genossen in bunten Schlafröcken und vermuthlich in Waffen — denn das Waffentragen war dort noch über die Zeit des siebenjährigen Kriegs hinaus Studentensitte — einen Spazierritt in die Umgegend von Jena. Ein Streifcorps preußischer Husaren, die in den seltsam uniformirten Reitern irgend einen neuen Feind ihres vielumstrittenen Königs vermuthen mochten, griff die Gesellschaft auf und brachte sie zu ihrem Commandeur auf ein Nachbardorf. Doch der verstand sich besser auf das Studententreiben, bewirthete sie freundlich und ließ sie ihren friedlichen Weg ziehen.

Aber auch der Ernst des Lebens trat früh in diesen Wechsel von Bücherleben, Poesie und Geselligkeit ein. Sein Bruder Josias, welcher der Theologie treu geblieben war und darin die besten Hoffnungen erweckte, starb schon am 19. Nov. 1760 an den Blattern, an denen zuvor auch Matthias lebensgefährlich erkrankt war. Vor dem Rector magnificus und der Trauerversammlung hält der Bruder die Grabrede, die dann gedruckt wurde und vor mir liegt. Die Blätter — Claudius' erste Druckschrift — sind als eines der wenigen Zeugnisse seines damaligen inneren Lebens für uns merkwürdig genug. Aber es ist ein wunderliches Machwerk. Vor der offenen Gruft vermag es der Bruder, ganz im Geist der damaligen Schulphilosophie die Frage abzuhandeln, „ob und inwieweit Gott den Tod der Menschen bestimme." Dabei ist Ton und Form der Rede merkwürdig, weil sich darin noch gar keine Eigenthümlichkeit, am wenigsten die spätere Originalität des Mannes verräth; — es ist ein glatter rhetorischer Fluß, dem man leicht auf den Grund sieht und der nur einzelne Züge von dem Bild des Menschen zurückwirft. Hier und da wird die schulmäßige Manier von einem durchblitzenden wahren Gefühl unterbrochen, und man sieht, wie schon den jungen Geist das ernste Thema seines ganzen Mannes- und Greisenalters, die Betrachtung des Todes mit besonderer Macht bewegt. Und dieser Grundton der Rede ist es, der uns, wenn wir die Schulform abstreifen, vor allem hier von Werth ist.

Zwar war ihm in seiner Knabenzeit die Erfahrung des Todes schon nahe getreten. In dem einen Jahre 1751 starben ihm drei Geschwister (zwei davon gar an zwei Tagen hinter einander). Aber er war noch Kind, und es ist auch ein andres, als Glied einer Familie mit dieser einen Todesfall zu erleben, als alleinstehend in unmittelbarster Nähe ihn in allen seinen Leidensstationen durchzumachen. Claudius war in seiner Jugend eine zart besaitete Natur, die von der Lust und dem Schmerz des Lebens leicht und tief bewegt wurde, und der Übergang von dem hellsten Jubel zur tiefsten Erniedrigung der Stimmung war ihm, ehe er das innere Gleichgewicht gefunden, in diesen Jahren eigen. Da erschütterte ihn denn mächtig die Erfahrung, die das alte Lutherwort ausdrückt:

„Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfangen;"

und daß er diese Erfahrung an dem seiner Geschwister machen mußte, an dem er mit ganz besonderer Innigkeit hing, machte sie unvergeßlich.

Man sieht, es sind Gedanken, an einem langen Krankenlager entstanden, dessen schwerer Ausgang gewiß war; die Reflexion des Schmerzes ist darin erkennbar und das Streben, sich in der Anschauung des Leidens und Sterbens, vor dem er in diesem Fall als vor einem Räthsel und naturwidrigen Akte steht, mit der Vorstellung der göttlichen Liebe zu versöhnen. So betrachtet er den Tod von zwei Seiten; einmal als

natürlichen und von Gott bestimmten Schluß des körperlichen Lebens, wenn die Säfte des Körpers allmählich abnehmen, und Gott will, daß der Mensch aufhört, auf diese Art glücklich zu sein. Solcher Tod ist von Gott und, wie der Redner zu beweisen sucht, ohne alle unangenehme Empfindung. „Menschen, die so sterben, kann auch kein Trieb zum Leben den Tod bitter und schrecklich machen. Wenn einer, weit von diesem Ziele, mitten auf der Bahn seines Lebens dahin sinkt, dann hat noch eine jede Nerve wegen der Säfte, die sich in ihr befinden, Kräfte, die sie zum Nutzen des Ganzen verwenden könnte, wenn ihr nicht unüberwindliche Hindernisse gesetzt würden. Diese bietet sie freiwillig an und kämpfet mit den Hindernissen. Daher entstehet das Gefühl, welches wir den natürlichen Trieb zum Leben nennen. Kann dieses Gefühl bei dem von Gott bestimmten Tode stattfinden? Nein, hier sind alle Kräfte zum Nutzen des Ganzen verbraucht. Eine jede Nerve hat ausgedient und ist ruhig, sowie ein alter Krieger, der alle Kräfte für das Glück seines Vaterlandes verwendet, jetzt ruhig ist und keine Schlachten mehr wünscht."

Dann schildert er das Schmerzlose der natürlichen und von Gott allein bestimmten Lebensauflösung — ein Zeugniß, „daß Gott uns nicht durch Labyrinthe von Ungemach und Plagen zur Ruhe und zum Genuß der Freude führen will. Nein, den ganzen Weg, den er uns bezeichnete, hat er mit Blumen bestreut, wir selbst suchen uns Wege, unwegsame Wege über schroffe

Felsen, durch dunkle, unabsehbare Tiefen in unser Vaterland."

Darauf geht er zu dem andern Punkte über. „Sollte es sich von dem weisesten Wesen denken lassen, daß es auch die Ursachen des Tods bestimme, die dieser widersprechen? und von der Art sind alle andre Ursachen, die unsern Tod frühzeitig herbeiführen. Und wenn wir eine jede derselben besonders betrachten, so finden wir, daß sie sich entweder unmittelbar oder wenigstens in ihren Ursachen in dem Willen der Menschen gründe. In beiden Fällen kann Gott den Tod unmöglich bestimmen. Wer ist verwegen genug von Gott zu glauben, daß er dem Mörder den Dolch in die Hand gebe, hier seinen Bruder, hier seinen Vater, hier seinen Freund, und hier sich selbst zu ermorden; daß er den Wütherich, den Tyrannen auf den Thron setze, damit er im Stande sei, bald den Jüngling und bald den Greis seiner Blutgierde ungerochen aufzuopfern, und ganze Felder mit Leichen zu bedecken? Und ebensowenig gibt die Vernunft uns das Recht, in dem zweiten Falle Gott als die Ursache des Todes anzusehen. Hängt gleich die nächste Ursache nicht von dem Willen der Menschen ab, so sind doch die entfernten darin gegründet, die diese unwiderruflich bestimmen." —

Auch den Einwurf, die „Vollkommenheit des Ganzen" könne das vorzeitige Opfer des einzelnen fordern, weist er zurück. „Warum muß dann der Mensch unter so ängstlichen Verzuckungen sterben? warum wird sein Körper nicht so gebaut, daß er zu der bestimmten Zeit

aufhört zu leben?" Und nun verläßt er diese rhetorisch-demonstrirende Auseinanderlegung und führt die Hörer in lebendiger Schildrung an das Kranken- und Sterbebett seines Bruders, in das Trauerhaus seiner Eltern.

Das dunkle Räthsel, das sich seinem Geiste erhebt, sucht er nicht zu lösen, oder er spricht wenigstens das Wort der Lösung, das allein im Christenthum offenbar wird, nicht aus. Vieles erscheint in der Rede ungesund — schon die Möglichkeit einer solchen Beweisführung mit einem wahren Kummer im Herzen ist es, — aber wir müssen die Sitte der Zeit in Anschlag bringen und daß Claudius damals wahrscheinlich noch Theologe war und als solcher sich berufen fühlte zu reden; das Maß der Erkenntniß und der Aneignung der Wahrheit wiegt nicht eben schwer; eher macht das Religiöse in der Rede den Eindruck überkommner Gedanken, welche die schmerzliche Erfahrung wach ruft. Aber tiefer gewiß, als seine Worte sind, — die einzigen vielleicht, die Claudius in Redeform jemals öffentlich gesprochen hat — drang das Ereigniß in sein inneres Leben und nicht blos als Trauer über den einzelnen schweren Verlust, sondern als ein Grauen vor jener Unnatur in der Natur, welches gerade in der Tiefe lebende Menschen am stärksten empfinden. Ja wir dürfen nicht übersehen, daß er einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Sünde und Tod, dem Sündensold schon damals ahnt; nur freilich in der halben und verstümmelten Gestalt, daß er zwischen menschlicher

und göttlicher Verursachung scheidet, daß ihm die Erkenntniß des Todes als eines allgemeinen und unmittelbaren Strafgerichts Gottes noch verschlossen bleibt.

Wann Claudius Jena verlassen, wissen wir nicht ganz genau; die Nachforschungen in den Universitätsakten sind ohne Ergebniß geblieben. Ich vermuthe, es geschah im Frühjahr 1763. Die große Universitätsfeier des Hubertusburger Friedens — am 2. Mai des Jahres — hat er schwerlich mehr erlebt. Wahrscheinlich ist es, daß sein dichterischer Erstlingsversuch, der unter dem Titel „Tändeleien und Erzählungen“ 1763 zu Jena gedruckt wurde und den poetischen Ertrag seiner Studentenjahre enthält, den Schlußstein seines dortigen Lebens bildet.

Ich schicke voraus, daß Claudius später, und mit Recht, von diesen Tändeleien durchaus nichts wissen wollte. Natürlich aber überhebt dies den Biographen nicht, sie als ein Glied und Zeugniß seiner Entwicklung zu beachten.

Man muß gestehen, Claudius hat einen sehr schwachen und dürftigen Anfang als Dichter genommen. Es ist aber auch für den, der den Wandsbecker Boten kennt, wie eine fremde Welt, wenn er diese Blätter zur Hand nimmt. Die Tändeleien sind das poetische Nebenstück zu der prosaischen Rede, von der wir oben sprachen und wir staunen bei ihnen noch mehr wie bei jener über die Grundverschiedenheit dieser Anfänge von dem Dichten, Denken, Gestalten des historischen Claudius. Denn sie stehen an Eigenthümlichkeit, Herz,

Leben, Wahrheit noch weit unter jener Rede. Dort war es ein persönliches, an's Innerste greifendes Erlebniß, das ihn rührte und reden ließ, und die Wirklichkeit und Wahrheit dieses Schmerzes zerriß doch hier und da die Unnatur der konventionellen Denkweise, die Wolke der pedantischen Form; hier aber fehlt aller Inhalt und der Hohlheit und Armuth des Innern entspricht die monotone, geistlose und geschraubte Außenseite. Es sind poetische Schulexercitien, erwachsen aus dem allgemeinen Nachahmungstrieb, der einer empfänglichen, strebenden und sonderlich einer auf Hochschulen lebenden Jugend, wo die Bruchtheile aller Bildungselemente, zumal der literarischen, so leicht sich zusammenfinden, vor allen eigen ist, eine Frucht der „teutschen Gesellschaft" — aber leider dazu noch Nachzeichnungen nach schlechten Vorlegeblättern; nicht ein innerer Drang, zu gestalten was tief innen lebt, waltet und entfesselt sein will, sondern ein äußeres Drängen, poetisch mitzureden auch ohne das Recht der Mündigkeit! Das rächt sich dann um so empfindlicher bei einer Natur, die ihrer ganzen Anlage nach so wahrhaftig, so reell und eins war im Fühlen und Denken wie Claudius, der zwölf Jahre später in einem Briefe an Herder*) mit solchem Recht von sich sagen konnte: „ich mag auch von keiner Distinktion zwischen Schriftsteller und Menschen Proben ablegen, und meine Schriftstellerei ist Realität bei

*) Vom 5. Dec. 1775 aus Herder's Nachlaß I, S. 401. Nr. 30.

mir, oder sollt' es wenigstens sein, sonst hol's der Teufel." — Eine andersgeartete Natur von größerer formaler Begabung hätte sich über den fehlenden Kern von Wahrheit und Erfahrung durch eine überdeckende Kunst der Behandlung hinweggeholfen, aber die Kunst war Claudius' Sache am wenigsten, und so verfielen die seelenlosen Versuche sofort in das Extrem der Plumpheit und Geschmacklosigkeit.

Die Sammlung ist dem „hochgebornen Grafen und Herrn Friedrich Ludwig Grafen von Moltke, Erbherrn auf Niendorf *) u. s. w.", den er vom Vaterhause her muß gekannt haben, in einer poetischen Dedikation gewidmet, von der ich eine Stelle aushebe:

„O Graf, Sieh' hier, was eine Muse mich,
An einem Bach im stillen Grunde lehrte.
Jüngst war sie ganz bestürzt, und nannt' und rühmte Dich,
Und sprach verschämt zu mir, daß ichs nur eben hörte,
Ich sollte Dir die kleinen Lieder weihn,
Und floh, im nahen dunkeln Hain
Die rothe Wange abzukühlen.
O, wenn die Lieder Dir gefielen,
Wie würde sich die scheue Muse freun!" —

Sie zerfällt nach dem Titel in zwei Theile. Der erstere kleinere enthält neun Stücke, die mit einer Ausnahme in poetischer Prosa mit eingestreuten Versen geschrieben sind. Einige Titel mögen einen ungefähren Begriff des Inhalts, eine Probe die deutlichere Anschauung

*) Ein Rittergut bei Reinfeld.

geben. Wir finden da z. B. „die Schäfer um den Brunnen“, „die Faunen“, „der wohlthätige Amor“, „Amor auf der Schlüsselblume“ u. s. w. Wir wählen zur nähern Selbstcharakteristik Nr. IV. S. 12. „die süßen Lippen der Mädchen“. —

„Vor der Geburt des Amors wußte man nichts vom Küssen, und der liebende Jüngling kannte die unaussprechliche Wollust nicht, die ich empfinde, wenn ich meine Lippen sanft auf die Lippen meiner Chloe drücke:

„Die Mädchenlippen waren schön, doch waren sie nicht süß,
Bis Venus Göttertrank auf sie durch Amor träufeln ließ.“

Als Amor geboren wurde, hielten die Götter ein Fest und waren alle so vergnügt, als sie noch nie gewesen waren. Selbst aus dem Gesichte des Mavors hatten die goldnen Schlüssel den Krieg verscheucht. Laßt uns, fing er gefällig an, den Menschen heute eine Wohlthat erweisen, und zwar diese, sprach die schöne Königin von Cypern, die in den halb ausgeleerten Becher freundlich hineinsah, sie sollen unsern Nektar kosten. Venus fand Beifall, und gab den Liebesgöttern den Nektar, mit dem Befehl, ihn auf die Lippen der Mädchen zu träufeln.

„Ich schmeck' ihn, wenn ich Chloe küsse,
Wie sanft, wie angenehm, wie süß!
O Chloe, Chloe, gib mir Küsse,
Der Göttertrank ist gar zu süß.“ —

Man sieht, es sind Triller in einer fremden Mundart, in dem flauen, geschnörkelten Zopfton, sind abgestorbene Reste französirender Dichteleien, wo die Daphne's und Chloe's und andre antike Schönen, doch alle im Reifrock und mit Puder, ihre zimperliche Rolle spielen. Wie himmelweit diese Naturwidrigkeiten von der späteren Naturtreue des Mannes!

Wie aber Claudius in den Tändeleien von Liebe singt, ohne geliebt zu haben, und dadurch kalt, steif und hölzern wird, so haben die „Erzählungen" eine moralische Färbung, ohne dem Leben entnommen zu sein. Es sind 11 Stücke, ganz in Versen geschrieben; wie z. B. „der edle Prinz", „der verzweifelnde Damon", „der fromme Heide", „das betrübte Mädchen", „der arme Mann" und enthalten Züge von Menschenliebe, edeln Gesinnungen, Tugendschwärmerei und ähnliche Ergießungen. Der poetische Werth ist Null; die ganze Auffassung und Darstellung noch knabenhaft, fast kindisch. Mitunter ist auch die Moral wirklich ungeschlacht. So endet die dritte Erzählung „Cissides und Paches"*) mit der Schlußmoral:

„Freund, weine nicht, wie süß ist's in der Schlacht
Fürs Vaterland auf einem Wüthrich sterben,
Den man selbst umgebracht." —

Vier Punkte sind aber für den Biographen, der auch auf die kleinen und halbverhüllten Züge achten muß,

*) Die Namen sind einem größeren Gedicht E. v. Kleist's (1759) entlehnt.

nicht unwichtig; — einmal Spuren eines verblaßten Christenthums, die wie eine verhallende Jugenderinnerung hier und da anklingen; ferner einzelne Züge jener herzlichen Menschenliebe, die so gewinnend uns später im Asmus anspricht. So in dem Gedicht „an meinen Vater“:

„Wie glücklich ist, wer's redlich meinet!
Und mitleids- und erbarmungsvoll
Sein schön Gefühl dem Himmel weinet;
Es gehe allen Dingen wohl!“ —

Ein andrer eigenthümlicher Zug ist die Verspottung unpraktischer, dem Leben entfremdeter Gelahrtheit in dem schon oben besprochenen „nützlichen Gelehrten“, endlich die sofortige Änderung des Tons, wenn — wie in dem Gedicht „an meinen Vater“ — der Dichter in den engeren und ihm näheren Bereich seiner Herzenserfahrungen, in seine Welt kommt. Läßt das Gedicht künstlerisch auch noch so viel zu wünschen übrig, so ist doch der Brustton eigener Empfindung daraus hörbar, und Gelegenheitsgedichte in diesem Sinn sind immer der natürliche Boden für Claudius' Lieder geblieben. Dies bestätigt auch ein gedrucktes Flugblatt aus noch früherer Zeit (zum 5. Nov. 1762), das drei Festgedichte der Gebrüder Claudius zur Hochzeitfeier ihrer einzigen Schwester *), Dorothea Christine, ent-

*) Sie vermählte sich achtzehnjährig mit dem Pastor Chr. Aug. Müller zu Gleschendorf zwischen Lübeck und Eutin, starb aber bereits, mit Hinterlassung von 4 Kindern, am 26. Mai 1766,

hält, von denen das erste unserm Dichter angehört und von der dritten Strophe an so lautet:

„Und schleich unruhig und froh hinweg von der kleinen Versammlung
Der Freunde, die Deiner Liebe sich freun.
Und bilde, Dein Bruder und Freund, in stiller Begeistrung verloren,
Dein ganzes künftiges Leben mir ab.
Und weine zum Himmel empor; so laß es Himmel, Sie leben!
Und bilde es immer noch schöner mir ab,
Dann fleht mein klopfendes Herz, dann fleht: so laß es, Sie leben!
Die bebende Thrän' im glühenden Gesicht.
Ich wags das Leben Dir itzt, was ich Dir gönne, zu schildern,
O steh' Du vertrauliche Muse mir bei!
Sie flieht, die Treulose flieht? — hier, hier im fühlenden Herzen
Hier ist's, komm', blicke Du selber hinab. —
Heil, Heil und Freuden — viel Heil — viel unaussprechliche Freuden —
Ein Leben — ach wie's ein Unsterblicher lebt —
Voll Seligkeiten, voll Lust, voll süßer namloser Wonne —
Und — hast du gütiger Himmel noch mehr? —"

so daß Cl. der Freude des Verkehrs mit einer Schwester in gereifteren Jahren entbehren mußte. Bei diesem Trauerfall soll das Lied »An — als Ihm die — starb« (Werke I, 19, zuerst im Wandsb. Bot. I, 176) entstanden sein.

Wie begreiflich machten die „Tändeleien und Erzählungen" bei der strengeren Kritik *) kein Glück. In den ersteren glaubte man mit Recht eine mißlungene Nachbildung der vier Jahre früher herausgekommenen „Tändeleien" Gerstenberg's, in den Erzählungen die Spuren Gellerts zu finden. Den erotisch-tändelnden Inhalt und die gemischte prosaisch-metrische Form haben jene mit Gerstenberg gemein, aber gegen dessen zierlich gedrechselte, salonmäßige Verse sind die von Claudius tölpelhaft; — er war eben zu gut zum „Tändeln". —

Claudius selbst hat die beste Kritik gegen diesen Jugendstreich geübt, indem er nur ein kleines Lied „an eine Quelle" (v. J. 1760), ohne Frage noch das beste von allen, wiewol auch nicht ganz Original **), mit wenigen unbedeutenden Veränderungen in seine gesammelten Schriften aufgenommen hat. Wer sich aber wundern sollte, wie der treffliche Bote von Wandsbeck früher in solcher Vermummung, in der er sich so übel ausnahm, hat einhergehen können, der möge sich der damals noch herrschenden Zeit- und Geschmacksrichtung erinnern, die zumal in Jena, damals der literarischen Filiale von Leipzig, im besten Fall noch gänzlich von Gleim, Kleist, Gellert, Geßner, Ramler geleitet wurde; von welcher Klopstock nicht gekannt oder nicht gewürdigt

*) Die schonungsloseste Kritik findet sich in Nicolai's »Briefen die neueste Literatur betreffend«, 1765. XXII Thl. S. 178—183.

**) Vgl. die obige Rec.

ward; auch mag er hinzunehmen, daß Lessing's Hauptwerke noch fehlten; gerade im Schlußjahr des siebenjährigen Kriegs erscheint als die reichste literarische Frucht dieser schweren und glorreichen Jahre seine Minna von Barnhelm. Und wer noch eines leibhaften Beweises dafür bedarf, daß gewöhnlich erst in den Mannesjahren die Eigenart des Menschen sich herausarbeitet, der mag sich Göthe selbst vorführen, der doch auch als Student die in französischem Geist und Ton sich bewegenden Mitschuldigen hat dichten können, ehe er in Götz und Werther gleichsam zu sich selbst kam.

Blicken wir aber am Schluß seines Universitätslebens zurück auf das Gepräge, das demselben der Vater durch die oben erwähnten Rathschläge aufdrücken wollte, so finden wir freilich, wie es denn geht, das Bild der Wirklichkeit jenen Wünschen wenig ähnlich. Der geistige Horizont für Claudius hatte sich erweitert. Wie er zuvor aus der Enge, aber auch Tiefe und Wärme des Familien- und Kinderlebens in die Erweiterung, aber auch Verflachung der Schuljahre übergetreten war, so hob ihn die Studentenwelt auf die „Höhe der Zeit". Ihre geistigen Mächte in Philosophie und Poesie lernte er kennen; unbefriedigt von ihnen trat er doch unter ihren Bann. Der feste Kern eines Fachstudiums, an dem er mit innerer Lust gehangen hätte, hat sich nicht angesetzt, und damit fehlt der Wegzeiger zu einem bestimmten und praktischen Beruf in der Zukunft. Die Theologie war abgeworfen, zugleich mit ihr rückte aber

auch der Geist des Vaterhauses fern und ferner. Nicht als ob das Band zerrissen wäre, aber es ward gelockert, und alsbald thut sich diese zwiefache Entfremdung in der fremden Rolle kund, in der der junge Claudius selbst redend und dichtend auftritt.

So ist diese Zeit, wie so oft, ein „feindliches Leben“ des Geistes, in das der Jüngling hinaus muß, um sich später in sich und außer sich zu orientiren oder von seinem guten Genius aus dem Irrgarten sich führen zu lassen. —

III.

Im Elternhaus, Leben in Kopenhagen, drei Jahre in Reinfeld.

Nach der Universitätszeit brachte Claudius einige Zeit bei seinen Eltern in Reinfeld zu. Er mochte sich bei seinem Hang zu möglichster Lebensfreiheit nicht besonders nach einem festen Amte sehnen. Es lag diese Abneigung gegen eine feste Lebensstellung theils in der Zeit und in großen Kreisen der geistigen Träger der Zeit, tiefer aber in Claudius' individueller Natur, wo sie mit der oben berührten Scheu vor der Hingabe an ein bestimmtes Fachwissen zusammenhängt. All dies „objective" ist ihm, dem thatenscheuen und im gewöhnlichen Sinn thatenlosen, nicht die nothwendige Unterlage der Existenz, sondern eine Störung, ein Eingriff in den ruhigen oder stürmischen Gang seines inneren Lebens. Und in ihm fehlten in ganz ungewöhnlichem Maße die alltäglichen Mithebel des praktischen Lebens, Ehrgeiz, Erwerbstrieb, Lust an gesellschaftlicher Stellung, die so fein und ungesehen oft mitsprechen und mittreiben. Zugleich freilich ist es der Mangel an

Sinn für Form und Formen und eine gewisse vis inertiae äußerer praktischer Thätigkeit gegenüber, die diese kontemplative Natur so amtsscheu machte. Zudem war es nach dem Gang seiner Studien, die kein festes praktisches Ziel im Auge gehabt hatten, nicht eben leicht, ein Amt zu finden. Geht ihm bei diesem Mangel, der sich durch sein ganzes inneres und äußeres Leben zieht, ein Theil wenigstens des Segens verloren, der in der Hingabe an die objektiven Lebensmächte liegt, so ist doch das wiederum ein Lichtpunkt in dem Schatten, daß er nur in dieser ihm so wesentlichen Verborgenheit das Mittel besaß, sich vor den Eingriffen des Zeitgeistes, der auch „seine Opfer" haben will, sicher zu stellen. Diese Zwischenzeit ist neben den Wirkungen, die das Haus und die Elternliebe auf den aus der akademischen Fremde heimgekehrten Sohn üben mußten, vorzüglich wichtig durch sein Zusammentreffen mit Gottlob Friedrich Ernst Schönborn, jenem durch Talent, Charakter und merkwürdige Lebensschicksale so bedeutenden Menschen in der an originellen Erscheinungen reichen Zeit. Er ist weniger durch J. Rist's treffliches Lebensbild, das wol nur in literarischen und lokalen Kreisen bekannter geworden ist, als durch die Mittheilungen über ihn in Friedrich Perthes' Leben in die Versammlung der Notabeln unsrer klassischen Literaturperiode eingeführt worden. Hier mag nur das Nothwendigste seiner Lebensumstände, soweit es Claudius berührt, aufgefrischt werden.

Zu Stolberg am Harz drei Jahre vor Claudius geboren*), in frühester Kindheit mit seinem Vater, der Prediger war, nach Holstein verpflanzt, auf der Schule zu Klosterberge und dann vermuthlich auf der Kieler Universität gebildet, hielt er sich vom März 1764 bis 1766 auf dem Gute Trenthorst, kaum eine Meile südöstlich von Reinfeld, als Hauslehrer auf und pflegte von dort aus mit Claudius, sowie mit manchen verschollenen Guten der Umgegend, Predigern und Schullehrern meist, traulichen Verkehr. Er ward gewiß ein Salz für Claudius' Stillleben. An Energie, Lust und Fähigkeit zum Handeln, an Bildungsdrang und Wissenstrieb diesem überlegen stand er mitten in dem Zug dieser Sturm- und Drangzeit, nach faustischer Art alle Gebiete zu durchwandern, zu ergründen. Wissenschaftlich beschäftigten ihn damals vornehmlich sprachliche Studien, deren solide Grundlage sich von der Klosterschule herschrieb, und neben Mathematik Philosophie, der er sich mit angebornem spekulativen Tiefsinn hingab. Zeugniß hiefür legt ein von ihm in höheren Jahren geschriebener „Abriß einer Geschichte des Spinozismus" ab. Daneben aber drängte er ins thätige Leben, nach einer Betheiligung an Staatsgeschäften, die ihm später auch werden sollte. Das politische Interesse, das unter den damaligen Schöngeistern nicht eben häufig war, regte sich schon früh-

*) Laut dem Stolberger Kirchenbuch am 15. Sept. (nicht nach Rist am 14.) 1737 geboren; sein Vater war der damalige Hofdiakonus Martin und Gottlieb Schönborn.

zeitig in ihm. Auch in seinen wenigen Poesien verräth es sich. Schönborn war keine dichterisch produktive Natur, — wie er denn auch auf andern, seinem Geist wahlverwandteren Gebieten nicht eigentlich das Bedürfniß des Zeugens und Gestaltens hatte, — das wenige von Oden, was wir von ihm haben, ist an Klopstock — nebst Shakspeare seinem Liebling — herangewachsen, aber vorzugsweise dem politisch-vaterländischen Ideenkreise seines Vorbildes entnommen. Auch den Kenner und Übersetzer Pindars erkennt man in den ungestümen Gesängen; ihre Form ist grotesk und gigantisch, voll sprachbildnerischer Kühnheit, der Inhalt aber großentheils gedankenmäßig-abstrakt oder mythologisch-fremd, so daß bei allem Schwung und mitunter taumelndem Enthusiasmus der lebendige Einheitspunkt, das eigentliche geistige Band der Poesie, sowie das edle Maß meistens gebricht. Doch finden sich neben den rhetorischen Auswüchsen, die im Schweiße des Angesichts geschrieben sind, Stellen von wahrhaft poetischer Kraft. Fast an verwandte Jugendstücke Göthe's kann z. B. Einzelnes aus seinem „Lied einer Bergnymphe, die den jungen Herkules sah" erinnern. Von der fünften Strophe an heißt es:

„Sturmwind ist seine Jugend!
Wie ein schäumender Becher fleußt er
Über von Lebenssaft!
Athmet um ihn die blühende Hebe
Balsam aus;

Wie deine Weinhügel, Bacchus!
Wie meine Blumenberg' im Frühling!
Hervorschießt es das stürmende Leben
Durch seine Augen im Sonnenstrom!" — u. s. f.

Eine seiner freiheitsdurstenden Oden hat er im J. 1776 von Algier aus an Claudius, seinen „alten herzlichen Bruder" gerichtet. Sie schließt:

„Ha! wo Du geboren warst, gab's Retter der Freiheit!
Wo Dich empfängt das schäumende Meer, Retter der Freiheit!
Wann sehen wir einst, Vater Rhein, auch an jenen Ufern sie aufstehn
Und weg die Fürstenketten reißen,
Durch welche noch wandeln Deine heiligen Wasser?
O weg! Land Thuiskons, von Deinen Völkerschaften sie!"

Von welcher geistigen Bedeutung Schönborn gewesen, erkennt man mehr noch als aus seiner sehr kleinen literarischen Hinterlassenschaft mittelbar aus der warmen Anerkennung und Anhänglichkeit von Männern ersten Rangs, wie sie in Briefen sich kundthut; er verkehrte als gleicher mit den größten Geistern der Nation mit Klopstock, Göthe, den Stolbergs u. a. Einer der besten Briefe, die von Göthe überhaupt gedruckt sind*), worin er von seinen eben voll-

*) Bei Rist, S. 53 flg.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

endeten Arbeiten: Werther's Leiden, Clavigo, Götter, Helden und Wieland, dem projektirten Drama Cäsar, von Herder's ältester Urkunde des Menschengeschlechts, Klopstocks Gelehrtenrepublik, von Lavater und Heinse u. a. aus frischestem Eindruck und Erlebniß erzählt, ist, von schriftlichen Lebenszeichen des Göthe'schen Elternpaars begleitet, an Schönborn nach Algier (1774) gerichtet. Dahin war dieser nämlich im Herbste 1773 als dänischer Konsulatsekretär verschlagen worden und hatte auf der Durchreise das Göthe'sche Haus in Frankfurt besucht. Später lebte er ein Vierteljahrhundert (1777—1802) als Legationssekretär in London, und schied damit freilich aus der Gemeinschaft der Fortentwicklung unsrer Literatur fast aus.

Wir werden ihn später in's Vaterland und in Claudius' Nähe zurückkehren sehen. Uns geht hier zunächst sein früheres Verhältniß zu diesem an. Ein fortgesetzter Briefwechsel unterhielt während ihrer Trennung die Verbindung. Sie schlossen sich mit Jugendwärme aneinander; Vater Claudius nennt Schönborn in einem Briefe den „Jonathan“ seines Sohnes. Und doch wie verschieden beide! Diese scharfkantige, wie Lessing an einem Übermaß forschender Spürkraft tragende Natur, deren geistiges Leben Kampf war und blieb ohne Frieden, ein edler Skeptiker, aber nicht aus Zerstörungslust, sondern aus dem heißen Drang des Suchens dessen, was er selbst finden wollte. Und dieser Zug der Wahrheit und dieses Herz voll Liebe war das Band in der folgenreichen Freundschaft mit Clau-

dius, dem glaubensbedürftigen und so viel leichter findenden. So schreibt Claudius später über ihn an Herder *) die schönen Worte: „Schönborn, der ein Gesicht wie Eichenrinde und ein Herz wie Blumenduft hat, und anbei ein Gemüth wie Newton und Cartesius"; an denselben im November desselben Jahres **): „Schönborn schießt seine Blicke wie Pfeile in die Essentias rerum, daß die accidentia wie Schlamm über die Pfeile zusammenlaufen. Er liebt auch den Homer und versteht viel Mathematik und Algebra."

Der Umgang mit ihm war für Claudius wie ein geistiges Bad, in dem er zuerst den von Jena mitgebrachten Schulstaub auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiet abwusch. Homer und Shakspeare wurden ihm bekannt und vertraut; die griechischen Lyriker und Bukoliker näher gebracht, wol auch Platon zum erstenmal gelesen; den größten vaterländischen Dichter der Zeit, den Messias- und Odensänger lernte er vermuthlich auch durch Schönborn schätzen; Geister wie Bacon und Newton ließen ihn in eine tiefere Philosophie und Naturbetrachtung blicken, als es die „dürren Sandwüsten der Wolff'schen Philosophie und der mathematischen Lehrart" ***) vermocht hatten.

*) S. April 1772. »Aus Herder's Nachlaß«. I, 370.

**) Das. S. 372.

***) Wie er sie selbst nennt in dem Aufsatz »über das Genie«, Werke I, 17.

Diese reichbelebte Nachbarschaft der beiden jungen Männer dauerte indeß nicht lange. Schon am 17. März 1764 verließ Claudius seine Landeinsamkeit und ging mit dem Packetbot über Lübeck nach Kopenhagen, wo ihm vermuthlich seiner Mutter Bruder, der Pastor Lorck auf Christianshafen, die Sekretärstelle bei einem Grafen Holstein verschafft hatte — vielleicht der nämliche, der als Geheimer Rath und Hofmarschall unter den Pathen von Claudius' ältestem Halbbruder aufgeführt wird. Offenbar sollte diese Privatstellung ein erster Schritt zum Eintritt in den dänischen Staatsdienst sein, wie ihn ähnlich damals viele junge Holsteiner thaten.

Es war keine Entfremdung von dem deutschen Leben. Noch nicht ging damals, wie heute, ein politischer Riß durch Dänen- und Deutschthum, der immer mehr zu einer Trennung auch auf andern Gebieten sich zu erweitern droht; im Gegentheil standen mehrere der tonangebenden Kreise in Kopenhagen unter dem Einfluß deutscher Bildung und zwischen der dänischen Hauptstadt, Kiel, Lübeck und Hamburg herrschte ein reger geistiger Verkehr. Freilich hat sich gerade an der Begünstigung des deutschen Elements in den höchsten Kreisen das Mißtrauen des Stockdänenthums allmählich entwickelt.

Der edle Graf, früher Freiherr Joh. Hartwig Ernst von Bernstorf, Minister unter Friedrich V. und dem unglücklichen Christian VII., war ein Hannoveraner; er wie sein noch berühmterer Neffe, der

Graf Peter Andreas von Bernstorf, den später Struensee's Sturz an's Regiment brachte, begünstigten deutsche Sprache und Literatur; der ältere, ein hochgebildeter Mann, der mit den berühmtesten Gelehrten Europa's in Briefwechsel stand und die meisten europäischen Kultursprachen redete, zog u. A. Klopstock, der ihm seine Odensammlung so lakonisch zuschrieb, nach Kopenhagen. „Als sein schönstes Verdienst — sagt B. G. Niebuhr *) — wird vielleicht dereinst die Befreiung seiner Bauern, Klopstock's Muße, und die gelehrte Sendung nach Arabien (an welcher Niebuhr der Vater theilnahm), genannt werden." Um diesen bildete sich bald ein deutscher Kreis, in den auch Claudius eintrat. Vielleicht vermittelte die Bekanntschaft mit Klopstock Gerstenberg, den Claudius nach unsrer obigen Vermuthung noch von Jena her kannte und jetzt als Rittmeister wieder traf. Aber er traf ihn in ganz veränderter Richtung des Dichtens. Die gezirkelte, fein ausgeputzte, aber in Erfindung und Gehalt armselige Poesie der „Tändeleien" hatte er abgethan, es war, als hätte das Soldatenhandwerk, dem er auch ganz unmittelbar einige Kriegslieder im Gleim'schen Ton widmete, seine Muse einen männlicheren Schritt gelehrt. In der That aber war es Klopstock, dessen Umgang ihm eins und alles war, die Hingebung an Shakspeare, das poetische Evangelium der neuen Richtung und der kaum auf dem Kon-

*) Carsten Niebuhr's Leben in B. G. Niebuhr's kl. Schriften I, 11.

tinent eingewanderte Ossian Macpherson's, denen er diese Umwandlung zu danken hatte. So erschien als erstes Zeichen der neuen Fährte bald nach Claudius' Aufenthalt (1766) sein „Gedicht eines Skalden", die poetische Verklärung des Falls der nordischen Götterwelt, im Munde eines aus seinem Todesschlafe erwachten Skalden. Verschwunden ist darin der hellenische Mythos, er hat den schwerfälligen Götternamen der Edda Platz gemacht; im Grunde bei Gerstenberg eine neue Mode, ein andres Kleid! Denn die Eleganz und Melodie der Sprache, die höfische Verfeinerung der Gefühle, der moderne Lebensinhalt — all das ist wie früher. Er nimmt insofern, wenn er selbst schafft, eine Mittelstellung zwischen dem französirten Griechenthum Wieland's und Klopstock's nordisch-vaterländischen Idealen ein. Aber sein Geschmack, sein Urtheil und Bewußtsein gehörte ganz dem Geist an, der von diesem seinem Abgott ausging.

Auch schuf er für diese neue Richtung einen literarischen Mittelpunkt in den „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur" (seit 1767), in denen sich die Neuerer des Geschmacks in Dänemark, Ostpreußen, der Schweiz und allen deutschen Landen die Hand reichten; ja aus England und Spanien liefen Beiträge ein. Es herrscht ein frisches hoffendes Leben in diesen Briefen. Das Beste fremder Literaturen wird besprochen, voran der englischen, und Shakspeare von Gerstenberg besonders eingehend gewürdigt; die altenglische Liedersammlung von Percy wird in Deutsch-

land eingeführt, auf Cervantes' Don Quixote aufmerksam gemacht, und unter den vaterländischen Geistern gelten Klopstock und Hamann als verheißende Bürgen einer reicheren Zukunft. Den Kunstregeln der Aristotelischen Poetik und dem französischen Geschmack erklärt Gerstenberg den Krieg und hilft, als einer der Vorboten der nahenden Sturm- und Drangzeit, das Banner der genialen Regellosigkeit, der freien Naturproduktion, aufpflanzen.

In diese Gährung trat Claudius ein. Und nicht äußerlich blos trat er ein, sondern bald gehörte er mit Leib und Seele, mit dem „omnia sua secum“ diesen Strebungen an. Die spanischen Stiefel, in denen seine „Tändeleien“ einherstolperten, lagen bald wie ausgetretene Kinderschuhe hinter ihm und aus der Verkleidung tritt eine neue Gestalt. Die eigentliche Inspiration übte aber nicht Gerstenberg, nicht andre untergeordnete Glieder dieses Kreises, sondern der Messiassänger selbst.

Geben uns auch die wenigen und lakonischen Briefe aus dieser Zeit an Schönborn keinerlei Aufschluß über den Grad und die Art der Anziehungskraft, die der große Dichter auf den suchenden und noch unentschiedenen Claudius geübt, so sprechen doch äußere und mehr noch innere Gründe dafür, daß derselbe groß und stark gewesen sein müsse; ja, ich bin geneigt zu glauben, daß Klopstock, ähnlich wie Herder für Göthe in Straßburg, ihm ein Wegweiser zunächst im Lande der Poesie geworden. Überhaupt sehe ich, wie gesagt,

diese Zeit für einen Wendepunkt in Claudius' innerem Leben an, nicht im tiefsten Sinn des Worts, im Sinn einer religiösen Erneuerung, wohl aber darin, daß ihm durch Klopstock's Lehre und Beispiel andre Gegenstände dichterischer Belebung Natur, Vaterland und der Zug zu Gott als der Trieb und die Seele alles höheren Erdenlebens aufgeschlossen wurden. Und auch darin liegt eine Vorbereitung auf jenes tiefste Friedensleben, das nicht dichtend, sondern seiend und lebend sich in das göttliche Sein vertieft, um von ihm aus Natur und Welt und Vaterland um so wahrer und inniger zu umfassen. So wurde, was der Verkehr mit Schönborn in der Stille vorbereitet hatte, auf diesem weiteren Schauplatz gefördert und durch den Einblick in eine dichterische Werkstatt selbst belebt.

Der fröhliche, dem geselligen Verkehr leicht geöffnete Sinn unseres Claudius war bald für Klopstock's jugendfrische Naturliebe gewonnen, in seine Naturliebhabereien eingeführt. Die großartige Umgebung Kopenhagens, seine Laubwälder und das Meer, überboten die Bilder der Heimath: schon Gerstenberg's Landsitz zu Lyngbye bei der Hauptstadt, den Lustschlössern Sorgenfrei und Friedrichsthal mit ihren Parks nahe, rief ihn häufig ins Freie; die Eisbahn, die Klopstock durch Lied, Wort, Beispiel und allerlei Anregung damals so populär unter der rüstigen Jugend machte, womit er Göthe später lockte, zog auch Claudius an. Ein Mitglied dieses Kreises schildert diese Eislust Klopstocks: „Eislauf predigt er mit der Salbung eines

Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken; denn auch mich, der ich nicht zum Schweben gebaut bin*), hat er aufs Eis argumentirt. — Ihm waren um Kopenhagen alle kleine Wassersammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung, wie sie später oder früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab; eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter:

Nur Ein Gesetz: wir verlassen nicht ehe den Strom,
Bis der Mond am Himmel sinkt!

Wenn ich das Gesetz durch Glossen verdrehte oder es brach, so ward meine Sünde durch ein Hohngelächter gerügt. In dem Eislauf entdeckte sein Scharfsinn alle Geheimnisse der Schönheit, Schlangenlinien, gefälliger als Hogarth's Schwebungen, wie des pythischen Apolls; schöner als der Liebesgötter Locken wehet ihm Bragas goldenes Haar. Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und — die besten Eisläufer sind." Ja die berühmte Ode Klopstocks „der Eislauf" (v. J. 1764) soll nach ausdrücklicher Überlieferung an Claudius gerichtet sein.

„Du kennest jeden reizenden Ton
Der Musik, drum gib dem Tanz Melodie!"

redet er ihn an und weiter:

*) H. P. Sturz (Schriften I, 330), der Verfasser, war von großer und beleibter Statur.

„O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beseelen weiß, und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
Wo des Krystalls Ebne dir winkt!“ —

Noch nach seiner Abreise aus Kopenhagen bildet das Schlittschuhlaufen ein Hauptthema in Claudius' Briefwechsel mit Schönborn; er erkundigt sich z. B. nach „dem Großmeister und seinen Gesellen“ in der edeln Kunst.

Wie hoch ihm Klopstock der Dichter gestanden und wieviel ihm dieser geworden, zeigt am besten seine schöne Anzeige der ersten Odenausgabe *). Es heißt da u. A.: „Wenn man 'n Stück zum erstenmal liest, kömmt man aus dem hellen Tag in eine dämmernde Kammer voll Schildereien; anfangs kann man wenig oder nichts sehen, wenn man aber d'rin weilt, fangen die Schildereyen nach und nach an, sichtbar zu werden und afficiren einen recht, und dann macht man die Kammer zu und beschließt sich darinn, und geht auf und ab und erquickt sich an den Schildereien und den Rosenwolken und schönen Regenbogen und leichten Grazien mit sanfter Rührung im Gesicht u. s. w. Hie und da bin ich auch auf Stellen gestoßen, bei denen's mir ganz schwindlicht worden ist und 's ist mir gewesen, als wenn 'n Adler nach 'n Himmel fliegen will, und nun so hoch aufsteigt, daß man nur

*) Zuerst im Wandsbecker Boten Jahrg. 1771, N. 175, 177 u. 179, dann Werke I, 54.

noch Bewegung sieht, nicht aber, ob der Adler sie mach', oder ob's nur 'n Spiel der Luft sey. Da pfleg' ich denn 's Buch hinzulegen, und mit Onkel Toby 'n Pfiff zu thun." —

Neben Klopstock's eigenen Dichtungen, von denen außer einer Reihe der schönsten Oden (allerdings damals noch nicht gesammelt) schon die zehn ersten und besten Gesänge des Messias gedruckt vorlagen und die folgenden fünf vorbereitet wurden, scheint sich Claudius damals besonders mit dem Englischen und Shakspeare befaßt zu haben, wie ich aus Briefstellen entnehme. Wissenschaftliche Beschäftigungen gingen wie in Reinfeld damit Hand in Hand. Auch das deutsche und nordische Alterthum, wie die germanische Mythologie, also ein vaterländisches Element, trat ihm dort durch die Anregung der Örtlichkeit, durch Klopstock, den „Barditenmann" *), und Gerstenberg nahe; seine spätern Schriften verrathen nähere Bekanntschaft damit. Auch zu Ossian's Helldunkel wallfahrtete er wol mit den anderen Stürmern und Drängern. Doch wenn auch in Claudius' Briefen mitunter die Zaubernamen Wodan, Brenna und Hermann erklingen, — hingegeben hat er sich niemals diesem unsrer Literatur so gefährlichen Bardenschwindel.

Ob ihn damals die ernsten Fragen über die Grundlage alles wahren Menschenlebens tiefer erfaßt und bewegt, ob er ihnen philosophisch oder im Glauben

*) Wie er ihn in einem ungedruckten Briefe an Gerstenberg v. 24. März 1769 nennt.

sich zu nähern gesucht — wir wissen es nicht. Dem letzteren Weg stand Schönborn zu fern, als daß in den Briefen an diesen, der einzigen authentischen Quelle jener Jahre, solcherlei Andeutungen vorkommen könnten. Aber auch hierin kann Klopstock und seine Dichtung nicht ohne Einfluß auf Claudius geblieben sein. War in jenem beim Beginn der Messiasdichtung auch nicht alles durchaus Gestalt und Leben, vieles blos aus der Phantasie geboren und dem Bereich der „christlichen Kunst“ entstammt, so war der mitwirkende Faktor doch auch eine fromme, dem Göttlichen zugewandte Gesinnung, die auf unverschlossene Geister nicht ohne Wirkung bleiben kann; und seit dem Tode seiner ersten Gattin Meta (1758) wurde auch hierin mehr und mehr Wahrheit, was früher mehr Dichtung gewesen.

Zu diesem deutschen und Klopstock'schen Kreise, also auch zu Claudius' Umgang, gehörten noch der würdige geistliche Liederdichter Joh. Andreas Cramer, Klopstock's Universitätsfreund, von 1754 — 1770 Hofprediger in Kopenhagen (dessen damals zwölfjährigen Sohn Carl Friedrich, der später als Klopstock's übereifriger Jünger und als Revolutionär bekannt geworden, nahm er manchesmal mit aufs Eis); der als Sprachphilosoph und Theologe bekannte G. B. Funk, Mitarbeiter an den Literaturbriefen, später Schulmann in Magdeburg; sein Fachgenosse F. G. Resewitz (dann deutscher Prediger in Kopenhagen, endlich Abt zu Kloster Bergen und preuß. Generalsuperintendent); der oben

schon erwähnte Helfrich Peter Sturz, damals dänischer Gesandtschaftsrath und Sekretär im Bernstorf'schen Ministerium, als Schriftsteller, Kunstkenner und feingebildeter Weltmann bekannt, gleichfalls Theilnehmer der Gerstenberg'schen Zeitschrift; der berühmte Arzt Joh. Just. v. Berger; der Kupferstecher Preisler u. a. Wahrscheinlich ist es, daß Claudius schon damals zwei begabte Knaben sah, die ihm als Männer so eng verbunden werden sollten — die Grafen Christian und Friedrich Leopold Stolberg, die mit ihrer seit dem Juni 1765 verwittweten Mutter bei Kopenhagen lebten. Es war die Zeit, wo das geistige Interesse und die literarische Gährung die gesellschaftlichen Schranken zu durchbrechen anfing, die verschiedenen Stände und Berufsarten mischte und einen neuen Stand, den der literarisch Privilegirten schaffen zu wollen schien. Dichter, Künstler, Geistliche, Ärzte, Beamte, Offiziere, Hauslehrer verkehrten auf dem neutralen Boden des Geschmacks und der Dichtung frei und gleich mit einander, und der erste Minister des Landes verschmähte es nicht, sich in dem bunt gemischten Kreise zu bewegen. Diese Entfesselung des socialen Lebens, die der Entfesselung der Literatur zur Seite ging, ist auch für Claudius von Wichtigkeit.

Doch war seines Bleibens in Kopenhagen nicht lange. Er fühlte sich in seiner beengenden Stellung nicht wohl, durch hochfahrendes Wesen im Hause verletzt und gab deshalb rasch und ohne andere Aussicht den Posten auf. Schon im August 1765 finden wir ihn wieder

in seinem „Vaterflecken“ Reinfeld, wo er über drei Jahre verweilte. Nur kurze Zeit noch war Schönborn sein naher Nachbar; im Jahre 1766 ging derselbe als „Informator“ nach Kopenhagen, wohin ihn Claudius schon zwei Jahre früher eingeladen hatte, und trat dort bald der Bernstorf'schen Familie näher und damit in die Bahn ein, in welcher sein äußeres Leben weiter verlief. Mit ihm wie mit andern Kopenhagener Freunden, auch mit Klopstock (der freilich ein berüchtigt schlechter Korrespondent war), blieb Claudius in Briefwechsel, bis ihn seine Übersiedlung nach Hamburg aus der Einsiedelei wieder in ein bewegteres Leben versetzte. So wenig Zeugnisse uns aus diesem verlängerten Reinfelder Aufenthalt vorliegen, so scheint es doch für Claudius eine fruchtbare Zeit gewesen zu sein, vielleicht die Lebenskrisis, die ihn zum Manne bildete, in der er die in Kopenhagen erfahrenen mächtigen und stürmischen Eindrücke unter dem Schutz stiller Sammlung und Einkehr ausbaute zu der Grundlage seines späteren Lebens und Wirkens; in der er die ersten festen und kennbaren Züge des „Boten“ gewann, mit einem Wort sich selbst fand. Denn alsbald nach diesem Aufenthalt erhält Alles, was er in Briefen, Aufsätzen und Gedichten schreibt, eine Physiognomie und zwar die, an der wir den trefflichen Asmus von weitem schon kennen. Der Schutt vermoderter Zeitformen ist weggeräumt und das wirkliche Bild, das Naturbild des Menschen hergestellt. Aber es gibt ein ideales Urbild, das noch tiefer liegt und das nicht blos der Zeitgeist des Moments

verwischt und entstellt hat, sondern Zeit und Welt selbst. Dessen Herstellung ist nicht Menschenarbeit allein.

Übrigens spricht Manches dafür, daß Claudius in seiner Zurückgezogenheit auch die heilige Schrift fleißiger gelesen, daß der Lebensodem des frommen Pfarr- und Vaterhauses seinen inneren Lebensgang wieder angeknüpft an den Geist der Kinderjahre, daß die kirchliche Sitte einer altgläubigen Gemeinde still und tief auf ihn gewirkt und der Zeitgeist, der in großen Städten lauter und lockender rauscht, weniger vernehmbar an das entlegene Asyl anschlug. Geht doch überhaupt der Zug aus dem Aufenthalt in größeren Städten heraus nach der Landeinsamkeit und Verborgenheit durch Claudius' ganzes Leben. Es ward ihm nicht wohl in der Stadt, sein Hang zu einfachen Lebenszuständen, zu geräuschloser Eingezogenheit trieb ihn stets wieder weg. In Kopenhagen hält er es nicht lange aus, nicht in Hamburg, nicht in Darmstadt.

Doch sollte ihm zunächst ein weites und lautes öffentliches Leben wieder nahe rücken.

IV.

Hamburg; — Weltleben und Literatur.

Claudius ging als Redakteur der „Addreß-Comtoir-Nachrichten“ im Spätherbst 1768 nach Hamburg. Gründer dieses Blatts war der Etatsrath Leisching, der nach dem Muster des Kopenhagener Instituts, das er bei einem früheren Aufenthalt dort kennen gelernt hatte, in Hamburg ein Adreßcomptoir anlegen wollte. Vielleicht war ihm Claudius von Kopenhagen her empfohlen worden.

Die Übersiedlung fiel in eine sehr angeregte und bedeutende Epoche dieser damals zugleich handels- und geistesmächtigen Stadt. Ja man kann in Wahrheit Hamburg um das Jahr 1770 wie die größte, reichste und äußerlich belebteste, so literarisch die erste, die Hauptstadt Norddeutschlands d. h. aber damals Deutschlands überhaupt nennen. Während mit dem Ausgang des dreißigjährigen Kriegs der Glanz des alten Hansabundes vollends erblich, zog Hamburg die letzten Strahlen dieses Glanzes an sich und hob sich allein und selbständig trotz ja durch den deutschen Krieg um so kräftiger empor. Aber nicht blos

eine Schöpfung des Handels war das neue Hamburg. Wie im Mittelalter seine Fluß-, Meeres- und Handelslage zugleich mit seiner kirchlichen Bedeutung als Erzdiöcese — hatte doch schon Karl d. Gr. sie zur Missionsanstalt für den noch unerforschten Norden bestimmt — die beiden Faktoren gewesen, von welchen die Größe der Stadt ausging, so später im zweiten Stadium ihrer Blüthe die Reformation und der neue Welthandel, ebenfalls ein geistliches und ein weltliches. Aber zwischen diese beiden Gegensätze stellte sich in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten des 18. Jahrhunderts mehr und mehr ein drittes Element, eine reichere Weltbildung, wissenschaftliche und literarische Kultur — nicht verwachsen freilich mit dem Volks- und Bürgerleben, sondern noch in aristokratischer Sonderung. Die Handelsverbindung mit den protestantischen Ländern England und Holland, den Hauptsitzen der freieren Geistesbewegung im damaligen Europa, ward zu einer inneren und geistigen. Große Namen von Lehrern und Gelehrten, berühmte Bildungsanstalten schmückten die Stadt; Zeitblätter entstanden; Kunstsinn und Privatsammlungen kamen auf. Aber auch die Poesie erhielt in Hamburg schon mitten im dreißigjährigen Krieg eine Freistatt. Paul Fleming's junges und reiches Dichterleben fand dort sein frühes Ziel; ungefähr ein Jahrhundert später stand Hagedorn's leichtere Muse in der Mitte ihres Ruhms; zwischen ihnen steht der natursinnige überfruchtbare Brockes.

Die meisten der genannten Vorzüge fanden sich nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts gesteigert in Hamburg zusammen; als ein neuer und nicht unwichtiger trat der Aufschwung des Theaters hinzu, für welches von hier aus ein neues Leben und die eigentlich künstlerische Begründung ausging. Man weiß, welche Hoffnungen man an diese Kunstinstitute damals knüpfte, welche Glorie auf ihnen lag; — wie sich edele Geister in dem Traume wiegten, von den Brettern aus könnte eine ächte und wirksame Volkspädagogik geübt werden. Es waren die Dämmerzeiten der dramatischen Literatur, die sich und ihre Gestalten dort von Meisterhand verkörpert sehen konnte, während gleichzeitig gerade in Hamburg die großen Schatten der Shakspeare'schen Stücke über die Bühne gingen. Von andern Theaterunternehmungen, die vorhergingen, zu schweigen, so war man gerade kurz vor Claudius' Ankunft mit dem Plan der Begründung einer Nationalbühne hervorgetreten, unter Mitwirkung von Kräften wie Konrad Eckhof's und der Charlotte Ackermann. Und zu dieser Unternehmung trat, wie bekannt, Lessing in ein näheres Verhältniß. Seine ernsten Bemühungen um die Bühne, die so bald scheiterten, seine Dramaturgie, die von der Stadt den Namen trägt und gegen den Schluß in jene herbe Anklage des deutschen Nationalbewußtseins ausbricht, geht uns hier nicht näher an. Aber mit Lessings Eintritt in Hamburgs geistiges und gesellschaftliches Leben war ein persönlicher Mittelpunkt für die Lebensfragen der Literatur gewonnen; um ihn, der

damals auf der Höhe seines Lebens stand, sammelte sich, was rüstig den Weg des Neuen ging.

Auch Claudius wurde bald mit Lessing bekannt und lebte ganz in diesem Kreis. Ehe wir ein Wort über ihr persönliches Verhältniß sagen, sehen wir uns in der Peripherie dieses Kreises um!

Es gingen durch das geistige Leben Hamburgs zwei scharfe Gegensätze, die bald in helllodernden Kampf geriethen. Auf der einen Seite stand die individuelle Freiheit, die Weltbildung, die neue Literatur mit ihrem entfesselten Naturstreben, ihr Hauptorgan das Theater; — auf der andern die kirchliche Gebundenheit, der strenge Gehorsam, die lutherische Orthodoxie, der blinde Haß gegen die auflebende Poesie, die Verdammung des Theaters, monotone Abgeschlossenheit gegen alle Weltbildung. Das Haupt der letzteren Partei war der bekannte, durch Lessing's späteren Streit so berühmt gewordene Senior Johann Melchior Goeze, Hauptpastor an der St. Katharinenkirche. Vermittler zwischen den beiden Gegensätzen fehlten oder waren ohne Einfluß; doch thäte man Unrecht, blos und allein vom Standpunkt der Lessing'schen Streitschriften über Goeze und sein Verfahren zu richten. Man darf nicht vergessen, daß die übermächtige Tradition über ihn lediglich aus dem Lager des Rationalismus und der neuen Literatur, also aus Feindeslager stammt.

Claudius indeß stellte sich in allen Hauptfragen damals auf die Gegenseite dieses Mannes und dort haben wir seine Freunde zu suchen. Es ist von hoher Wich-

tigkeit für sein Leben, daß er auf dem engen Raum des reichsstädtischen Bodens Vertreter fast aller Richtungen des kräftigen Aufschwungs fand, den die vaterländische Kultur damals nahm. Der frische freie Zug wehte hier besonders scharf, und die Wissenschaft, die Dichtung, der Staat, das sociale Leben, die Erziehung und Schule — alle spürten seine Wirkungen und auf allen diesen Gebieten sah Claudius Wortführer und Reformatoren in nächster Nähe, unter seinem Freundeskreise. War auch dieser Kampf gegen das Alte nicht selten ein schonungs- und rücksichtsloser, oft ohne ein tieferes Verständniß für das geschichtliche Leben und seine Bedingungen, so schützte doch die sittliche Natur und die wirkliche Kraft der Meisten vor Frechheit und leerer Verneinung. Für Claudius war dieser Verkehr wie eine gesteigerte Fortsetzung seines Kopenhagener Aufenthalts. So verschieden die Interessen des Kreises waren, sie berührten sich doch in einem gemeinsamen Mittelpunkt. Es waren theils praktische Leute, Männer der That und des Geschäfts, theils Schriftsteller — aber jene folgten dem Zug der Zeit, ihrer praktischen Thätigkeit Ideeen abzugewinnen und sie danach zu regeln, diese suchten sich dem wirklichen Leben auf jede Art zu nähern, es zu studiren, zu genießen, der Literatur daraus neuen Inhalt und festeren Boden zu schaffen. Wie also beide Theile, entweder selbstthätig oder lesend, beurtheilend und bewundernd sich in dem literarischen Medium zusammenfanden, so lag Claudius' Zeitungsarbeit recht eigentlich in der Mitte. Der persönliche Berührungspunkt dieser beiden Elemente war aber eine

äußerst belebte Geselligkeit. In die schwerfällige Masse der in Hamburg heimischen Gastereien und Lustbarkeiten kam nun Geist und Leben; wie in Kopenhagen, so ging auch hier eine Revolution in der Gesellschaft vor. Die steife Zopfzeit ward zu Grabe getragen; Humor, ja Ausgelassenheit in Witz und Satire kamen auf; wie sie das stockende deutsche Leben in Fluß bringen halfen, so strömten sie auch nicht selten über das Geleise der guten, alten Sitte und Ehrbarkeit hinaus. Aber selbst das Trübe der Gährung konnte zur Läuterung werden.

Wir nennen aus Claudius' Freundeskreis zunächst Joachim Christoph Bode, damals Inhaber einer Druckerei und Verlags-Buchhandlung. Sein Geschäft, an dem eine kurze Zeit Lessing theilnahm, stand im Dienst der neuen Literatur, und er selbst war durch geschäftliche und Übersetzerverdienste, durch Rechtlichkeit, Verstand und gesellige Gaben ein wichtiges Glied dieses Kreises. Zugleich war seine Lebensgeschichte selbst wie ein Stück Poesie. Im Braunschweig'schen geboren, eines Soldaten, nachherigen Ziegelbrenners Sohn, hütete er als Knabe die Schafe, kam dann zu einem Stadtmusikus in Braunschweig in die Lehre, wo er unter Entbehrungen und Demüthigungen aller Art bei Tage mehrere Instrumente spielen lernte, Nachts aber bei der Lampe in seiner luftigen Schlafstätte unter den Dachziegeln sich in Bücher, u. a. in die Wunder des Simplicissimus vertiefte. Als Hautboist in Celle und bereits Familienvater trieb er musikalische Studien und erlernte neuere Sprachen; nach Verlust von Frau

und Kindern verschafften ihm diese Fertigkeiten in Hamburg Brod durch Privatunterricht. Durch seltsame Verwicklungen fand er dort Herz und Hand einer reichen und schönen Dame, erwarb das reichsstädtische Bürgerrecht und lebte in völliger Unabhängigkeit namentlich der Freimaurerei. Nach dem Tode auch dieser Frau zum drittenmale verheirathet fing er gerade um die Zeit, von der wir reden, das oben genannte Geschäft an, das einen Centralpunkt für die Hauptwerke der werdenden Literatur bilden sollte. Wie er später nach Weimar übersiedelte, die Seele des Illuminatenordens wurde und mit den Revolutionärs in Verbindung trat, gehört nicht hierher. Seine Vorliebe für die englischen Humoristen, von denen er u. a. gerade um jene Zeit auf Lessing's Anregung Yorik's empfindsame Reise von Lorenz Sterne so meisterhaft übersetzt hat; sein Sinn für das Volksleben der unteren Stände, aus denen er hervor gegangen war; sein eigener glücklicher und ursprünglicher Humor; seine musikalischen Gaben, dabei ein eingeborner Oppositionstrieb gegen die Zustände der staatlichen, kirchlichen, socialen, literarischen Wirklichkeit — alle solche Eigenschaften, die ihn auch ohne eigene Dichterkraft den Vorboten der neuen Zeit anreihen, machten ihn damals Claudius werth und interessant.

Hamburg's größte Berühmtheit in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Hermann Samuel Reimarus, 41 Jahre lang Lehrer der orientalischen Sprachen am dortigen Gymnasium, der Verfasser der später von Lessing in Wolfenbüttel herausgegebenen „Fragmente eines Ungenannten“ war ein Jahr vor Claudius' Niederlassung

gestorben, aber sein Sohn, der s. g. jüngere Reimarus (Johann Albert Heinrich), der berühmte Arzt und edle ächt reichsstädtische Bürger, der thätige Theilnehmer gemeinnütziger Unternehmungen, den man wohl den deutschen Franklin, dessen Blitzableiter er auch in Deutschland einführte, genannt hat, und dessen um fünf Jahre jüngere Schwester, die von den vornehmsten Geistern der Zeit vielgefeierte Elise Reimarus (1735—1805), bildeten für den Kreis, von dem wir reden, das erste gesellige Haus in Hamburg. Der hartnäckige rationalistische Sinn des Vaters, der allmählich der Sinn der Zeit wurde, lebte in den Kindern fort. Wie jener, so huldigte auch der Sohn den Grundsätzen der Leibniz'schen Philosophie, also einer Weltansicht, mit deren Abart Claudius schon auf der Hochschule zerfallen war. Reimarus war überzeugt, daß Verstand und Vernunft, und sie allein, die Quelle der Erkenntniß seien; daß beide, auf das Höchste gesteigert, zu Erkenntnissen über die Gränzen jeder Erfahrung hinausführen und uns die Existenz eines persönlichen Gottes und die Gewißheit der Unsterblichkeit lehren; daß die Welt zufällig, nothwendig ein Wesen außer ihr sei. Ein eigenes inneres Licht, mit welchem er das Unsichtbare anschauen und beleuchten könnte, eine innere Quelle der Evidenz außer der Vernunft lehnte er von seinem Bewußtsein ab. So hatte auch das Schriftwort und sein Glaubensinhalt für ihn nicht die Bedeutung einer göttlichen Offenbarung.

Mit Reimarus und seiner Schwester hatte Claudius in dieser Zeit und noch lange Jahre nachher vielfachen

Verkehr, wie auch später in dem Hause des begabten und reichen Kaufmanns Sieveking, des Schwiegersohns von J. A. H. Reimarus. Gerade die Verschiedenheit, ja zum Theil der Gegensatz dieser Naturen war für Claudius bildend und anregend. Diese rastlose Willenskraft, der beobachtende und untersuchende Scharfsinn, die ungemeine Thätigkeit, die bewegliche Vielseitigkeit der wissenschaftlichen und praktischen Interessen zeigten ihm die treibenden Kräfte eines der Gemeinschaft gewidmeten aktiven Lebens und legten dem in sich lebenden Dichter zeitweilig den Wunsch nahe, aus seiner Natur herauszugehn und sich gleichfalls in dieser Richtung zu versuchen.

Die Skepsis in dem Wesen dieser Männer aber trat oft zurück hinter ihrem praktischen Lebensernst, und diese ethische Seite, die edle und umsichtige Menschenliebe, die ihre Blicke weit über das Weichbild der kleinen Republik hinauswarf, zog Claudius an; die geistige dagegen, ihre Abwendung von dem positiven Christenthum, entfernte ihn mit der Zeit mehr und mehr.

Zu seinem Umgang und dem geschilderten Kreis gehörten dann auch mehrere Schulmänner, die, jeder in seiner Art, an der Belebung und Wiedergeburt des deutschen Bildungs- und Erziehungswesens arbeiteten. Der eine, Martin Ehlers, der spätere Kieler Professor, ward einige Zeit (im J. 1771) nach Claudius' Ankunft Professor und Rektor des Gymnasiums in dem nahen Altona; eine innige, warme, liebevolle Natur, die mit weitem Herzen für das Wohl und Weh der Menschheit fühlen und schwärmen wie mit

eifrigem Wort und nüchternem Werke das erreichbare Nahe fördern konnte. Eine Reihe pädagogischer Schriften sollte den Schulpedantismus, die Ausschließlichkeit des griechisch-römischen Buchstabendienstes, wie man ihn damals vielfach betrieb, beseitigen helfen, dem Realismus und der Anschauung Bahn brechen; ein Fachgenosse nennt ihn den „Vater der Pädagogik in Deutschland.“

Noch kräftiger werkthätig in diesem Geist war Joh. Georg Büsch, dessen Haus neben dem Reimarus'schen lange Zeit der Sammelplatz der guten und geistreichen Gesellschaft gewesen ist. Früher Professor der Mathematik an dem akademischen Gymnasium in Hamburg hatte er 1767 den ersten praktischen Versuch zur Anlage eines Realinstituts unter dem Namen einer Handlungsakademie gemacht — eine Bildungsanstalt, die, getragen von der Neuheit der Idee, von dem Bedürfniß des Orts, dem Zutrauen des Auslands (namentlich der Engländer und Russen) und dem ausgebreiteten schriftstellerischen und bürgerlichen Ruf ihres Stifters und Leiters, bald zu europäischem Ruhm kam; in der später u. A. Alexander v. Humboldt und Barthold Georg Niebuhr eine Zeit lang Unterricht empfingen. Auch in dieses Mannes Leben und Wirken ging der Grundtrieb auf den Anschluß der Bildung an das Leben und seine Bedürfnisse und Forderungen — wenn dieser Trieb sich auch alsbald zu einer für den unmittelbar praktischen Gebrauch bestimmten Fachbildung verengte.

Den stärksten Ausdruck fand aber diese Richtung — freilich in der Einseitigkeit des Gegensatzes bald

zur Caricatur der plattesten Aufklärung und prosaischen Nützlichkeitsanbetung verzerrt — in Joh. Bernhard Basedow, der damals (seit 1761) Professor in Altona und gleichfalls mit Claudius wohl bekannt war. Sein frühere popular-philosophische und theologische Thätigkeit geht uns nichts an; er war durch dieselbe nicht blos mit seinem stets gewappneten Gegner, dem Senior Goeze, zerfallen, sondern ward in Altona sogar vom Abendmahl ausgeschlossen. Aber gerade in diesen Jahren wandte er sich von der Theologie ab zur Pädagogik, in der er die von Rousseau empfangenen Inspirationen durch Schriften und bald durch die That in das deutsche Leben einzuführen suchte. Seiner eignen Zuversicht kam das begeisterte Zutrauen von Fürsten und Publikum entgegen. Gewiß nur das geistig höchst lebendige, witzige, auf- und anregende Wesen des Mannes und der — freilich mit mancherlei Eigennutz und Unreinigkeit verquickte — Schwung, den jene scheinbar so hohen Lebenszwecke ihm liehen, konnten Claudius vorübergehend anziehen, nie gewinnen. Nur stark in der Negation, die ihm den bestehenden kirchlichen und Schulzuständen gegenüber die scharfgeschliffene kritische Waffe in die Hand gab, ermangelte er beim Neuschaffen der tieferen Wahrheit der Erkenntniß und der entsagenden Liebe, die allein hier bauen und gründen kann. — Auch mit Christoph Daniel Ebeling, seit 1769 an der Hamburger Handlungsakademie thätig, später Professor des Griechischen und der Geschichte am Gymnasium, kam Claudius in persönliche, weiterhin auch in literarische Verbindung.

Als einen nähern Freund von ihm nennen wir noch den Pastor Julius Gustav Alberti an der Sct. Katharinenkirche, den nächsten Amtsbruder, aber zugleich Widerpart des an derselben Kirche thätigen Senior Goeze. Auch diesen letzteren kannte Claudius, stand aber in den Streitigkeiten des Mannes mit Alberti, die bald nach Claudius Ankunft in Hamburg ihren Anfang nahmen, auf des ersteren Seite. Alberti, ausgezeichnet durch theologische, philosophische und Sprachkenntnisse, nahm in den damals so heftigen Kämpfen zwischen der lutherischen Altgläubigkeit und der schönen Literatur eine vermittelnde Stellung ein, fiel aber zuletzt nach jahrelangem Kampf dem vorübergehenden Sieg der ersteren und ihrem Hauptkämpen in Hamburg zum Opfer. Wir kommen auf diese Kämpfe und Claudius' Betheiligung daran zurück. Alberti wählte seinen Umgang vornehmlich auf der nicht orthodoxen Seite; mit Lessing, der indeß damals auch mit Goeze häufig zusammentraf, stand er im nächsten Verkehr. Er war der Prediger der Gebildeten in der Gemeinde, Goeze der Mann des Volks. Claudius mußte in ihm die biedere und menschenfreundliche Art lieben und sich von seiner Eigenthümlichkeit, die ihn von der Buchstabenrichtung der damaligen Orthodoxie und der gottverlassenen Neologie gleich sehr entfernte, angezogen fühlen. Die inneren Widersprüche und Halbheiten aber, an denen Alberti's theologische Haltung unzweifelhaft krankte, störten den selbst noch vielfach unklaren, suchenden, unentschiedenen Freund mit nichten. Zugleich aber fesselte Alberti durch ein

Übermaß von geselligen Talenten, eine unerschöpfliche Witzader, eine Darstellungs- und Nachahmungsgabe, die seine Freunde der Mimik Garrick's verglichen, und eine zugleich gefürchtete und belachte Satire, die ihn nicht selten über die Gränze seiner geistlichen Stellung hinwegführte und ihm viele Feinde machte.

Der Kreis von Claudius' Umgang war hiermit nicht geschlossen. Schon damals traten ihm die Brüder Hensler nahe, und näher noch die beiden Vettern Mumssen. Der ältere Hensler, einer der ersten Ärzte seiner Zeit, lebte in den sechziger Jahren in Altona und dem unfernen Pinneberg, ehe er als königlicher Leibarzt nach Kopenhagen, später an die Kieler Universität ging — ein Mann, der durch den Adel seines Geistes und Charakters zu den besten des Landes zählte. Sein weit jüngerer, früh verstorbener Bruder, am Ausgang der sechziger Jahre als Steuerbeamter in Altona angestellt, später in Stade lebend, hat sich auch als Dichter und Mitarbeiter am Göttinger Musenalmanach bekannt gemacht und war mit Claudius wohlbefreundet, ein klarer Kopf, thätig und fest, scharfer Menschenkenner und schlagfertig mit Epigrammen auf ihre Gebrechen. — Besonders hingezogen ward Claudius aber zu dem redlichen Jakob Mumssen, dem Altonaer Arzt, dem nüchternen, wie ihn ein jüngerer Freund schildert *), und Hippokrates' ächtem Jünger, dem Schüler und Diener der Natur, dessen Pharmakopöe so einfach war

*) Rist in »Schönborn und seine Zeitgenossen« S. 7.

wie sein Glaube. Auch als die Jahre und der Zauber der Jugendfreundschaft zur Neige gingen, blieb dieser Freund mit Claudius nur um so inniger verbunden durch das stärkste Band aller Gemeinschaft. Er überlebte den vier Jahre jüngeren Boten um vier Jahre.

Es scheint, daß Claudius damals viel in Gesellschaften, auf Landausflügen lebte; auch dem Theater widmete er einige Zeit und eine gespannte Aufmerksamkeit, wie mehrere literarische Reliquien zeigen. Er ließ sich tragen von den Wellen dieses geistreichen, heitern und doch von den größten Ideen der Zeit bewegten Lebens. Sein Humor, mit dem er als Adreßcomptoirnachrichtenschreiber zum erstenmal vor den Leser trat, war ein Kind seiner Natur und dieses Lebens. Die englischen Humoristen und ihre damals so vielgelesenen Romane konnten nur anregend wirken, aber ihr Nachahmer war er in keiner Weise.

Mit Lessing, auf den ich zurückkomme, knüpfte sich trotz der Verschiedenheit des Alters, des Wesens, der innersten Richtung ein engeres Band, das auch über das Hamburger Zusammenleben hinweg aushielt. Er war ohne Frage in dem geschilderten Kreis der überlegene, der allgemein als Führer erkannte. Seine beiden größten Leistungen, Minna v. Barnhelm und Laokoon lagen vor; seine unantastbare kritische Größe stand fest. Claudius ging mit begeisterter Liebe auf seine Schöpfungen ein, deren innere Wahrheit ihn anzog, in denen er den Hauch sittlicher Lebensmächte, der Ehre, Unschuld, Pflicht, der Vaterlandsliebe freudig erkannte. Damals

erschien das genannte Drama neben den Jugendstücken auf der Hamburger Bühne; Claudius widmet dem Stück und seiner Darstellung in den Adreßcomptoirnachrichten einen originellen Briefwechsel, worin ein junger Mensch vom Lande an seinen Vater über das Gesehene berichtet und wo sich die Stärke der Bühnenillusion in dem Glauben des guten Jungen malt, es sei alles selbsterlebte Wirklichkeit.

„Gestern Abend, den Abend vergeß ich nicht, so lange ich lebe, gestern Abend, etwas nach 5 Uhr, führte mich Vetter Steffen in ein Musikhaus. Wir kamen durch einen wunderlichen krummen Gang in einen großen prächtigen Saal. Hier saßen wohl bei tausend Menschen theils auf Bänken, die auf der Erde hinter einander, und theils in Bücherrepositoriis und kleinen Schränkchen, die rund herum an den Wänden über einander befestigt waren. Wir hatten eine herrliche Musik zu hören, und ein großes schönes Gemälde zu sehen, das auf einem Vorhange gemalt war. Hinter dem Vorhange, dachte ich bei mir selbst, wird ein Alkoven mit einem Himmelbette sein, aber das geht dich nichts an. Doch ich hatte nicht recht gerathen. Der Vorhang ward hernach weggethan, und dahinter war noch ein ganzes geräumiges Wirthshaus, wo man vermuthlich alles fordern und haben konnte, was man wollte; es würde auch gewiß den Abend was rechtes sein verzehrt worden, denn im Saal waren viele vornehme und reiche Mann- und Frauenzimmer, wenn sich nicht von ohngefähr, gerade als die Musik aufhörte, in dem Wirthshause ein be-

sonderer Vorfall ereignet hätte. Reisende Leute, die sich kannten und suchten, und, ohne es zu wissen, in demselben Wirthshause logirten, fanden sich. Das war ein Lärm, da war Freude, und Leid, und Zank, und wieder Freude, und wieder Zank und Liebe, und Freundschaft und Großmuth, alles durch einander. Doch es mochte eine recht gute Art Leute sein; bei uns sind die Leute nicht so, auch hier müssen nicht viele so sein, denn die ganze Gesellschaft im Saal wunderte sich über sie, starrte mit Augen und Ohren sie an, und vergaß Essen und Trinken darüber. Sie waren freigebig, rechtschaffen, edel, hart gegen sich selbst, wollten mit Gewalt glücklich machen und nicht glücklich gemacht sein. — Da war eine hübsche Wittwe, die betrübter war als sie aussah, eine Kammerjungfer, die muthwilliger aussah als sie war, ein vortrefflicher Wachtmeister, ein Kerl der Geld hatte, und ein junges schlankes Fräulein, für die ich alles in der Welt hätte thun können — ja, aber der Major von Tellheim that auch als ein rechtschaffener Mann bei ihr. Er hatte, konnte ich wol merken, dem Fräulein die Ehe versprochen, und wollte sie auch noch gerne haben, wollte sie aber auch nicht haben, weil er unglücklich geworden war. Das junge Fräulein freuete sich herzlich, daß sie ihren Tellheim wieder gefunden hatte, wollte ihn mit allem seinem Unglück, sie stürmte erst mit freundlichen muntern Einfällen, und edler Schalkhaftigkeit, dann mit verstelltem Unglück und einer großmüthigen Entsagung auf sein Herz. O! ich kann Ihnen nicht so recht sagen,

wie das alles war; aber ich will Ihr Fritz nicht sein, wenn mir nicht dreimal bei dem, was diese Leute sagten und thaten, die Thränen in die Augen getreten sind. Manchmal ward's mir auch grün und gelb vor den Augen, und ich dachte, es würde todte Leute geben, doch ging alles Gott Lob noch gut ab."

„Das Fräulein war aus Sachsen und hieß Minna von Barnhelm. Wenn Fräulein Eleonora von * auch nicht die eine hohe Schulter hätte, so wäre sie doch nur ein dummes Fräulein gegen die von Barnhelm. Sie war so witzig, so ungekünstelt, so sanft, kurz, wie gesagt, ein junges schlankes Fräulein, für die ich ungekannt und ohne Belohnung alles in der Welt hätte thun können. Ich habe auf meine eigene Hand Jubel gesungen, daß die Sache so nach ihrem Wunsch ablief. Nun wird sie wol mit ihrem Tellheim schon auf ihre Güter in Sachsen gereist sein, und ich werde sie nicht wieder sehen. Mag sie doch, wenn's ihr nur wohl geht."

„Vetter Steffen's sagte mir im Vertrauen, daß ein Mann, der Lessing heißt und der sich hier aufhalten soll, die ganze Geschichte gemacht habe. — Nun so vergeb's ihm Gott, daß er dem Major und dem armen Fräulein so viel Unruhe gemacht hat. Ich will gewiß den Hut nicht vor ihm abnehmen, wenn er mir begegnet. Aber zehn Thaler wollte ich darum geben, wenn ich noch einmal eine solche Geschichte mit ansehen könnte. Mir war den ganzen Abend das Herz so groß und so warm — ich hatte einen so heißen Durst nach edeln Thaten — ja ich glaube wahrhaftig, wenn man solche

Leute oft sähe, man könnte endlich selbst rechtschaffen und großmüthig mit ihnen werden.“ —

Der Vater antwortet, wie folgt: „Du hast für Deinen letzten Brief etwas bei mir zu Gute, mein Sohn. Deine Geschichte von den Leuten im Wirthshause gefällt mir, und der warme Ton, darin Du von dem Major v. Tellheim, von dem Wachtmeister und dem jungen, schlanken Fräulein sprichst, gefällt mir auch. Ihr Betragen war edel und gut, ich kenne die Familien der von Barnhelm's und v. Tellheim's, sie handeln immer nicht anders.

Die Götter gaben dem Menschen ein Herz, das aufwallen, und mit dem wärmeren Blute sanfte Röthe in sein Gesicht, Thränen in seine Augen, und mit ihnen Empfindung der Seligkeit und unwiderstehlich süßes Wonnegefühl durch jede kleinste Nerve strömen konnte; sie gaben ihm einen Verstand, der diese Aufwallungen beherrschen, und zu seiner wahren Wohlfahrt leiten sollte. Der Mensch überließe sich zu sehr den schmeichelhaften Aufwallungen — und machte sich unglücklich. Du hast ein weiches, unverdorbenes Herz und wirst auch Leute sehen, die minder gut und edel handeln. Sei auf Deiner Hut, theurer Jüngling. Ich weiß Jemand, der gerne Dein Verstand sein und als Dein Schutzgeist über Dein Herz wachen würde, wenn Du Dich ihm vertrauen wolltest. Lebe wohl, Fritz und schreibe mir bald, daß Du Geld brauchst.

N. S. Solltest Du einmal das Fräulein von Barnhelm sprechen, so grüße sie freundlich von einem alten

Manne, der nahe an seinem Grabe noch Freude und die Tugend lieb hat; noch eins, wenn Dir Lessing begegnet, kannst Du immer den Hut vor ihm abnehmen." — Eine alte Tante dagegen, die Claudius nicht ohne Seitenblick auf naheliegende Ansichten und Personen auftreten läßt, nimmt die Gegenpartei, die des Theaterhasses und läßt sich also vernehmen: „Hochgeehrter, Liebwerther Herr Vetter! Wenn mein Brief den Herren Vetter bei gutem Wohlsein antrifft, so soll es mir lieb und angenehm zu vernehmen sein, ich befinde mich wohl. Du bist im Hause mit dem Vorhange gewesen, Du Sündenwisch, und solch ein Unglück mußte ich noch auf meinen alten Tagen an meiner Schwester Kind erleben! Aber es hat mich wohl geahndet: der Komet stand gerade über unser Dach, und ich habe eine Zeitlang her schwere Träume gehabt von Nachtraben, Aalen und blutigem Schafgekröse. Der Herr Vetter hat mich lange nicht mit einem Schreiben beehrt, und ich wünsche recht sehr von seiner werthen Hand zu erfahren, wie es ihm auf seiner Reise geht. Aber der gottvergessene Steffen! habe ich ihm darum so viel Gutes gethan, und ihn in meinen Testamente bedacht, daß er Dich verführen sollte? Noch heute will ich alles umstoßen, das Gasthaus zu meinen Universalitätserben einsetzen, und ihr könnt zappeln, ihr heimlichen Sündenböcke, ihr. Und du schämst dich nicht, in Deinem Briefe von einem abgedankten Wachtmeister und einem Fräulein, die du gesehen, noch viel Rühmens zu machen! auf meinen Knieen danke ich Gott, daß er

mir keine Kinder und keinen Mann gegeben hat, damit ich doch solche Sünde und Schande nicht an meines eigenen Leibes Erben erleben durfte. Pfui Dich, und komme mir nie wieder vor die Augen. Schließlich empfehle ich mich des Herrn Vetters Gewogenheit, und beharre nebst vielem Estime und freundlichem Gruß an Herrn Steffen, meines lieben Herrn Vetters ergebenste Dienerin und Tante cet." —

Später zeigt er im Wandsbecker Boten*) die Emilia Galotti an und versteckt seinen innern Jubel hinter dem trocknen Lakonismus seines Lobes. Mit sehr richtigem Takt erklärt er sich nur gegen Emilia's Worte im vorletzten Auftritt: „Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts" u. s. w. Doch schließt er dies Bedenken: „doch das kommt mir wohl nur so vor, und ich hab's bloß gesagt, damit ich mich ganz ledig sagte. Wollt's auch für viel nicht mit Herrn Lessing verderben. Er fackelt nicht; zwar, er gäb sich auch mit'm schlichten Boten wohl nicht ab, er ist's so mit Geheimden Räthen gewohnt".

Auch nach der Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente sagte sich Claudius keineswegs von Lessing los. Er kennzeichnet vielmehr die Absicht der Veröffentlichung treffend in der „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan":**) „Er meint, wer Recht hat, wird wohl Recht behalten; der soll's aber auch be-

*) Jahrg. 1772. N. 58, 60 u. 61, dann Werke I u. II, 112.
**) Werke III, 56.

halten, und darf das freie Feld nicht scheuen! und also läßt er die Zweifel mit Ober- und Untergewehr aufmarschiren: marschirt ihr dagegen! So'n Trupp Religionszweifel ist aber wie die Klapperschlange, und fällt über den ersten den besten wehrlosen Mann her; das will er nicht haben, und darum hat er gleich jedem Zweifel einen Maulkorb umgethan, oder wenn Ew. Maj. den Maulkorb nicht leiden können, er hat jedwedem Zweifel n' Felsstück mit scharfen Ecken an den Hals geworfen, daran zu nagen, bis sich irgend ein gelehrter und vernünftiger Theologe rüste. Und, sagte er, ehrlich gegen den Feind zu Werk gegangen! Und schreie Niemand Victoria, wenn er 'n alten rostigen Musquedonner Einmahl mit loosem Kraut abgebrannt hat! Und besetze keiner ein größer Terrain, als er souteniren kann, und als der Fuß der Religion bedarf!" u. s. w. Wir haben noch Lessing's Antwort auf diese Empfehlung beim Kaiser von Japan. „Mein lieber Claudius, schreibt er am 19. April 1778, danken Sie Ihrem ehrlichen Vetter, dem weltberühmten Asmus, von mir tausendmal, daß er sich meiner bei Seiner Majestät von Japan so günstig erinnern wollen. Aber warum hat er mich ihm so schwer zu haben beschrieben? Einen salvum conductum für meinen Bauch*) und ich komme...... Denn genug, daß ein asiatischer Monarch kein europäischer ist, und ich wenigstens von den Jannabos an seinem Hofe

*) In Bezug auf die unangenehme Operation, von welcher der Hofmarschall Se. Majestät S. 61. sprechen.

nichts werde zu besorgen haben. Die Goldbarren stechen mir verzweifelt in die Nase, und wenn mir Albiboghoi*) nicht auch an den Bauch will: so laß ich ihm sein zweites Ohr gewiß u. s. w. u. s. w." Im Verlauf erklärt indeß Lessing ausdrücklich, wie vortrefflich Herr Asmus seine theologischen Gesinnungen interpretirt habe.

Mit wachsender Erkenntniß und Festigung des eignen Standpunktes sah Claudius freilich, wie die Kluft der innern Lebenswege weit und weiter wurde, aber die Liebe zu Lessing's Person ließ die Kluft schmaler erscheinen. Nach seinem Tode, bei Gelegenheit des Jacobi-Mendelssohn'schen Streites, auf den wir zurückkommen, spricht es Claudius aus:**) „Und ich habe Lessing auch gekannt. Ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen sei; aber ich war der seine. Und ob ich gleich sein credo nicht annehmen kann; so halte ich doch seinen Kopf hoch".

Das dürfen wir bei Claudius' reellem Sinne glauben, es war nicht Lessing's Ruhm und Name, der ihn anzog und ihm schmeichelte; es war sein Werth, der ihn fesselte. Anfangs ohne deutliche Einsicht in das Verwandte und Fremde fand in ihm Lessing's Widerwillen gegen die seelenlose Orthodoxie seiner Zeit eher einen Widerhall als Widerstand; des Mannes gerader Rechts- und Wahrheitssinn, seine kritische Fehde gegen das Franzosenthum und den Mißverstand

*) Der Name des erwähnten Hofmarschalls.

**) Werke V, 119.

des Aristotelischen Kanon, seine poetischen Leistungen, sein reicher und fesselnder Umgang, seine dialektische Überlegenheit — all das zog ihn an. Was ihn aber als ein gänzlich Fremdes abstoßen konnte, die unerbittliche, fast grausame Logik Lessing's, das Ätzende in dessen Natur, das verhüllte die Freundschaft, die ihm Lessing entgegentrug. Denn dieser, wie schon obiges Schreiben zeigt, erkannte und anerkannte ganz wohl die Ursprünglichkeit und das Eigenthümliche in Claudius, das Ganze, das Sinnige und Poetische, die ungeschminkte Frömmigkeit, das Herz voll fröhlicher Unschuld und Liebe.

Auch auf den witzigen und jovialen Ton, der unter den genannten Freunden herrschte, ließ sich Lessing gerne ein. So ging er einst mit Claudius über den Jungfernstieg. Claudius gewahrt, daß sein Freund den Haarbeutel verloren hatte, ohne welchen ein Mann von Stand und Anstand damals nicht wohl erscheinen konnte, und macht ihn darauf aufmerksam. Lessing erwidert lachend, indem er auf ein Weinhaus zeigt: „Nun, so lassen Sie uns dahin gehen und uns einen neuen holen“.

Das war zunächst der Hamburger Kreis, in dem sich Claudius bewegte — die Glieder und Lessing, das Haupt, dessen beste Gedanken eine so lebhafte Bewegung in den Gliedern hervorriefen. Claudius hat viel in diesem geist- und bildungsreichen Kreis gelernt, erfahren. War derselbe doch ein getreues Abbild des Großen, was damals das deutsche Leben bewegte und

durchbebte. Gewonnen hat er darin an Lebensinhalt, Sicherheit und Form; Nahrung für das, was später seines Lebens Kern und Stern geworden, mehr mittelbar und durch das Reifen der Selbsterkenntniß, die an andern erstarkte. Aber er stand, tiefer gesehen, doch mit einem Fuß nur darin, mit dem andern außer diesem Leben — der Bote mit dem Stab, der dort nicht Hütten bauen will, den Blick vorwärts gerichtet, weiter strebend!

Und doch dürfen wir nicht, in der Erinnerung an den still und tief ruhenden Schatz seines Innern, den er im Vaterhaus gesammelt und gemehrt hat, glauben und sagen, daß das Hamburger Leben einen Rückschritt oder Stillstand für das Werden und Wachsen von Claudius' wahrem Lebensbild bezeichne. Wie oft im Leben wankt das scheinbar feste Haus des Geistes, in dem wir schon sicher und gemächlich zu wohnen meinen; wie oft stürzt es über uns zusammen, damit wir es fester, weiser, wahrer wieder aufbauen; wie oft tritt die versuchende Macht des Zeitgeistes an uns heran und zeigt und verheißt uns die Herrlichkeit der Welt, wenn wir niederfallen und ihn anbeten wollen! Solches Wanken und solche Versuchungen hatte auch Claudius noch mannigfach zu bestehen. Aber das Band, das ihn an das Leben der göttlichen Liebe fesselte, riß nimmer wieder.

Auch darf man nicht vergessen, daß das Leben, das Claudius damals in Hamburg umgab, noch nicht die durch Parteikämpfe verbitterte Stimmung, die Essig-

säure der späteren Gegensätze an sich trug. Es war eine gährende Zeit, in deren Chaos vieles in sich streitende noch gemischt zusammenlag.

Von den großen Lichtern an unserm literarischen Himmel gingen aber neben den Fixsternen, von denen wir sprachen, auch einzelne Wandelsterue am Hamburger Horizont vorüber, in deren Bahnen Claudius trat. Vor Allen der damals sechsundzwanzigjährige Herder. Das Verhältniß zu ihm ward für Claudius äußerlich wie innerlich besonders folgenreich. Herder hatte im Jahr 1769 für immer seine Heimath an der Ostsee, wo er zuletzt in Riga gelebt, verlassen, hatte einige Zeit in Frankreich zugebracht und dann eine Stelle als Instructor und Reiseprediger bei dem Sohne des Fürstbischofs, Herzogs von Holstein zu Eutin angenommen. Auf dem Wege dahin kam er im Anfang des Februar 1770 nach Hamburg. Dort verlebt er mehrere Wochen im lebendigen Verkehr mit dem Lessing'schen Kreis. Herder hatte etwas Hinreißendes und Mächtiges und gerade alle Mittel, Claudius in den Zauberkreis seiner Persönlichkeit und seiner Ideen zu bannen. Er fuhr mit vollen Segeln und mit der Siegesgewißheit, welche das Erfülltsein von einer neuen Lebenswahrheit verleiht, zumal da, wo eine schwungvolle und unendlich empfängliche Natur zu Grunde liegt. Wie seine Schriften, so war seine persönliche Erscheinung, seine Unterhaltung, von der wir ein halbes Abbild in seinen Briefen dieser Periode haben, im Sturm und Flug; unmittelbar

gewinnend und erobernd oder unmittelbar abstoßend. Claudius spricht selbst diesen Zug zu Herder aus. In einem ungedruckten Briefe an Schönborn heißt es: „Herder ist wieder hier gewesen, er ist ein Mann für mich, bei aller seiner blühenden Lebhaftigkeit auch zu Grübeleien aufgelegt“; und einen Brief an Herder selbst aus dem Spätherbst 1770 schließt der in der allgemeinen Schwärmerei der sentimentalen Zeit nicht eben überschwängliche Mann, an Davids Klagewort über Jonathans Tod*) anklingend: „Ihre Liebe ist mir wie Liebe der Frauen“. — Das Streben in die Weite wie in die Tiefe der Erkenntniß war beiden Geistern gemein; Herder's Universalität stieß bei Claudius auf einen verwandten, wenn auch nicht mit solcher Energie und solcher Lust am Forschen und Wissen an sich ausgestatteten Sinn. Herder selbst hebt seines Freundes Vielseitigkeit in einem Brief an Gleim hervor. Ihre poetische Richtung stimmte vollends, wie wir unten sehen werden; Klopstock unter den Neuen war beider Abgott, sie lebten beide in Shakspeare. In dem Suchen und Finden eines festen religiösen Standpunktes waren beide noch werdend, aber auch Herder erscheint damals nicht ohne einen mystischen Grundzug, der Claudius' Eigenthümlichkeit und Stärke war. Freilich überwog in Herder's Natur die Richtung auf die Wissenschaft, und später, wie uns im Verlauf des Verhältnisses entgegentreten wird, wird die Ausbildung dieser mehr geistigen als geistlichen Haltung des großen Mannes, dessen Leben wie von

*) 2 Sam. 1, 26.

wenigen das „nihil humani a me alienum puto“ als Ueberschrift tragen dürfte, auch kältend und zeitweise lähmend auf die Beziehung zu Claudius ein. Hat aber auch Herder mit der Zeit mehr und mehr Elemente der Zeitbildung, des allmächtigen Zeitgeistes in sich aufgenommen, in demselben Verhältniß, in welchem Claudius sie aus seinem Bewußtsein ausschied, so ist doch nie eine Trennung entstanden, ja bei aller Klarheit über die Verschiedenheit sind sich die Herzen nahe geblieben. — Zunächst aber noch ein Blick in jene Flitterzeit ihrer ersten Freundschaft!

Claudius schließt sich mit aller Wärme seines offnen und treuen Herzens dem neuen Freunde an. Er fühlt sich in seiner vorwiegenden Innerlichkeit und Scheu dem imponirenden Geiste gegenüber in zweiter Linie. Bei Herder ist alles rascher, entschiedener, auch nach außen gewandter, schlagfertiger. Seine Stellung in der deutschen Literatur war schon gegründet, fast fertig; er schon ein berühmter Mann, Claudius noch ein dunkler Name. Denn Herder war mit seinem literarischen Programm, in dem die Signatur seines ganzen literarischen Lebens lag, bereits hervorgetreten; — die Fragmente über die neuere deutsche Literatur nnd die kritischen Wälder waren noch nicht lange erschienen.

Unserm Claudius wurde der Überlegenheit gegenüber die Wahl zwischen Liebe und Neid nicht schwer: doch ist es keineswegs ein stetes Jasagen dem berühmten Schriftsteller gegenüber. In der Beurtheilung, die er

über einzelne Schriften von Herder später in den Wandsbecker Boten rücken läßt, — wie über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, Abhandlung über den Ursprung der Sprache, auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit, an Prediger, fünfzehn Provinzialblätter* — herrscht neben dem Ton freudiger Anerkennung doch durchaus der Freimuth wichtiger Meinungsabweichungen. Was Claudius gelegentlich, als von seiner Qualification für ein Amt die Rede war, in einem humoristischen Briefe an Herder im buchstäblichen Sinn von sich rühmt: „er lasse sich nicht bestechen“, das gilt auch im uneigentlichen. Wenige Geister jener Zeit mögen so unverblendet durch Größe, Namen, Geistesreichthum geblieben sein und nach dem Vorrecht der Wahrheit, Alles zu prüfen und das Beste zu behalten, sich so keusch und frei und eigen im Urtheil erhalten haben wie Claudius. Es ist das ewige Theil in ihm, das über die Zeit richtet und sich nicht scheu machen läßt.

Herder sah und liebte damals in Claudius außer der Gleichartigkeit des Wollens und Wirkens im geistigen Gebiet den Seelenadel, die hohe Reinheit und Unschuld des Mannes. Er nennt ihn in einem Brief an Gleim v. J. 1772 eine „englische Seele unter den Menschen“ und später, 1776, heißt es an denselben: „Es ist ein herrlicher Junge wie jede Zeile seiner Schrift, von raschem Blick und sanftem, einfältigem Herzen“; an Lavater schreibt er in dem-

*) vgl. Werke I, 30, 94; III, 8, 74.

selben Jahr nach einem mehrtägigen Zusammensein mit Claudius in Bückeburg: „Freudentag hab' ich mit Claudius gehabt, dem reinsten Menschen, den ich fast gekannt habe". — „Noch nie hab' ich gewünscht, mit einem Menschen zusammenzuleben, wie ichs mit Claudius wünsche." — Noch nach Herder's Tod hat seine treffliche Gattin der Gesinnung des Verstorbenen gegen Claudius Worte geliehen. „Ein zärtliches Andenken an Matthias Claudius, dessen Geist und scharfer Blick für Wahrheit, dessen Einfalt und moralische Natur ihm heilig war, trug er in seinem Herzen. In verschiedenen Schriften hat er seiner mit Achtung und Liebe gedacht. Ein Briefwechsel und freundliche Theilnahme an allem, was ihnen lieb und heilig war, die treuste Freundschaft verband und verbindet noch beider Familien."

Zugleich erkannte Herder Claudius' literarische Verdienste in seiner Art und Sphäre gern und wiederholt an; ja er erwies ihm die Ehre, sein Abendlied als einziges zeitgenössisches deutsches Lied in seine „Stimmen der Völker in Liedern" (1778) aufzunehmen, um; wie er hinzufügt, „einen Wink zu geben, welches Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden". Über seine kleinen Prosaarbeiten im Wandsbecker Boten schreibt Herder an Merck in Darmstadt im September 1771: „das Beste, was ich in meinem ganzen Hiersein (in Bückeburg) von neuen Schriften der Gattung (d. h. der aus der schönen Literatur) hier gelesen, sind einige einzelne fliegende

Blätter und fast nur Reihen von meinem Freunde Claudius, ohne Gelehrsamkeit und fast ohne Inhalt, aber für gewisse Silbersaiten des Herzens, die so selten so gerührt werden".

Bald nach Herder's flüchtigem Aufenthalt verließ Lessing Hamburg, um Ostern 1770. Ein halbes Jahr später siedelte Klopstock von Kopenhagen dahin über, wo er fortan, nur mit kurzer Unterbrechung, sein Lebenlang blieb. Er begleitete seinen Freund und Gönner, den älteren Grafen Bernstorf, der nach seinem gewaltsamen Sturz durch Struensee Hamburg zu seinem Exil wählte. Mit Klopstock lebte Claudius in der alten Weise, nur stand er noch näher und selbständiger zu ihm.

So sehen wir Claudius mitten in der Bewegung der Literatur und zu ihren drei Hauptvertretern — denn Göthe's Stern war noch nicht aufgegangen — im nächsten persönlichen Verkehr. Aber blos als Trabant eines andern Sternbildes zu schimmern, das war seine Bestimmung nicht. Gerade neben und gegenüber den genannten glänzenden Lichtern entzündete sich sein eignes, bescheidenes, aber in so eigenthümlichem Glanz schimmerndes Licht.

Er zog sich aus all' dem Reichthum und lauten Leben zurück, um sich selbst zu leben, dem Zug seines Innern ungestört nachzugehen und zugleich seinem äußern Leben eine festere Gestalt zu geben. —

V.

Der Wandsbecker Bote.

Von den „Addreß-Comtoir-Nachrichten“ trat Claudius Ende 1769 oder Anfang 1770 zurück. Er hatte um diese Zeit seinen jüngsten Bruder Christian auf einer Reise in's Holstein'sche begleitet und ward durch einen ungewöhnlich starken Schneefall verhindert, zur rechten Zeit wieder auf seinem Posten in Hamburg zu sein. Hierüber wurde der Besitzer des Blatts, Etatsrath Leisching, ungehalten und ließ ihn in einem Briefe so hart an, daß Claudius sich verletzt fühlte und in einem mehrere Seiten langen Antwortschreiben eine weitläufige Beschreibung von der Größe des Unwetters, der Dichtigkeit des Schneefalls, der Höhe der Schneeberge und der Unmöglichkeit, sich durchzuarbeiten, machte, am Ende aber hinzufügte: „schließlich muß ich Ew. ersuchen, sich nach einem andern Redacteur der Addreß-Comtoir-Nachrichten umzusehn“.

Es hob nun zunächst eine Zeit drückender Noth für ihn an. Ein Brief an Schönborn aus dieser Zeit enthält einen Nothschrei um Geld; „ich bin itzt nichts

und habe itzt nichts", schreibt er; nur Schulden hatte er. Aus dieser unhaltbaren Lage riß ihn gegen Ende des Jahres der Antrag Bode's, an dem „Wandsbecker Boten" mitzuarbeiten. Bode hatte nämlich die schon bestehende Zeitung, den „Wandsbecker Mercur" gekauft und umgetauft.

Schon am 6. November 1770 schreibt Claudius an Schönborn über den Plan der neuen Zeitung und ersucht ihn, den Entwurf einer Vignette für das Blatt durch den Kupferstecher Preisler in Kopenhagen zu vermitteln. Er selbst schlägt eine solche vor; „ich wäre," schreibt er, „nun wohl für eine Hieroglyphe, z. Ex. für einen Frosch mit der Unterschrift: „der Frosch coax schreit Tag und Nacht". — Da haben wir die bald darauf auf dem Löschpapier der Zeitung erscheinenden Frösche, die nebst der Eule, nur in andrer Anordnung und durch den Hut bereichert, auch auf Asmus' sämmtliche Werke übergegangen sind und womit sich als mit einem Talisman auch gegenwärtiges Schriftchen geschmückt hat.

Näheres über die Zeitung erfahren wir aus einem ungefähr gleichzeitigen Schreiben von Claudius an Herder. „Bode legt zu Neujahr 1771 eine Zeitung in Wandsbeck an, und ich werde sie schreiben helfen. Sie soll, wie die meisten Zeitungen, einen politischen und einen gelehrten Artikel haben. Ich habe hin und her gedacht, wie man den letzten neu und etwas Eignes habend einrichten könnte, eine Art von Fortsetzung von Bacon's Zeitung de augmentis scien-

tiarum schickt sich nicht, dünkt mich in dem einen Augenblick, für ein solches Blatt, und in dem andern schickte es sich wohl, aber es will mir nicht einleuchten, wie man eigentlich das Ding angreifen soll — ein naiver launigter Ton in den Recensions wäre freilich ganz gut, aber ein Mensch kann ja nicht alle Recensions machen, und wer darf andrer Leute Arbeit ändern? und so ferner, kurz es schwebt mir manchmal so etwas vor Augen, aber ich kann es nicht recht gewahr werden." — Im heitern Bänkelsängerstil gibt Claudius selbst — denn kein Andrer ist natürlich der Verfasser — unterm 1. Januar 1771 als Prolog das Programm der Zeitung:

„Ich bin ein Bothe und nichts mehr,
Was man mir gibt das bring' ich her,
Gelehrte und polit'sche Mähr;
Von Aly Bey und seinem Heer,
Vom Tartar Chan der wie ein Bär
Die Menschen frißt am schwarzen Meer,
(Der ist kein angenehmer Herr)
Von Persien wo mit seinem Speer
Der Prinz Heraclius wüthet sehr.
Vom rothen Gold, vom Sternenheer,
Von Unschuld, Tugend, die noch mehr
Als Gold und Sterne sind, —
(Virgil läßt auch offt Verse leer)
Von dem verschwiegnen Freymäurer
Vieleicht wohl auch, doch heimlicher,
Von Fried Tractaten, Krieg und Wehr,

Von Couriers die von ohngefähr
Gewiß nicht reiten hin und her,
Vom Heeringsfang, von Freud' und Gram
Von Bender das der Russe nahm,
Vom Lotto das aus Welschland kam
Und nicht Quaternen mit sich nahm,
Vom Podagra, von Horn und Ham, *)
Vom Zuckerrohr in Surinam
Vom großen Mogul und Madam,
Von Zank, Erfindungen und Lehr,
Von klein Verdienst und großer Ehr,
Von groß Verdienst und kleiner Ehr
Und tausend solche Sachen mehr
Die sich begeben ohngefähr
Und alle anzuführen schwer:
Aus allen Enden fern und nah,
Aus Asia und Africa,
Europia und America,
Und andern Ländern hie und da
Doch nicht aus Cappadocia.
Die nackte Wahrheit lieb ich sehr,
Doch gibt man mir noch etwas mehr,
Wenn's nur noch eine Sage wär,
Und wenn's ein Spott zur Beßrung wär,
Und wenn's ein sanftes Liedgen wär,
Und wenn es sonst so etwas wär,

*) Zwei Dörfer bei Wandsbeck, von denen das erstere seitdem durch Wichern's »Rauhes Haus« allbekannt geworden ist.

Je nun — da bring ichs auch mit her,
Dafür bezahlet mich mein Herr.
Als ich von Hause gieng sprach er:
Geh hin! und saget die und der,
Seht doch! wo kommt der Bothe her?
So wünsche höflich dem und der
Ein fröhlich Neujahr und noch mehr,
Und sprich, ich komm von Wandsbeck her".

Das Blatt erschien viermal wöchentlich auf je zwei Quartblättern in sehr bescheidener Ausstattung. Der politische Theil, der aus andern Zeitungen zusammengestellt ist, nimmt in der Regel drei Seiten ein, dann folgen die meist ziemlich ungelehrten „Gelehrten Artikel", aus Poesieen, kleinen Prosaaufsätzen und kurzen Bücherkritiken bestehend; die Gedichte werden später wol auch verwiesen in einen besonderen „Poetischen Winkel". Die Beiträge erscheinen gewöhnlich anonym, und es ist nicht überall möglich, Conjecturen über die Verfasser zu versuchen. Zu den Mitarbeitern gehörten Herder, Göthe, F. L. Stolberg, beide Kramer, Miller, Ebert in Braunschweig, Denis, Voß u. A. Claudius' Sächelchen sind meist ohne Namen, nur hier und da „der Bothe" unterzeichnet; doch verräth ihn sein Stil und Ton auch da in der Regel, wo die Beiträge nicht in die gesammelten Schriften übergegangen sind. Denn es läßt sich eine nicht ganz unergiebige Nachlese von nicht gesammelten Stücken seiner Hand halten; und die den Werken einverleibten, Verse wie Prosa, sind fast ohne Ausnahme

mehr oder weniger geändert. Im Ganzen wurde Claudius bei der Auswahl wie bei der Ändrung von richtigem Takte geleitet. Namentlich hät er nur eine kleine Lese seiner zahlreichen kurzen Epigramme aus dem „Wandsbecker Boten“ wieder abgedruckt, denen es auch meist an Originalität und poetischem Werth gebricht.

Man kann nicht sagen, daß der literarische Theil der Zeitung einen sehr einheitlichen Charakter trage, von dem klaren Bewußtsein eines bestimmten, geistigen und sittlichen Ziels getragen sei. Die Gesellschaft der Mitarbeiter war immerhin noch zu gemischt, der Redacteur, um seine Spalten zu füllen, auf Beisteuern gar verschiedenen Werthes angewiesen. Für Claudius selbst aber, so mancherlei Spreu auch um die kräftigen Weizenkörner seiner Beiträge herumflattert, ist das anspruchslose Winkelblatt der Ort geworden, wo er seine Eigenthümlichkeit im Schreiben, seine literarische Physiognomie, deren Grundzüge sich in den letzten Jahren und schon in den Adreß=Comptoir=Nachrichten festgestellt hatten, zu voller Bestimmtheit und Kenntlichkeit ausprägte. Und gerade der Ort, wo diese kleinen Productionen stehen, sowie der Anlaß, der ihnen den Ursprung gegeben, wirkten wesentlich ein auf ihre Form. Der Verfasser wurde durch beide zu einer volksthümlichen Aphoristik hingedrängt, die dem eiligen Zeitungsleser den frugalen literarischen Nachtisch durch Kürze und Würze genießbar zu machen sucht, ihm keine zu große Anstrengung zumuthet und doch wirken will. Für Claudius' Systemscheu und Unfähigkeit, auch der

Form nach, ein größeres Ganzes zu schaffen, war eine solche Thätigkeit eine Zeitlang ganz willkommen, doch dürfen wir nicht vergessen, daß das, was der Form nach nicht ganz und zusammenhängend war, doch schon damals im Wesentlichen der Ausdruck und Ausfluß einer ganzen und gewappneten Lebensanschauung gewesen. Dies zeigt sich mehr noch als in den eignen und freien Productionen in seinen kurzen und zum Theil so schlagenden Anzeigen literarischer Erscheinungen. Da steht er fest und klaren Blicks auf der Warte und erschaut in der Bewegung der Dichterwelt das Bleibende und Große; Klopstock, Hamann, Lessing, Herder, Göthe, Lavater sind die Namen, denen er allein — und auch ihnen mit einer Freiheit, welche die Wahrheit fördert und dem Großen die Möglichkeit eines Größeren vorhält — huldigt, deren beste Leistungen er anzeigt. Und diese warme Verkündigung des anbrechenden Morgenroths unserer großen Dichterepoche ist in jenem Theil seiner Lebenszeit eins der schönsten Verdienste des Boten, der auch hier nur das Beste herumträgt.

Gegen Wieland machte er wie Klopstock und seine Jünger, wie Herder und der junge Göthe Front. Einen tiefen Widerwillen hatte und bezeugte er namentlich gegen die leichte Lüsternheit in einigen Schriften Wieland's. In einer Anzeige des neuen Amadis *) erwähnt er der Stelle, wo Amadis mit Schatulliösen in die Grotte schwimmt:

*) Wandsb. Bote. Jahrg. 1771, No. 159 u. 161.

„So schleicht sich mit grinsendem Lächeln und aufgeblasenen Backen
Ein diebischer Affe davon, um in gemächlicher Ruh
Zu oberst unterm Dache geraubte Mandeln zu knacken“. —

und bemerkt darüber: „Aus dieser und andern Stellen guckt hervor, dünkt mich, innerliche heimliche Freude darüber, wenn der diebische Affe in gemächlicher Ruh die geraubten Mandeln knackt und Spott der Tugend, die doch nur gespielt wird und allgemach die Saiten herunter stimmt. Ich bin vom Dorfe und kenne die Welt nicht, Mode mag das sein, das will ich gar nicht streiten, ich will sogar glauben, daß aus einem Schwärmer ein Mandelknacker werden kann, aber käme so ein Mandelknacker in unser Dorf, wahrhaftig, die Mädchen spyen ihn an und würfen ihn mit Steinen. Und wenn sie es nicht thäten, so sollte doch kein ehrlicher Mann darüber lachen, und dadurch das Herunterstimmen befördern. Es ist doch besser tugendhaft zu seyn, wie süß auch die Mandeln dem Affen schmecken mögen, der kein deutsches Thier ist“. — Wieland's Zeitschrift, der „Teutsche Merkur“ versäumte nicht, gelegentlich in seinen „kritischen Nachrichten vom Zustande des teutschen Parnasses“ an dem Boten bei spärlichem Lob die Abhängigkeit von Klopstock und seine Neigung zur Mystik zu tadeln. S. T. Asmus bleibt die Antwort nicht schuldig, und meint u. a., die Lobrednerei sei ein Naturfehler an ihm und es sei ein bloßer Zufall, daß er seinen Naturfehler

grade zum Lobe von Hamann, Klopstock, Herder u. s. w. in Bewegung gesetzt habe, und könne das Unglück eben so gut einen andern Anführer von Parteien betroffen haben. Später wird ihr Verhältniß einigermaßen freundlicher; sie wechselten sogar Briefe, aber nahe kamen sich beide Dichter nie.

Mit der Annahme der Redaction war also Claudius' Übersiedlung nach dem, nur eine Stunde von Hamburg entfernten, schön gebauten Flecken Wandsbeck, wo sich auch Bode's Druckerei niederließ, verbunden, — dem Ort, der durch ihn, wie Matthisson sagt, „der berühmteste Marktflecken von Deutschland“ geworden ist. Gegen Weihnachten 1770 fand die Übersiedlung statt.

Wandsbeck, ein ursprüngliches Lehen, war nach häufigem Besitzwechsel im J. 1762 durch Kauf an den Freiherrn Heinrich Karl v. Schimmelmann übergegangen. Mit dieser früher bürgerlichen, nachmals (1779) gräflichen Familie, aus der einzelne Mitglieder in den obersten Stellen des dänischen Staatsdienstes sich ausgezeichnet haben, stand Claudius sein Lebenlang in enger Verbindung, wenn auch acht Jahre vor seinem Tod der Unterthanenverband sich löste, indem der Flecken selbst an die dänische Krone kam. Unter der Herrschaft und eifrigen Fürsorge dieser edeln Familie blühte Wandsbeck aus dörflichem Umfang zur Größe einer Stadt auf.

Die Gesundheit seiner Lage, Hamburg's Nähe, seine Vorzüge als Gränzort zogen Gewerbfleiß mancher Art,

einen lebhaften Durchgangshandel und zahlreiche Fremde hin, ohne den ländlichen Reiz und die Anziehungskraft für die Spaziergänger der großen Nachbarstadt zu zerstören.

Die Hauptzierde der sonst ebenen und bei allem Reichthum des Anbaus interesselosen Gegend ist das Wandsbecker Gehölz, ein waldartiger, zum Gute gehöriger Park, Lieblingszuflucht der Nachtigallen, wie geschaffen für die Träume und Gedanken des Dichters. Was die Natur geschenkt, suchten Kunst und Reichthum zu schmücken — Wasserkünste, Bildsäulen, Urnen rauschten und glänzten zwischen den Bäumen; überraschende Durchblicke zeigten die Thürme von Hamburg. Es gibt — wenn man das Weimarer Land abrechnet — nicht viele Punkte im Vaterlande, wo die schmale Scholle so geweiht ist durch lebendige und große Erinnerungen aus der Geschichte unsers Geistes, unsrer Poesie. Claudius, Klopstock, Lessing, Voß, Fr. H. Jacobi, Herder, die Stolbergs und wie viele andre Denker und Dichter haben in diesen Laubgängen sich ergangen, gedichtet, gescherzt; — wie manches Lied des Boten ist hier empfangen oder geboren worden; — jetzt wird bald der Dampf der Industrie diesen grünen Schauplatz so edeln Lebens in sein graues Nebelbild umwandeln.

Das Schloß am Eingang des Parks stammt aus dem sechszehnten Jahrhundert und ist im Friedensjahr des dreißigjährigen Krieges erneuert worden. Bald nach seiner Gründung benutzte der aus Schweden vertriebene Tycho de Brahe, der größte Astronom jener Zeit,

den Schloßthurm zu seinen Beobachtungen, ehe er, der Einladung Rudolph's II. folgend, nach Prag übersiedelte.

Die Vorzüge seines Wohnorts hat unser Poet selbst in einer zuerst besonders gedruckten, dann in die gesammelten Schriften aufgenommenen humoristischen Romanze vom J. 1773 heiter besungen:

„Schön ist die Welt, schön unsre Flur,
Und unser Wald vor allen
Ist schön, ein Liebling der Natur,
Voll Freud' und Nachtigallen".

Es wird nicht blos seine zweite, sondern seine rechte und eigentliche Heimath. Sie gibt ihm, wie durch eine literarische Taufe, seinen Titel und Beinamen, unter dem ihn alle Welt kennt und nennt; sie gibt ihm Haus und Hof, Heimath l i e b e im Besitz, Heim w e h in der Ferne; an den stillen Ort knüpft sich die Erinnerung des Besten und Schönsten, was er erlebt und gewesen; es ist die Wiege aller seiner Kinder und sein eignes Grab. Da ward dem Dichter wohl. Hamburg und die Freunde waren nicht fern; man pilgerte gern nach dem schmucken Ort. So hatte er Wald und Feld, und in der Einsamkeit fehlte doch nicht „die Freundin Luna" in Busch und Baum und ihr „stilles Zauberwort", das, wie die Romanze schließt, mehr „als hunderttausend Reime" sagt. Und:

„Die Mode, welche Städter zwängt,
Ist hier gehaßt wie Schlangen,
Und hoch an unsern Eichen hängt
Bocksbeutel aufgehangen".

Aber mehr als das Alles — an Wandsbeck knüpfte sich auch die Gründung seines Lebensglücks, seine Liebe und Ehe. Wir kennen die frühern Herzensschicksale des Dichters nicht; aus seinen „Tändeleien" sprach nicht Natur und Wahrheit, möglich, daß ihm die Fügung dies Gefühl bis in's Mannesalter vorbehielt, damit es ihn dann desto stärker und tiefer ergreife, um so ganzer ausfülle, ihm Glück und Segen, Weihe und frischen Lebensthau bringe.

Es ist seine vielgeliebte und vielgenannte, allen Lesern des Wandsbecker Boten wohlbekannte Rebekka, die er alsbald bei seinem Eintritt in den Ort kennen lernte. Sie war die zweite Tochter des Zimmermeisters Joachim Friedrich Behn, der zugleich eine kleine ehrbare Wirthschaft hielt, und in dem nahen Dorfe Barmbeck am 26. Okt. 1754 geboren. Die Art, wie sich das Verhältniß enſponnen, ist bereits wie mit Legenden umwebt und dem Lebensbeschreiber fällt es aus mehr wie einem Grunde schwer, die Wahrheit ohne die Zuthat der Dichtung zu geben. Nach der beglaubigten Familientradition ging Claudius kurze Zeit vor seiner Übersiedlung hinüber nach Wandsbeck, um für sich und das Geschäft eine Unterkunft zu suchen. Am Lübecker Steindamm fand er ein Haus zur Miethe gestellt, aber verschlossen*). Von den Nachbarn erfuhr er, daß der Schlüssel dazu sich in den Händen des Zimmermeisters Behn befinde. Er ging dahin, fand aber nur die sechzehnjährige Rebekka zu Hause. Das Be-

*) Über Claudius' Wohnungen in Wandsbeck s. die Beilagen.

hältniß, in dem sich der Schlüssel befand, war verschlossen, Rebekka holte ein Beil, es zu öffnen. Von dieser kurzen Scene und flüchtigen Unterhaltung her behielt Claudius das Mädchen im Herzen. Öfter sah er sie dann, als sie in die Nähschule der Frau Küsterin vor seinem Haus vorbeiging, und wurde noch aufmerksamer durch die trefflichen Antworten, die sie in der Kinderlehre Sonntag Nachmittags in der Kirche gab. Die Sage hat wol sinnreich hinzugedichtet, er habe sich darauf bei dem Vater einen Tisch bestellt, den nachherigen Familientisch, der von allem Leid und Freud bis auf den heutigen Tag zu erzählen wisse, und habe so die Gelegenheit wahrgenommen, recht oft das Haus zu betreten. Vermuthlich im September 1771 hielt er beim Vater um die Hand der Tochter an. Als er von einer Jagd zurückkehrte und den Vater unterwegs gesprochen haben mochte — so berichtet eine andere Quelle — habe er der Mutter und den Mädchen Barmbecker Zwieback auf den Tisch gelegt. Auf die Frage, ob er etwas geschossen habe, antwortete er „ja ich habe einen guten Schuß gethan". Er hatte aber vom Vater das Jawort erhalten. Durch den Vater ging er an die Tochter. Eine Zeugin dieser, fast um ein Jahrhundert rückwärts liegenden Vorgänge, die damals fünfjährige Schwester Rebekka's, von der die letzterwähnte Überlieferung herrührt, ragt mit ihrem Leben bis in die neuste Zeit herein, wo ich sie selbst (im Frühjahr 1857) als neunzigjährige ehrwürdige Greisin in Wandsbeck, ihrem Geburts-, Wohn-

und Sterbeort begrüßt habe. Sie ist nun auch, am 2. April 1858 heimgegangen.

Die innere Bewegung und Gährung, in der Claudius den Sommer verbrachte, gequält und beflügelt von dem Werden und Wachsen seiner Neigung, von jubelnder Hoffnung und der stillen Sorge, die ihn beschlich, wenn er Gefühl und Wünsche an die äußere Wirklichkeit seines Lebens hielt, die ihm in jener Übergangszeit eigene Schwermuth und Lebenstrauer, mitunter in's Gleichgewicht gebracht durch frischen Scherz, malt sich in manchen seiner kleinen Aufzeichnungen. Es gehören hierher die Stücke: „Als Daphne krank war“:

Endymion.

Fremder Mann! Weißt Du keine Grabstätte für mich?

Der Fremde.

Jüngling, Deine Seele liebt!
Sanfter Jüngling! Aber sei nicht betrübt!
Sieh! der Frühling kommt nun wieder,
Und die Nachtigall,
Und die Blumen kommen wieder,
Und der Widerhall,
Und wir singen Frühlingslieder,
Und dann fallen in den Schall
Tausend weiße Blüthen nieder.
Jüngling! sieh, der Frühling kommt nun wieder,
Und die Nachtigall.

Endymion.

Fremder Mann! Weißt Du keine Grabstätte für mich? —

Sodann das Lied: „an die Nachtigall.“ *)

Er liegt und schläft an meinem Herzen,
Mein guter Schutzgeist sang ihn ein;
Und ich kann fröhlich sein und scherzen,
Kann jeder Blum' und jedes Blatts mich freun.
Nachtigall, Nachtigall, ach!
Sing mir den Amor nicht wach!

In dem „Brief an den Mond“ **): N. 1. heißt es u. a.: „Sie scheinen, stille glänzende Freundin, ein weiches, schwermüthiges Herz zu haben. Der Himmel über Ihnen ist Tag und Nacht voll Jubel und Freudengeschrei, daß seine Schwellen davon erbeben, aber ich habe Sie nie in der fröhlichen Gesellschaft des Himmels gesehen. Sie gehen immer allein und traurig um unsre Erde herum, wie ein Mädchen um das Begräbniß ihres Geliebten, als wenn das Rauschen von erstickten Seufzern des Elends und der Laut vom Händeringen und das Geräusch der Verwesenen Ihnen süßer wären als der Päan des Orions und das hohe Allegro von der Harfe des Siebengestirn. Sanftes sympathetisches Mädchen! Erlauben Sie, daß ich meinen Gramschleier einen Augenblick vom Gesichte thue, Ihre Hand zu küssen; erlauben Sie, daß ich Sie zur Vertrauten meiner wehmüthigen Kum-

*) Zuerst im Wandsb. Bot. v. 1771, N. 70. Dann Werke I u. II, 30.

**) Zuerst im Wandsb. Bot. v. 1771, N. 31. Dann Werke I u. II, 63.

merempfindung und melancholischen Schwärmereien mache und in Ihren keuschen Schooß weine. Und Jupiter breite ein dünnes Rosengewölk über die Scene! Der Leser aber denke sich dies Gemälde, von etlichen Liebesgöttern gehalten, als ein Cul de Lampe unter dem Vorbericht dieses sonderbaren Briefwechsels". — Wie aber bei seiner damaligen Gemüthsstimmung mitten in die blühendste Entfaltung seines Lebens- und Liebesglücks Gedanken an Tod und Vernichtung, wenn auch zu tröstlicher Zuversicht aufgelöst, fallen konnten, zeigt die wenige Wochen vor der Hochzeit geschriebene Betrachtung: „Was ich wol mag" *): „Ich mag wol Begraben mit ansehn, wenn so ein rothgeweintes Auge noch einmal in die Gruft hinab blickt, oder einer sich so kurz umwendet, und so bleich und starr sieht und nicht zum Weinen kommen kann; 's pflegt mir denn wol selbst nicht richtig in'n Augen zu werden, aber eigentlich bin ich doch fröhlich. Und warum sollt' ich auch nicht fröhlich sein; liegt er doch nun und hat Ruhe! und ich bin darin 'n närrischer Kerl, wenn ich Weizen säen sehe, so denk' ich schon an die Stoppeln und den Erndtetanz. Die Leut' fürchten sich so vor einem Todten, weiß nicht warum. Es ist ein rührender heiliger schöner Anblick, einer Leiche in's Gesicht zu sehen; aber sie muß ohne Flitterstaat sein. Die stille blasse Todesgestalt ist ihr Schmuck, und die Spu-

*) Zuerst im Wandsb. Bot. Jahrg. 1772 N. 13. Dann Werke I u. II, 5.

ren der Verwesung ihr Halsgeschmeide und das erste Hahnengeschrei zur Auferstehung“.

Claudius' Hochzeit wurde am 15. März 1772 gefeiert. Die Feier, von der er selbst in einem Briefe an Herder*) erzählt, war originell genug und schmeckte ein wenig nach der Geniezeit. Er hatte, ohne den eigentlichen Zweck merken zu lassen, eine Gesellschaft naher Bekannter, darunter Klopstock, Schönborn, Ehlers und Bode („der dicke Herr in Hamburg“) diese vier als „Schemelführer“, geladen. Auch der „Pastor loci“ erschien und Claudius fing gleichsam scherzweise von „copulirt werden“ an zu sprechen und zog dann die königliche Koncession heraus, bis sich der wahre Sinn der Sache allmählich enthüllte.

Auch die Leser des „Wandsbecker Boten“ sollten an seiner Freude theilnehmen. Nachdem er in einem kleinen Aufsatz vorausgeschickt: „Der Vater im Himmel hat den Menschen gewiß nicht zum Weinen erschaffen, er schuf sie ja ein Männlein und ein Fräulein“ fährt er unten fort: „Ihn jammerte des Menschen, der im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen und mit viel Mühe und Widerwärtigkeiten im Thal der Verwesungen ringen muß, und Gott beschloß ihm einen Trost zu schenken und Vorempfindungen eines bessern Lebens — da hieß er die zarten Lispel durch Mark und Bein wandeln, da schlug die Liebe

*) V. April 1772, »Aus Herder's Nachlaß« I, 369. Im Wandsbecker Trauregister heißt es »auf königl. allergnädigsten Befehl im Hause ohne Aufgebot getraut«.

die Flügel und seine Engel tanzten zum Klange des ersten Flügelschlags.

Was mich in dieser Vermuthung bestärkt, ist das Sonderbare und Unbegreifliche bei der Liebe. Da steht man und zittert und verstummt und das Herz fängt einem an zu schlagen und die Wange zu glühen, und man weiß nicht, wie und warum. Und gerade da wo die Philosophie scheitert und die Vernunft sich hinter den Ohren kratzen muß, wo man ein Sausen hört, aber nicht weiß, woher es kommt und wohin es fährt, gerade da vermuthe ich Gottes Finger". —

Claudius weiß uns durch seine Gelegenheitsgedichte so sehr ins Interesse an seinem Familienleben hineinzuziehen, daß der Name und das Lob seiner Frau gleichsam in die deutsche Literaturgeschichte übergegangen ist.

„Rebekka wählen ist Geschmack;
Nicht wahr, College Isaak?" —

heißt es in dem „silbernen A.-B.-C." *) Mitten in der Abhandlung „über den Vorzug der Gelehrten mit einer langen Note aus'm Baco" **) vergißt er Gelehrte und Baco und erzählt, wenn auch mehr Dichtung als Wahrheit, seine Liebesgeschichte und, von andern Kleinigkeiten abgesehen, hat er ihr und ihrem heitern, frommen Sinn zwei schöne Lieder „Frau Rebekka mit den Kindern an einem Maimorgen" und

*) Werke III, 80.
**) Werke I u. II, 114.

das „Feierlied zur silbernen Hochzeit 1797“ gewidmet, das er in besonders gehobener Stimmung geschrieben und das neben der Innigkeit auch von einer Zartheit und Feierlichkeit beseelt ist, wie wir sie sonst an dem Boten kaum gewohnt sind. Unter Anderm heißt es:

„Ich will nicht von Dir sagen, will nicht von Dir singen;
Was soll uns Loblied und Gedicht?
Doch muß ich heut' der Wahrheit Zeugniß bringen,
Denn unerkenntlich bin ich nicht.

Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben,
Ich war wol klug, daß ich Dich fand;
Doch ich fand nicht, Gott hat Dich mir gegeben;
So segnet keine andre Hand“. —

In der That war es für Claudius eine glückliche Wahl. Auch Andere haben ihren Werth erkannt. Freilich braucht's keiner Zeugnisse und Autoritäten, wenn sie ihm gefiel und ihn beglückte. Aber immerhin freut es, auch in den Urtheilen eines Herder, Hamann, F. H. Jacobi, J. H. u. Ernestine Voß, Stolberg u. A. bis herab zu dem jüngsten Selbstbiographen von Schubert ihr Lob wie aus einem Munde verkünden zu hören. Sie war fromm, arm, einfach — er nennt sie, freilich scherzweise, in den früheren Briefen an Herder, auch als Frau noch, fast nur „sein Bauernmädchen“ — dabei ungewöhnlich schön, von trefflichen Geistes- und Herzensanlagen, lebensmuthig, fröhlich, liebenswürdig. Von

gewöhnlicher Größe, edler Gestalt und Haltung hatte sie feine Gesichtszüge, eine ziemlich scharf geschnittene Nase, braune Augen, starkes braunes Haar. Ihre Bildung war die eines Bürgermädchens einer kleinen Stadt im vorigen Jahrhundert, geistlich arm und reich an Liebe. An ihm blickte sie hinan, bildete sich noch in der Ehe an ihm und durch ihn und ging in seinem Werth und seiner Liebe auf; sie pflegte ihn, nahm ihm, soweit es anging, die Sorge ab und trug durch den Schatz ihrer seltenen Eigenschaften wesentlich dazu bei, daß Claudius frei und freier seine Lebensaufgabe erfüllen konnte. Wie sich ihr Wesen, ihre edle Weiblichkeit, ihre Vorzüge als Gattin nnd Mutter in der Ehe entfaltet haben, wird uns fernerhin entgegentreten. —

Aber auch eine innere Zucht ist ihm die Ehe, diese Ehe geworden; das Herausgehen aus dem Ich, die Sorge um ein Du, um ein zweites und drittes Wesen hat gerade ihm den Begriff der Pflicht, die ihm hier nicht als äußeres Gesetz, sondern als Freiheit in der Liebe erschien, aufgeschlossen; sie hat ihm, der kein Amt hatte, wenigstens zum Theil die Zucht des Amtes ersetzt; sie ist auf diese Art seinem inneren Leben, dessen Gestaltung und Reifen zu Gott, gar sehr zu Hülfe gekommen.

So ist es gerade die Ehe, das Haus, die Familie, wo Claudius wahrhaft gedeiht, wo man ihn beobachten und kennen lernen muß, um ihn gründlich liebzugewinnen. Da ist er der deutsche Mann, der christliche und deutsche Hausvater, und der norddeutsche sonder=

lich, der unter seinem Dach die „starken Wurzeln seiner Kraft“ sucht und findet. Wir werden später noch Gelegenheit haben, seine Schwelle zu betreten.

Ist es wahr, was ein beliebter neuester Schriftsteller*) sagt, es habe in jener Zeit das Vorurtheil bestanden, das Genie tauge gar nicht zum ordentlichen Ehemann, ein guter Hausvater sei nothwendig ein Philister, so gehört Claudius wenigstens zu den schlagendsten Ausnahmen. Die weitere Erzählung seines Lebens selbst wird es klar machen, wie lebendig in ihm nicht blos die Poesie des Hauses war, sondern die einfache sittliche Realität, der Ernst und die höchste Bestimmung der Familie.

Zunächst geht auch in sein Dichten und Denken der gewonnene Hausfriede über; an der Schwelle des Frühlings lag seine Hochzeit. Wie sonnig glänzt ihm der Lenz entgegen, da er ihn mit neuen Augen anschaut! „Im Junius“ überschreibt er einen schlichten Erguß jener Tage: „Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön; wenn der Dornstrauch blüht und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So 'n heller Decembertag ist auch wol schön und dankenswerth, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet sind, und uns Boten in der Morgenstunde der Bart bereift; aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel singt, und die Saat schießt Ähren, und dort hängt die Wolke

*) Riehl. Die Familie S. 199.

mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauscht herab.

Wach auf mein Herz und singe
Dem Schöpfer aller Dinge —

's ist, als ob Er vorüber wandle, und die Natur habe Sein Kommen von Ferne gefühlt und stehe bescheiden am Weg' in ihrem Feierkleid und frohlocke!" — Dies Gefühl, das ihn in der Natur über ihre Schranken hinweghebt, beweist zugleich, daß nach dem zerstreuten Hamburger Leben und der unbestimmten Mißbefriedigung jener Zeit allmählich auch eine stille religiöse Sammlung, eine ernste Sehnsucht nach der Heimath seines Geistes in ihm erwacht.

Gleich mit der Verheirathung begannen indeß, wie begreiflich, mancherlei Nahrungssorgen, die eine Zeitlang den jungen Hausstand begleiteten und erst später völlig aufhörten. Doch gilt auch für diese Jahre schon, daß Claudius ein inneres, peinliches und ängstliches Sorgen um Geld und Auskommen kaum gekannt hat. Möglichste Bedürfnißlosigkeit, der eine gelegentliche Ausnahme von der alltäglichen Ordnung zur doppelten Festfreude wird, Geringschätzung irdischer Güter, freimüthiges Eingestehen seiner Dürftigkeit, ein unerschöpflicher Born von Hoffnung, welche die Noth gar nicht an sich kommen ließ — das waren schon Grundzüge seiner Natur. Ihm war wirklich das Gold — und nicht blos das erzgebirgische — „Lausegold", und für die Goldbarren Sr. Majestät von Japan dankte er,

weil er deren genug im Hause habe. War aber Grund zu solchen Sorgen vorhanden, so wußte Frau Rebekka im Stillen zu tragen und weise sich einzurichten.

Die geringe Einnahme vom „Boten“ war schwankend und zweifelhaft. Schon gegen Ende des ersten Jahrganges schreibt Claudius an Herder*): „Mit dem „Wandsbecker Boten“ will's nicht recht fort, und ich glaube, daß er's nicht lange mehr aushält“. So mußte er sich nach andern Erwerbsquellen umsehen. Eine solche war der Einfall, die „bon mots aus Adreßblatt und Zeitung“ zu sammeln und herauszugeben, — ein Plan, den er schon im Spätherbst 1771 an Herder mittheilt **), mit dem wenig lockenden Zusatz, „wenn Sie allenfalls einen Herrn Buchhändler wüßten, der so dumm sein wollte, mir etwas dafür zu geben“. Doch kein Buchhändler war — klug oder kühn genug zu dem Unternehmen, weshalb erst drei Jahre später, in der Nr. 179 (9. Nov. 1774, datirt vom 8. d. M.) des „deutschen, sonst Wandsbecker Boten“ die Subscriptionsanzeige für die beiden ersten Theile des „Asmus omnia sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten“, die nun Claudius in Selbstverlag nahm und einem Breslauer Buchhändler in Commission gab, erschien; im Frühjahr 1775 trat die Schrift wirklich ans Licht.

Die Schwierigkeit des Auskommens wurde durch ihren Erlös höchstens vertagt, nicht beseitigt. Zudem

*) N. 4. S. 369.

**) A. a. O. S. 365 u. 369 u. a.

war, fast gleichzeitig mit dem Buch, das erste Kind, ein Töchterlein, Karoline, Friedrich Perthes' spätere Gattin, geboren, bei welcher Herder's Frau Pathe stand; ein zweites Mädchen, Christiane Marie Auguste folgte im November des folgenden Jahres. Nach einem wirklichen und festen Amt sich ernstlich umzusehen, schien darum doppelt Pflicht. Herder besonders sollte dazu helfen. Dieser war seit 1771 als pastor primarius und Konsistorialrath in Bückeburg angestellt. Schon früher, noch vor seiner Heirath, wendet sich Claudius vertrauend an ihn um Empfehlung und Fürsprache. Was guten Willen und freundschaftlichen Eifer anging, so konnte er keinen bessern Patron finden. Herder schaut nach allen Seiten aus; vergebens aber blieben lange Zeit seine Versuche in Darmstadt, wo seine Braut Karoline Flachsland und deren angesehene Verwandten lebten; in Kurland, Herder's früherem Aufenthaltsort, und bei Gleim, dem Mäcen und treuen Helfer bedrängter Dichter. Dieser war im J. 1772 bei Herder zu Besuch und wünschte, Claudius möge von Wandsbeck herüberkommen, um ihn kennen zu lernen. Claudius konnte nicht.

Während er so selbst und andre für ihn nach außen ihre Netze auswarfen, war sein häusliches Leben wie eine deutsche Dichteridylle, Ebbe und Fluth der Stimmung, Sang und Verstummen, Sorge und Humor, Leichtigkeit und Schwere der äußeren Noth gegenüber.

Auch der Tod seines Vaters, von dem wir oben*) schon sprachen, fällt in diese Jahre (4. Dez. 1773); das schon erwähnte Lied, das hier nicht ästhetisch, sondern nur seiner Grundstimmung nach in Betracht kommt, spricht deutlicher als es nachträgliche Worte eines Dritten vermögen, die Größe des Verlustes aus. An Herder**) schreibt er nur: „Mein Vater ist mir vor vierzehn Tagen gestorben. Mag der Ihrige, wenn Sie noch einen haben, desto länger leben!" — Seinem Gemüths- und Geistesleben fehlte eben von Natur die gleichmäßige Temperatur; reizbar und wechselnd konnte er erst aus den tiefen Quellen innerster Umbildung eine Ahnung dieses Friedenszustandes erfahren. Einen Blick in solchen Stimmungswechsel mag uns eine Briefstelle an Herder***) geben: „Ich brumme und härme mich nicht, bin auch jetzo wieder ziemlich gesund und gehe flugs und freudig an mein Geschäft, das ich aber freilich, wie der Herr Gevatter sehr recht bemerken, nicht mehr mit soviel Eifer und Macht verrichte, als ehedem, weil es umsonst zu sein scheint, meine vena comica auch immer mehr versiecht und versauert, wie alle kleinen Bäche zu thun pflegen. Übrigens springe ich doch alle Tage noch ein paarmal über Stock und über Tisch und Bänke, und wenn ich das große Loos gewinne, komme ich sogleich und springe auch über Tisch und Bänke in Bückeburg

*) S. 20.

**) A. a. O. S. 381. Nr. 14.

***) A. a. O. S. 382. Nr. 15.

und über die Bänke in der großen Allee zu Pyrmont". An Karoline Herder heißt es etwas später *): „Befinde mich seit einiger Zeit gar nicht wohl und will den jungen Frühlingsgeist aus den neuen Kräutern saugen, daß es mir wohl thue". — Und doch, welch' unerschöpften Fonds heitern und frisch-fröhlichen Lebensmuthes Claudius inmitten aller Unsicherheit des Ein- und Auskommens besaß, zeigt am besten sein Zusammenleben mit Johann Heinrich Voß, das in jenen Jahren beginnt.

Schon früher war Voß mit Claudius in literarische Verbindung getreten und persönlich bekannt geworden. Er lieferte mitunter poetische Beiträge für den „Boten" und lernte Claudius auf zwei Reisen nach Hamburg, im Frühjahr und Sommer 1774, kennen. Beide waren Freunde von Klopstock, beide arbeiteten an dem Göttinger Musenalmanach mit, neben dem Voß nach dem Rücktritt seines nachherigen Schwagers Boie von der Redaction im Mai 1775 einen neuen gründete. Voß, sonst ganz mittellos, wollte den Almanach auf Subscription herausgeben und von dem Ertrag leben. Er wählte Wandsbeck zum Aufenthalt wegen des Zusammenlebens mit Claudius, in dessen Nachbarschaft er sich auch einmiethete, und der Nähe von Bodes Buchdruckerei, durch die er den Druck besorgen ließ. Die Nachbarschaft von Hamburg, wo sein Musenalmanach ganz besondern Anklang fand und die alten

*) A. a. O. S. 389. Nr. 21. v. 25. April 1775.

Göttinger Bundesfreunde in der Nähe bestimmten ihn nicht minder. Auch Hölty wollte an dem „Schäferleben“ auf längere Zeit theilnehmen, Voß hatte ihm schon eine Stube in seiner Wohnung gemiethet; doch kam es nur zu einem achttägigen Besuch im Julius 1775; der rasche Fortschritt der Schwindsucht, an der er litt, hinderte die Ausführung des Planes, sein früher, längst geahnter Tod machte im Jahre darauf seinem hinsiechenden Leben ein Ende.

Das Leben, das die beiden Dichter in Wandsbeck führen und dessen Abbild uns Vossens Briefe erhalten haben, ist ein ländlich-poetisches Stillleben, wie ein leibhaftes Bruchstück aus Vossens Luise. Freilich ist es nur die Außenseite, namentlich von Claudius' Thun und Treiben, die uns entgegentritt, nicht sein innerstes Dichten und Trachten. Denn dieses war in seinem letzten Refugium doch für eine Natur wie Vossens zu fremdartig und unverständlich, als daß es Claudius dem Freunde rückhaltlos aufgeschlossen hätte. Aber für eine Zeitlang reichte bei aller Verschiedenheit beider Männer doch das Gleichartige zu einem friedlichen, behaglichen Zusammensein hin. Auch hatte Claudius noch nicht das Bedürfniß völliger Entschiedenheit in den höchsten Lebensfragen; er lebte noch in einer Dämmerzeit, wo die Sonne wohl da war, aber noch hinter den Wolken und nur durch einzelne durchbrechende Strahlen — in wie mancher Stelle seiner zwei ersten Theile! — sich kund gab. Und Voß war ja auch noch ein werdender, gährender Mensch — und

die Jugend ist immer an Keimen reicher, als das sich setzende und verengende Alter an Früchten, — der aufnahm und für andersgeartete Naturen noch ein Verständniß hatte, das er später verlor. Ja er war frommen und auf das Übersinnliche gerichteten Stimmungen, wie seine Briefe zeigen, gerade in jener Zeit mehr zugänglich als später, worin ich auch Claudius' Einfluß erkenne. Je weniger innerlich reich eine Natur ist, desto schneller wird sie fertig und abgeschlossen; der freie Strom der Entwicklung wird gehemmt und gedämmt, die Werdelust stockt, und kaum erinnert sich später der petrefakte Geist, daß er einst auch geschwärmt und romantisch war, daß er den Ossian über den Homer gestellt u. dgl. Das war aber später der Fall bei Voß, dem sonst so vielbelobten und vielverdienten. In der Wandsbecker Zeit jedoch bauten sie den beiden gemeinsamen und neutralen Boden des Naturgenusses, der Vorliebe für Homer und Platon, der heitern Geselligkeit *), lyrischer Liebhaberei, des Sinns für Unabhängigkeit und Ungenirtheit des Lebens nach Kräften an; die ächte Einfalt des Wesens und der Sitten besaßen beide. Zugleich fand Voß an Claudius' junger Häuslichkeit Gefallen — „das ist recht ein Muster einer glücklichen Ehe!" ruft er u. a. aus **) — und der Bote mit seiner Frau war wiederum der theilnehmende Vertraute für Vossens Liebe zu Ernestine

*) Das Rheinweinlied stammt u. a. aus dieser Zeit.

**) Briefe I, 303.

Boie, die aus der Vaterstadt von Claudius' Mutter (Flensburg) stammte. Doch bilden jene aufbewahrten Züge und Genialitäten, wie gesagt, immer nur die Außenseite, und man darf natürlich nicht denken, daß mit diesem Liegen im Grase, den Gastereien, der Nachtigallenschwärmerei Claudius' Tagewerk zu Ende war.

Seltsam freilich erscheint uns mitunter das Treiben. Es sind eben Zeiten, deren Art und Unart weit weit hinter uns liegt. „Wir sind den ganzen Tag", schreibt z. B. Voß an seinen theologischen und poetischen Freund Brückner*) „bei Bruder Claudius und liegen gewöhnlich bei einer Gartenlaube auf einem Rasenstück im Schatten, und hören den Kukuk und die Nachtigall. Seine Frau liegt mit ihrer kleinen Tochter im Arm neben uns, mit losgebundenen Haaren, und als Schäferin gekleidet. So trinken wir Kaffee oder Thee, rauchen eine Pfeife und schwatzen, oder dichten etwas Gesellschaftliches für den Boten." In demselben Briefe heißt es: „Claudius und seine Frau sind mein Trost. Ich kann Dir die Leute nicht genug rühmen: sie gehören mit in Deine Unschuldswelt". Auch in dem gleichzeitigen an seine Braut in Flensburg bekennt er den Reiz des Zusammenlebens mit ihm: „Claudius ist ein gar vortrefflicher Mann, nur Klopstock und Ehlers kommen ihm gleich. Und seine Frau ist, wie er sie verdient. Wenn ich so des Abends bei Sonnen-

*) Briefe I, 192.

untergang mit ihnen sitze, und das Herz sich öffnet, dann fühl' ich's, daß es noch Rechtschaffenheit und Tugend gibt, und feuriger wird der Entschluß, immer besser zu werden." —

So trat Claudius, wenn auch in voller Selbständigkeit mehr und mehr dem großen Dichterbunde nahe, dessen Leitstern Klopstock war, dessen Vorort bald Hamburg wurde, dessen Einfluß sich auf einen großen Theil Deutschlands, namentlich Norddeutschlands erstreckte. Mit Mitgliedern dieses Bundes, zunächst mit dem Hamburger Kreis, ward vielfacher Verkehr unterhalten; in den ersten Jahren seines Wandsbecker Lebens noch mit Alberti und Schönborn, stets mit Klopstock und den meisten der obengenannten. Von andern Bundesgliedern sah er Miller, den nachherigen Dichter des Siegwart, Ant. Matth. Sprickmann und die beiden Grafen Stolberg, die er, auch wenn unsere obige Vermuthung*) irrig sein sollte, doch schon vor ihrer Göttinger Universitätszeit und Hainbundsperiode kennen gelernt hatte, als sie sich (1771—72) mit ihrer Mutter in Altona aufhielten. Mit der Stolberg'schen Familie bildete sich ein bleibendes und sehr nahes Verhältniß, später auch mit den Frauen der beiden Grafen, von früh an mit den beiden Schwestern Auguste Luise, Göthes nie gesehener Jugendfreundin, an die Claudius jenes ungestüme Frühlingslied: „Heute will ich fröhlich sein" **) richtete, und der Gräfin Katharina. Dieser vieljährige und

*) S. 60.

**) Werke I u. II, 103.

lebensvolle Verkehr wird uns unten noch näher treten. Es war eben auch, wie schon oben angedeutet, ein Zeichen der Zeit, daß die Grafen von ihrer Grafenburg herabstiegen und an die Hütte der Männer aus dem Volk klopften; daß in diesem geistigen Freistaat der Mensch menschlich zum Menschen redete; daß der Gedanken- und Empfindungsaustausch mit den Frauen so unmittelbar und frei wurde. Aber diese Brüderlichkeit beschränkte sich doch auf eine auserlesene Schaar und schien die Keime einer neuen Aristokratie in sich zu tragen.

Aus dem Verkehr mit dem Hamburger Freundeskreise erwuchs auch Claudius' Theilnahme an den heftigen Streitigkeiten des Senior Göze mit seinem nächsten Amtsbruder dem Pastor Alberti. Schon zwei Jahre zuvor war der Friede zwischen diesem gestört worden, indem Alberti mit einem andern Prediger die Psalmworte (Ps. 79, 6): „Schütte deinen Grimm auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen" aus dem Kirchengebet am Bußtage wegließ, Göze dagegen heftig auf deren Beibehaltung bestand. Dieser setzte damals seinen Willen nicht durch, fand aber nunmehr eine neue Gelegenheit, gegen seinen Widersacher den Kampf wieder aufzunehmen. Der letztere hatte durch seine dem Jugendunterricht bestimmte Schrift „Anleitung zum Gespräch über die Religion", in welcher er aus den Wahrheiten der natürlichen Religion den Übergang zu denen der Offenbarungswahrheit zu zei-

gen suchte, namentlich aber durch die Auslassung der Lehre vom Teufel darin, der unerbittlichen Orthodoxie Göze's solchen Anstoß gegeben, daß derselbe sogar auf der Kanzel dagegen auftrat und, wie Claudius brieflich an Herder*) äußert, dadurch einen so übeln Ruch verbreitete, „daß auch die Nase des Hamburger Rathes und des Collegii der Sechziger ihn nicht ertragen mochte, und Herrn Bode, der Götzens Texte verlegt, alle Exemplare abfordern ließ, um sie in die Cloake der Vergessenheit werfen zu lassen". Der Brief fährt dann fort: „Diese Schrift hat nun große Bewegung unter dem gemeinen Mann erregt, die alle Alberti einen Erzketzer heißen, und sich mit Eile gürten, die Sache Gottes zu führen. Ihr gehorsamer Diener hat sich bei der Gelegenheit einen kleinen Luftstreich erlaubt und unter andern auch seine Talente im Kupferstechen geübt u. s. w." — Dies Feuer blinden Eifers an seinem Theil löschen zu helfen, erließ nämlich Claudius anonym sein in Ernst und Scherz wohlgemeintes und wohlgelungenes Flugblatt, betitelt „Eine Disputation zwischen den Herren W. und X. und einem Fremden über Herrn Pastor Alberti „Anleitung zum Gespräch über die Religion" und über Herrn Pastor Göze „Text am 5. Sonntage nach Epiphanias", unter Vorsitz des Herrn Lars Hochedeln. Dem hochlöblichen Collegio der Herren Sechziger zugeeignet. Mit einem saubern Kupfer. 1772, im Hornung", —

*) »Aus Herders Nachlaß« I, 367.

das er später in die Sammlung der Werke*) aufnahm. Um seinen Freund und dessen Schrift gegen fanatische Mißverständnisse zu sichern, sucht er zu zeigen, wie man bei bösem Willen sogar in dem „Text“ des Senior Göze Ketzereien, in seiner Ansicht vom Teufel manichäische Grundsätze wittern könne. Die Auslassung der Lehre vom Teufel in einer für die Jugend bestimmten Schrift beweise mit nichten den Zweifel des Autors daran. Schließlich wird nicht blos der ergötzliche, halb plattdeutsch sprechende und lateinische Citate sich sehr mundgerecht machende Präsident Lars, dessen von Pseudo-Raphael und Rembrandt gefertigtes Conterfei bekannter geworden ist als mancher wirkliche Raphael und Rembrandt, zu dem Friedens- und Versöhnungsstandpunkt des „Fremden“ herübergezogen, sondern auch der Vertreter der Göze'schen Partey, Herr W., verstummt Angesichts der über Streit und Widerstreit schwebenden Weisheit. Zwei Aussprüche des „Fremden“, in die sich Claudius' eigne Überzeugung verkleidet, mögen hier als sehr bezeichnend einen Platz finden. „Die Wahrheit, sagt er, ist eine Tochter des friedlichen Himmels, sie flieht vorm Geräusch der Leidenschaften und vor Zank. Wer sie aber von ganzem Herzen lieb hat, und sich selbst verläugnen kann, bei dem kehrt sie ein, den übereilt sie des Nachts im Schlaf und macht sein Gebein und sein Angesicht fröhlich“. — Weiter unten derselbe: „der Geist der Religion wohnt nicht in den Schaalen der Dogmatik,

*) I u. II, 68.

hat sein Wesen nicht in den Kindern des Unglaubens, noch in den ungerathenen Söhnen und übertünchten Gräbern des Glaubens, läßt sich wenig durch üppige glänzende Vernunftsprünge erzwingen, noch durch steife Orthodoxie und Mönchswesen." —

Alberti starb in der Aufregung dieser Kämpfe bald darauf, am 30. März 1772, 45 Jahre alt, nachdem er Gözen durch seinen Beichtvater versichern lassen, daß er ihn nie gehaßt habe. Dieser aber predigte noch am Begräbnißtage gegen ihn.

Auch nach Außen erweiterte sich für Claudius, ohne daß er, der stille und unscheinbare, es suchte, der Kreis von befreundeten Geistern; berühmte Namen darunter traten ihm nahe. Vor allen Johann Georg Hamann in Königsberg, genannt der „Magus in Norden" und Joh. Caspar Lavater in Zürich.

Beide Verhältnisse sind für Claudius' inneres Leben von mehr als gewöhnlicher und vorübergehender Bedeutung; beide haben in der späteren Zeit, wo Ebbe eintrat in seinem persönlichen Verkehr, Stich gehalten. Wer im persönlichen Zusammenleben der Menschen neben und über dem Naturgesetz des Anziehens und Abstoßens ein geistiges Gesetz der Fügung und Trennung anerkennt, der weiß, wie wichtig es ist, in welche Lebensentwicklung gerade das Bekanntwerden mit bedeutenden Menschen fällt; wie Alles darauf ankommt, daß der Acker bereitet ist, gerade diese Einwirkungen wirklich aufzunehmen. Das war aber Hamann gegenüber bei Claudius durchaus der Fall, wenn auch

die Blüthe und die reifende Frucht des Verhältnisses erst in seine zweite Lebensperiode fällt, wo wir es näher zu betrachten haben. Mit Hamann's Schriften wurde Claudius vermuthlich durch Herder bekannt.

Am 1. August 1772 schreibt dieser von Bückeburg an den alten Königsberger Freund: „Und nun lassen Sie mich Ihnen, alter lieber Sokrates, einen Alcibiades empfehlen, der ich leider nicht bin. Heißt Freund Claudius, hat jetzt leider auch ohne Brod und mit Noth ein Mädchen geheirathet, die ich nicht gesehen; war Hamburger Adreß-Comtoir-Schreiber, gleich wie Sie, der edelste Jüngling, castus, probus, ingenuus facie et animo, der für seinen Hamann schon einmal nach Curland hatte Schlittschuh laufen wollen. O Gott, es war mit mein Zweck, daß ich ihn hier haben wollte, wäre er nur ein Geistlicher! — Kurz er ist der einzige, mit dem ich von Ihnen geredet. Wenn Ihnen die Wandsbecker Zeitungen in die Hände gefallen, müssen Sie ihn kennen, wie jener Mathematiker die Menschen aus dem Sande.“ — So war ein persönliches Verhältniß vorbereitet, eingeleitet wurde es durch einen am 7. Mai 1774 geschriebenen Brief des Boten, den Hamann bald mit ein paar Zeilen „im trunkenen Muthe“, wie er an Herder schreibt, beantwortet. Diesem Anfang folgte bis zu Hamann's Tod ein lebhafter Fortgang im Briefwechsel, in dem der nordische Magus dem armen Freund manches Wort- und Gedankenräthsel zu rathen aufgab. „Von Ha-

mann, schreibt dieser an Herder unterm 6. Mai 1775, habe ich diesen Winter verschiedene Briefe gehabt, die ich alle gelesen, aber versteht sich nicht verstanden habe. Indeß versteht man doch hie und da ein halbes Wort, und wo er hat gesagt, daß man alle Briefe verstehen soll, die man lieset. Ich danke Ihnen aber recht sehr, daß Sie mich mit dem Zeichendeuter bekannt gemacht haben; ich mag gern mit ihm zu thun haben". — Gesteigert und befestigt noch wurde die Freundschaft der beiden geistesverwandten Männer durch gegenseitige Gevatterschaft — in zwiefachem Sinn ein Verhältniß des Glaubens, da ein persönliches Schauen ihnen nie zu Theil ward.

Mit Lavater, mit dem Claudius später in so herzlicher und geistig-lebendiger Gemeinschaft stand, knüpfte sich die erste Bekanntschaft ebenfalls aus der Ferne brieflich an und zwar durch das Medium der Physiognomik, die damals Lavater's Zeit und Kraft vorzugsweise in Anspruch nahm und für welche er, der mit der halben Welt deshalb in Verbindung trat, auch Claudius um Beiträge anging. Lavater nahm später Claudius' Silhouette, die mit vier andern (darunter mit der F. H. Jakobi's und des Dichters Miller) zusammengestellt ist, in die „physiognomischen Fragmente" auf und begleitete sie mit folgender Charakteristik: „Asmus... omnia sua secum portans. Weder Schwachkopf, noch Scharfkopf. Gesunder, schlichtguter.... aber durchaus nicht fortdringender, reihender, gliedernder Verstand. Hell und richtig und rein wird er sehen und richten, was vor ihn kömmt;

den Reichen als den Armen, den Armen als den Reichen; Niemandem zu Lieb noch zu Leid. Kurz! schlecht und recht! einfältig und gerade! Genie des Wahrheitssinnes! Genie des Herzens — Armuth und Zufriedenheit! Demuth und unerkäufliche Ruhe und Festigkeit des Sinnes — und in der Form und den Zügen des Profils die Abgeschliffenheit, Unangespanntheit eines freien Naturempfindens". — An Herder schreibt Lavater im Sommer 1776: „Claudius, was Passavant und Stolberg von ihm sagten und Du — ein Gottesmann. Empfiehl mich seiner Fürbitte." — Doch ein näherer Verkehr fällt erst in die folgenden Jahre.

Wir kehren von diesem vorläufigen Blick auf Claudius' auswärtige Freunde unter sein bescheidenes Dach zurück. Da herrschte neben aller Fröhlichkeit doch schwere Noth, die nur schwach verdeckt wird durch die Geselligkeit und die Schmäuse, von denen Voß erzählt, — ja es klingen diese fast wie das Singen, um die Furcht zu übertäuben.

Schon im Mai 1775 war Claudius von dem Wandsbecker, seit 1773 deutschen Boten abgetreten; die Zeitung hielt sich noch auf schwachen Füßen bis zum 28. Oktober dieses Jahres. Wenige Tage zuvor hatte Herder dem „Allerweltsversorger" Gleim noch einmal in einem charakteristischen Brief die Sorge um den verlassenen und darbenden Freund, den Gleim einst überbegeistert den „Götterboten Claudius" genannt hatte, eingeschärft: „Claudius! Claudius! schreibt er, ist noch immer unversorgt; zween Plane, einer ihm, einer mir, sind abermals mißlungen. Ich klopfe für ihn an bei

Ihnen! Mich dünkt, Sie hatten etwas für ihn und können und wollen für ihn auf's beste. Es ist die lauterste Familie unter der Sonne — er wirklich eine englische Seele unter den Menschen, und sie soll wie er sein. Es ist wie ein Schicksal gegen den guten Menschen. Er versteht außer den gelehrten Sprachen bis auf's Griechische, Französisch, Englisch, Holländisch, Dänisch, Schwedisch, Spanisch, und muß darben. Helfen Sie ihm! Eine staatlose Secretair- bis zur unschuldigen Rechnungsführerstelle, und was zwischen liegt, ist für ihn. Nur nicht Gelehrsamkeit, Prachtbetrug und Plätze der Staatslüge. Ich lege ihn auf Ihr Herz; da ruht er sanft, das wird Sie an ihn erinnern und für ihn schlagen." Gleim schreibt umgehend: „Und gestern, mein Theurer, empfing ich: Claudius! Claudius! Wie in dem Ihrigen, so brannts in meinem Herzen. Ich ging den kürzesten Weg; weil eben die Post nach Hamburg abging, so schrieb ich an unsern Claudius, bat ihn, zu Vater Gleim zu kommen, nur auf einen Tag. Von allen Aussichten läßt sich nur sprechen; das Briefwechseln darüber ist viel zu weitläufig. Eigentlich weiß ich jetzt von keiner als von einer auf dem Klosterberge *). Resewitz sagte mir, er suche einen Lehrer des Französischen, aber nur 200 Thaler und freie Stelle könnt' er ihm geben. Ob dieser Lehrer eine Frau haben darf, das weiß ich noch nicht. Er soll und muß in seine rechte Lage. Flectere si nequeo

*) Die einst berühmte Schule zu Kloster Bergen (u. a. Wieland's Bildungsstätte), damals unter der Leitung des Abtes Resewitz, früher in Kopenhagen mit Claudius bekannt.

superos, Acheronta movebo." — Doch der Acheron blieb unbewegt. Auch ein Versuch, als Amtsverwalter nach seinem Vaterflecken Reinfeld zu kommen, wo seine alte Mutter sich noch aufhielt, schlug trotz aller Bemühungen seiner Hamburger und Kopenhagener Freunde fehl; keinen größeren Erfolg hatte eine im Spätherbst mit den Grafen Stolberg nach Berlin unternommene Reise, die wahrscheinlich ähnliche Zwecke verfolgte. Er machte dort auch die Bekanntschaft des berühmten Buchhändlers und Schriftstellers Nicolai und trat in den Freimaurerorden, dem fast alle seine Freunde angehörten. Es scheint, daß dies auf Anregung des Barons Haugwitz, des späteren Grafen und Preußischen Ministers, geschehen ist, der von Göttingen her mit den Grafen Stolberg befreundet war und durch sie mit Claudius in Verbindung trat. Es lassen sich diese, an sich schon mysteriösen Verhältnisse nicht mehr aufhellen. Haugwitz war ein eifriger Maurer und Vertreter einer mystischen Richtung innerhalb des Ordens, der s. g. strikten Observanz, die gerade in den siebziger Jahren viele Mitglieder ergriff und lebhafte Parteikämpfe veranlaßte. Claudius ist zweimal bei Haugwitz in Schlesien gewesen, wie es scheint, bei Gelegenheit der erwähnten Berliner Reise und bald nach seinem Darmstädter Aufenthalt; auch ist er an seinen Verleger Löwe in Breslau vermuthlich durch diesen Gönner gewiesen worden. Das Haugwitz'sche Familiengut Krappitz bei Oppeln war ein Sammelplatz dieser Richtungsgenossen; auch Hamann's und Lava-

ter's Freund Kaufmann aus der Schweiz, der bald auch mit Claudius befreundet wurde, ging da aus und ein; mit den nahen Brüdergemeinden wurden Verbindungen angeknüpft.

Wir begleiten Claudius nach Wandsbeck zurück. Dort fristete dürftiger Übersetzerlohn kümmerlich genug sein und der Seinigen Leben. Aus diesem Zustand und der Mischung humoristischer Verzweiflung und unthätiger Sorglosigkeit, in die er damals verfiel, riß ihn das endliche Gelingen der Hülfeversuche Herder's. Schon im Sommer öffnet sich ihm durch dessen Vermittlung und Empfehlung bei dem Präsidenten Friedrich Karl v. Moser die Aussicht zu einer Anstellung in Darmstadt. Zuerst lautete das Anerbieten auf eine geheime Canzleisecretärstelle. Was Claudius, der schlichte Bote, zu dem glänzenden Titel sagt, ist bezeichnend genug, um wörtlich mitgetheilt zu werden. „Ihr seid sehr expedit", schreibt er am 2. Aug. 1775, „Freund Herder! und der Präsident v. Moser muß sehr gütig sein, daß er auf das Wort eines bekannten Mannes einen Unbekannten so ehren will. Also geheimer Canzeleisecretär? Der Avisenschreiber, den halb Wandsbeck für unklug und ganz Wandsbeck für einen lausigen Avisenschreiber hält, geheimer Canzeleisecretär? Ich weiß nicht ganz genau, was ein geheimer Canzeleisecretär in Darmstadt zu thun hat, aber ich kann rechnen und schreiben, weiß vom Staats- und Völkerrecht nicht viel, finde mich leicht in etwas und arbeite schnell,

habe ehedem wohl Italiänisch schreiben können, schreibe noch Französisch, grammatikalisch*, aber nicht delicat, verstehe Griechisch, Lateinisch, Englisch, Dänisch, Holländisch, Deutsch, etwas Schwedisch und Spanisch, habe die Institutions und Pandecten gehört und Historie, weiß aber von Institutions, Pandecten und Historie nicht mehr, als eben zur Leibesnahrung und Nothdurft u. s. w. gehört, bin ehrlich und lasse mich nicht bestechen. Wenn ich nun mit diesem Wissen und Nichtwissen geheimer Canzeleisecretär werden kann, so erkenne ich es mit Dank, daß der Herr Präsident von Moser mich dazu machen will, aber nach meiner Neigung möchte ich lieber eine weniger glänzende und mehr ruhige Stelle haben und etwa Vorsteher eines im Walde gelegenen Hospitals oder anderer milden Stiftung, Verwalter eines Jagdschlosses, Garteninspector, Vogt eines Dorfes ꝛc. werden, dabei ich Zeit hätte, meinen Grillen nachzuhängen". — Im Anfang November wurde der Antrag bestimmter formulirt und lautete nun auf Titel und Stelle eines Oberlandcommissarius mit 800 Gulden Gehalt. Welche Bewandtniß es mit diesem Amt hatte, werden wir sogleich hören. Unserm Claudius mochte der hochtönende Titel etwas gespenstisch vorkommen und er ergreift mit Eifer das erste beste Gerücht, um auf die oben erwähnten Waldideen, die ihm viel lustiger und ansprechender dünkten, zurückzukommen. Der reformirte Prediger J. L. Passavant aus Frankfurt, Göthe's Jugendfreund, besuchte nämlich auf einer Reise Clau-

dius in Wandsbeck und brachte ihm die Nachricht von dem bekannten Arzt Zimmermann in Hannover, einem besonders treuen Anhänger des Boten, mit, die dieser von einer gewissen Oberkammerherrin (v. Löw) haben wollte, Claudius sollte Burgvogt in Darmstadt werden, sein Wohnhaus stehe mitten in einem Walde, und er habe wenig oder nichts zu thun. Welche Aussichten!

Sehr komisch klingt es nun, wenn der Bote, der seinen Botenstab doch nur sehr ungern an den Tausch gegen die Feder des Landcommissarius wagen mochte, Herder'n auffordert*), er solle doch für den romantischen Waldplan nach Kräften wirken, und alles Ernstes mit der feinen Vermuthung schließt: „wenn Oberlandcommissär und Burgvogt und Haus im Walde nicht alles eins und dasselbe Ding ist." — Wahrscheinlich ließ er ähnliche poetische Gedanken und Träume auch in das offizielle Schreiben an den Präsidenten von Moser einfließen, das er Herder'n zur Begutachtung vorlegt und worüber dieser als über unpraktische Tölpelei, die alle Aussicht wieder verderben konnte, höchlich ärgerlich wird. Endlich brachte er einen vorzeigbaren Brief zu Stande, den Herder mit Zeilen seiner Hand begleitete.

„Hochwohlgeborner Herr,

Gnädiger Herr Präsident,

ich habe einen Brief von Ew. Excellence an den Herrn Consistorialraht Herder in Bükeburg gelesen,

*) A. a. O. S. 400.

und bin von der Nachsicht und großmüthigen Güte, mit der Ew. Excellence darin von mir und einer Versorgung für mich zu sprechen geruhen, um desto lebhafter gerührt worden, da es mir so unerwartet kommt, und alle meine Erwartungen so sehr übertrift, ich auch überzeugt bin, daß ich alles meinem Freunde und Ew. Excellence Edelmuth zu danken habe.

Ich habe eine alte Mutter, die ich so lange sie noch lebt ungerne verlaße; aber meine itzige Situation ist von der Art, daß ich eine irgend erträgliche Versorgung mit beiden Händen ergreiffen muß, viel mehr eine so vorteilhafte als die ist, mit der Ew. Excellence mich beehren wollen. Es bliebe also nur die Frage, ob ich mir getrauen dürfte, eine solche Stelle anzunehmen, da einem ehrlichen Manne eine strenge Erfüllung der Pflichten, die er über sich nimmt, doch immer die Hauptsache bleibt. Und hierüber will ich aufrichtig und gerade heraus seyn. Wenn ich von meiner Neigung sprechen dürfte, so ist die für ein einsahmes Leben, für ein nützliches Würken im Stillen, für Feld und Wald und Bauervolk von jeher gestimmt gewesen; das darf ich auch noch sagen, daß ich es an gutem Willen, herzlicher Thätigkeit und Treue nicht werde fehlen lassen; ob ich aber Geschick genug habe ein Rad in der Machine zu seyn, dadurch ein Fürst seine Vatermilde über sein gutes Landvolk ausbreiten will, das weiß ich nicht, weil ich noch keine Erfahrung davon gemacht habe, und ich nichts von mir annehmen mag, als was ich aus gehabter Erfahrung weiß, und ich

noch keine Erlaubnis habe, auf die Winke und den guten Raht derjenigen zu rechnen, unter dessen Oberaufsicht die ganze Machine ihre Würkung thun soll. Sollten Ew. Excellence nach diesem Bekänntnis mich dieser oder einer andern kleinen Stelle einigermaßen würdig finden; so dürfte ich wohl hoffen, daß meine Überkunft bis zur gelindern Witterung Zeit hätte, da ich vor einigen Wochen erst wieder Vater geworden bin!

Ich empfehle mich Ew. Excellence Hohem Wohlwollen und habe die Ehre mit der dankbarsten Hochachtung zu seyn

Ew. Excellence
unterthäniger Diener
Matthias Claudius."

Hamburg, den 3. Xbr. 1775.

„Den herzlichsten unterthänigsten Dank für die an Claudius erzeigte Gnade! Sie hat mich über allen Ausdruck gerührt! es war mir ein Tag guter Botschaft, der mir aus dem Briefe und Werk Euer Excellenz das Herz Mosers ganz mahlte. Gott segne das Werk! es fange sich für die Bauern Zeit der Erlösung an. Gott segne seinen Urheber, der sie erlösen will und auch an Claudius dachte. Hier ist sein Brief und eben dieser macht, daß ich so spät erscheine. Ohne ihn zu erscheinen, wäre es auch leerer Schein gewesen, so sehr ich gleich die Stunde des Empfangs dazu wollte.

Claudius ist von Freude durchdrungen, und noch mehr, er hat Lust und Liebe zum Dinge oder scheints zu haben, das denn für Werk und Beförderer die beste Triebfeder thätigen Danks und Lohns seyn mag! Da Euer Excellenz nun die Gnade gehabt, im Fall er annehme, den Ruf zu versprechen, so muß ich seine Adresse „Hamburg in Hermanns Apothek auf dem Speersort" wohl näher bestimmen, damit ihm ein so wichtiger Brief nicht entgehe, im Fall ich nicht der Überbringer sein soll. Er wünscht, wenn das Werk es zuläßt, noch gelindern Wind zur Reise; ließe es es nicht zu, so ginge wohl sein Beruf vor und da Euer Excellenz jede Wohlthat ganz vollenden, so brauche ich auch über die Reise kein Wort mehr.

Also noch einmal den innigsten, wahresten Dank. Und dann die kleine Zugabe, daß ich durch einen plötzlichen Windwechsel hier noch vor Anker liege. Er kräuselt sich noch. Wenn er sich so oder so gewandt hat, so mache ichs mir zur Pflicht, Euer Excellenz davon Nachricht zu geben, die doch einmal durch so gnädige Vorsorge an meinem Nichts von Leben Theil nehmen.

In tiefer Verehrung

Ew. Excellenz

unterthänigster

Herder."

Bückeburg, den 11. Dec. 1775.

Es mag Wenigen der Eintritt in die harte Schule des Amtes so sauer geworden sein wie Claudius. Köstlich aber ist das Gemisch von Humor und Naivetät, die unschuldige Kindlichkeit, die große Augen macht über das Große, wozu sie taugen soll, halb zweifelnd, halb froh, zagend und leicht nehmend.

VI.

Darmstadt; — Fremde und Heimath.

Am letzten Märztag 1776 fuhr Claudius im selbstgekauften Wagen mit seiner Rebekka und zwei Kindern, von denen das eine noch an der Mutterbrust lag, von Wandsbeck ab, nahm seinen Weg über Hannover, wo er mit einem noch ungekannten aber sehr anhänglichen Freunde, dem als Arzt und Schriftsteller berühmten J. G. Zimmermann zusammentraf, und hielt sich dann sieben Tage bei Herder in Bückeburg auf. Welchen Eindruck der wandernde Bote auf Zimmermann machte, erzählt dieser selbst in einem Brief an Herder's Gattin: „Den 2. April um Mitternacht kam ich trunken vor Freude aus Claudius Gesellschaft nach Hause. Ach bestreuen Sie doch den Weg nach Darmstadt für die freie, offene, starke und naive Herzensseele Claudius und sein ehrwürdiges, edles Weiblein, mit Rosen.“ Herder war seit dem 2. Mai 1773 mit Karoline Flachsland verheirathet. Es war eine lebendig herzliche Auffrischung der alten Freundschaft; die folgenden Briefe athmen den Geist der Er-

neuerung. Urtheile Herder's über Claudius aus diesen Tagen habe ich oben schon mitgetheilt. Auch Gleim hatte den Boten durch Herder zu sich nach Halberstadt laden lassen, um ihn endlich von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Herder solle mitkommen, schreibt Gleim am 18. Februar 1776, wenn nicht, „dann bitt' ich, den lieben Claudius zu zwingen, daß er sein Versprechen halten muß und die Kosten auf meine Rechnung ihm vorzuschießen; denn ich vermuthe, daß er zu seiner Einrichtung in Darmstadt so viel gebraucht, daß er zu verreisen nichts übrig haben wird. Ich möcht' in diesem Leben ihn so gern noch sehn". Erst später], wie wir finden werden, erfüllte sich dieser Wunsch. Claudius setzte von Bückeburg seine Fahrt über Göttingen fort, wo er den berühmten Philologen Heyne kennen lernte, und traf am 16. April in Darmstadt ein. Dort wurde er vom Präsidenten von Moser „nicht gnädig, sondern freundschaftlich", von Herder's Verwandten mit vieler Liebe empfangen. Welcher Art die ihm zugedachte Stelle war, erfahren wir von Claudius selbst am wenigsten. Auf Befragen seines Freundes Mumssen, worin sein Thun und Lassen bestände, antwortet er nach einigen Wochen „ich thue nichts und lasse alles". Wir schicken den Wortlaut seines Berufungsdekrets voraus und betrachten den Sachverhalt näher.

„Demnach wir von Gottes Gnaden Ludwig, Landgraff zu Hessen (tot. tit.) bei der zu Verbesserung des allgemeinen Nahrungs-Standes und Polizeywesens

angeordneten Land=Commission, Unsern lieben getreuen Joh. Matthias Claudius, zu Unserm Ober=Land=Commissario, mit dem Rang eines würklichen Cammer Raths, dergestallt bestellet haben, daß Er unter den Befehlen Unsers zur Ober=Aufsicht des Instituts ernannten Präsidenten Freyherrn von Moser und specialer Weisung des Directors der Land=Commission, Unseres Land=Cammerrath Eymes, den vorfallenden Geschäften mit Treue, Fleiß und Dienst=Eifer abwarten und vor diese Bemühung alljährlich Sechs Hundert Gulden Besoldung, 2/3 an Geld aus Unsrer Fürstl. General Casse, und 1/3 an Naturalien aus Unsrer allhiesigen Renthey, vom 1. Martis laufenden Jahres zu beziehen haben solle; Als wird demselben zu seiner Legitimation gegenwärtiges Decret ertheilt.

Urkundlich ꝛc. Darmstadt, den 29. April 1776."

F. C. Frhr. v. Moser. A. P. Heße u. s. w.

Seit 1772 war der früher schon als Schriftsteller berühmte s. g. jüngere Freiherr Friedrich Karl v. Moser, der Verfasser namentlich von „Herr und Diener", jenem einzigen deutschen Fürstenspiegel des vorigen Jahrhunderts, und der an äußeren und inneren Erfahrungen reichen „Reliquien" als erster Staatsminister und Präsident sämmtlicher Landescollegien in die Dienste des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen=Darmstadt getreten und hatte, bald im Besitz der staatlichen Allgewalt, theils den Gang der Geschäfte zu bessern, theils eine Reihe von Reformen durchzuführen gesucht,

die tief ins Fleisch der bestehenden Verhältnisse einschnitten. Seine Verwaltung im Einzelnen, die geheime Opposition, die sich allmählich gegen ihn bildete und acht Jahre später seinen Sturz herbeiführte, die schweren Vorwürfe des Amtsmißbrauchs, der unbegränzten Herrschsucht, Ungerechtigkeit und Verachtung alles Inländischen, der Majestätsverletzung, des geistigen und geistlichen Hochmuths gehen uns hier nicht näher an; — gewiß aber ist, daß er ein hochbegabter, großer Entwürfe fähiger und nach edeln Zielen strebender Staatsmann war, eine der seltenen Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts, die im Staatsleben ideale Zwecke verfolgten, geschöpft aus einer tieferen und reineren Quelle als der geistreicher Einfälle, eines momentanen Begeisterungsrausches oder kritisirender Selbstbespiegelung. Hervorgegangen aus dem Elend der damaligen Kleinstaaterei und vielfach darin umgetrieben ward er der kräftigste Verfechter ständischer Freiheit gegenüber dem absoluten Staat seiner Zeit, suchte aber zugleich nach sittlichen Grundsätzen für die politische Praxis, die er in seiner ernsten christlichen Lebensansicht fand. Selbst in Göthe's*) kurzer Schilderung, der doch für den Grundtrieb von Moser's Thätigkeit in seiner eigenen Richtung schwerlich das rechte Verständniß fand, sind die Züge zu diesem Bild zu erkennen. Daß aber diese Ideen und Pläne in ihrer praktischen Ausführung einen groben

*) Dichtung u. Wahrheit, Werke, Ausg. letzter Hand. Bd. 24, 121.

Zusatz von obigen Gebrechen menschlicher Natur und seiner Natur erhielten, daß sie es gerade in seiner Darmstädter Amtsführung erhielten und daß hierdurch ein schmerzlicher Widerspruch zwischen seinen Grundsätzen in „Herr und Diener“, seinem Wollen und Vollbringen entstand, ist Angesichts der Thatsachen kaum zu leugnen, wenngleich, um ein ganz gerechtes Urtheil zu gewinnen, auch die Gegenseite, die zu überwindenden Schwierigkeiten, der Charakter des Landgrafen und der Geist der damaligen hessischen Beamtenwelt, zuvor in ein helleres Licht zu stellen wären. Das Gefühl seiner Kraft erhob ihn in einer Umgebung, wo er nicht entfernt einen geistig Ebenbürtigen neben sich sehen mochte, zu dem Glauben, nicht an seine politische Unfehlbarkeit, aber an seine Alleinbefähigung, das wahrhaft Beste des Landes leitend zu fördern, und leidenschaftlich, rasch zugreifend, rücksichtslos, wie er war, verdarb er es mit hundert Personen und hundert Interessen; durchdrungen von der Reinheit seiner Absichten glaubte er überall bösen Willen, Trägheit, Stumpfheit dagegen ankämpfen zu sehen; überzeugt endlich, daß der Macht, die gesehen und populär werden will, auch das äußere Zeichen, Glanz und Mittel, gebühren, umgab er sich mit übergroßem Prunk, mit Lustgärten, Landgütern, Landhäusern, Kunstgegenständen — und auch hierin erkannten seine Feinde einen grellen Widerspruch mit dem Geist der Demuth, dem er sich sonst ergeben zeigte. Wie ein prophetisches Wort klingt es daher, wenn er in der Vorrede zu

„Herr und Diener“ ahnend sagt: „es kann leicht sein, daß mir im 50. Jahr, wenn Gott meine Tage so verlängern sollte, manches selbst noch schwer auszuüben fallen würde, was ich jetzt im 35. Jahre geschrieben und von andern gefordert habe.“

Dieser merkwürdige Mann also war es, der unter andern Neuerungen auch die s. g. Oberlandcommission einführte, eine aus fünf Mitgliedern bestehende Behörde, die auf die Verbesserung der materiellen Hülfsquellen des Inlands in Ackerbau und Industrie sowie auf die Hebung der geistigen und sittlichen Lage der Bevölkerung hinarbeiten sollte, um die hessischen Zustände denen andrer hierin mehr vorgeschrittener Länder möglichst anzunähern. Insofern schließt sich die Tendenz der Behörde an die philanthropischen Bewegungen an, die aus dem Geist der Zeit flossen, — es galt, die Volksbeglückung, von welcher die Dichter träumten und sangen, ins Leben zu rufen. Nach dem damaligen politischen Stande deutscher Verhältnisse konnte die praktische Anregung aber nur von oben, von der Regierungsgewalt und ihren Organen ausgehn. Auch wurde gleichzeitig (1777) an der Landesuniversität Gießen eine neue ökonomische Fakultät errichtet. In dem am 20. Oktober 1775 seinem Fürsten übergebenen Antrag auf Errichtung dieser Commission sagte Moser nach einem Blick auf die national-ökonomischen Vorzüge anderer Länder in Bezug auf Hessen: „Nur hier, in diesem Lande der Dämmerung und des Schlendrians hat man sich da-

mit begnügt: 2 mal 2 macht 4, und 1 dazu macht 5. Die großen Namen eines Hume, eines Ferguson, Mirabeau und so vieler Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, sind hier contreband und die Schriften der Schwedischen, Berner und andrer auf diesen Zweck arbeitenden Gesellschaften den Mehrsten unbekannt". — Eine ausführlichere „Ankündigung ans Vaterland, die zu Berath- und Verbesserung des allgemeinen Nahrungsstandes angeordnete Land-Commission betreffend", wurde erst im Anfang des Jahres 1777 erlassen. Dieselbe ist so charakteristisch und verräth neben der ersten Conception des Ministers so deutlich auch Claudius' originelle Hand, daß ich wenigstens den größeren Theil wörtlich mittheilen will.

„Das gewöhnliche Schicksal", hebt das Blatt an, „des deutschen Unterthanen ist: daß ihm vom Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang Eine Stimme zuruft: Gieb! Gieb!

Woher er's nehmen, wie er's erwerben solle? wird seinem Menschenverstand, ob er's mit Gemächlichkeit oder mit Seufzen gebe? seinem Kummer und Thränen überlassen; ob er seines Lebens froh werde? ob er seinen Fürsten segne oder ihm den Tod wünsche? darüber setzt sich die Kameral-Philosophie unserer Tage großmüthig hinaus. Genug, wann er gibt, Beweis genug, daß er's hat.

Wohl Dem! der keine Ursache findet, in diesen Zügen das Bild seines eignen Vaterlandes zu erkennen.

Denn, gedankt sei es der erbarmenden Vorsehung!

daß auch Deutschland Regenten aufzuweisen hat, die Pfleger Ihres Volks sind und mit Vaterherzen und Hirtentreue Mittel und Absicht, zu einem Zweck gemeinschaftlicher Glückseligkeit geheiligt, dergestalt verbinden, um in der Wohlfahrt Ihres Landes Ihren größten Ruhm und in dem frohen Blick vergnügter und zufriedener Unterthanen, Ihre eigene Ehre und Glückseligkeit zu suchen.

Von solch leuchtenden Beispielen aufgefordert und aus dem Trieb Landesväterlicher Gesinnungen, haben der Landgraf, Unser gnädigster Fürst und Herr, Sich's zum Anliegen Ihres Herzens gemacht, diesen wichtigen Gegenstand der allgemeinen Berath- und Verbesserung des Wohl und Nahrungsstandes Ihrer treuen Unterthanen auf eine solche Weise zu umfassen, welche Sie Ihrer wohlthätigen Absicht am sichersten entsprechend zu sein geglaubt, indem Sie hiezu unter dem Namen der Landcommission ein von Ihnen Selbst und Ihrem Ministerio unmittelbar abhängendes eigenes Collegium errichtet haben.

Die Oberaufsicht im Ganzen ist in die Hände des Fürstlichen Präsidenten und Canzlers Freiherrn v. Moser gelegt, die besondere Direction der Anstalt aber dem dazu eigens verordneten Landkammer-Rath Eymes übertragen und die von drei Oberlandcommissarien zu besorgenden Geschäfte dieses Instituts überhaupt solchen Männern anvertraut, von deren Rechtschaffenheit, Vaterlandsliebe, Einsicht und Erfahrung, der Fürst Beweis und Zeugniß vor sich hatte.

Da nie so sehr, als zu unsern Tagen, mit Menschenliebe und Patriotismus geprahlt, nie den Fürsten der Völker mehr Lob in's Gesicht gelogen und ihnen gleichwohl die Welt noch nie so eng, und das väterliche Erbe so klein, nie alle Kräfte der Länder zum Wühlen und Gewinnen so angestrengt und gleichwohl der Unterthan nie tiefer unter seiner Menschenwürde erniedriget, nie Zeit zur Ruhe, Besinnen und Nachdenken ihm mehr entzogen, nie mit Heuchelei von Landesväterlicher Sorgfalt gröber hintergangen und zugleich nie so sehr als Maschine betrachtet und behandelt worden: So wird hiermit im Angesicht des ganzen Landes die theuere und feierliche Zusage niedergelegt: daß die Absicht dieser neuen Anstalt nicht sei, unter dem Vorwand von gutem Rath und Verbesserungen in der Stille den Weg zu neuen Steuern, Auflagen und Belästigung der Unterthanen zu bahnen. Nein! so laut als es durch's ganze Land schallen kann, Nein! der Wille des Fürsten und die ganze Summe der Rathschläge und Bemühungen dieser Landcommission ist gerade und einzig dahin gerichtet, dem guten fleißigen Unterthanen jede Gattung seiner Arbeit fruchtbarer, seine Abgaben leichter, sein ganzes Leben froher, seinen Himmel blauer, ihn stolz auf sein Vaterland, zufrieden mit sich selbst und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen."

Hierauf wird das Arbeitsfeld der Commission unter sieben Rubriken näher angegeben. Auf die Verbesserung des städtischen und dörflichen Haushalts, des Schulden-

tilgungswesens, der Vormundschaften, des Ackerbaues und der Viehzucht, auf die Vermehrung und bequeme Verschaffung wohlfeiler Lebensmittel, die Hebung des Handels und der Fabriken, die Besserung des Erziehungswesens, für welches noch eine besondere Erziehungs-Commission angeordnet wurde, sollte die Behörde hinarbeiten.

„Das ganze Geschäft der Landcommission", heißt es weiter, „soll beharrlich das Wahrzeichen ihres Ursprungs tragen; so wie sie selbst ein Werk der Liebe Ihres Fürsten ist, so soll auch jenes nur ein Werk der Ueberzeugung und probhaltiger Erfahrungen sein."

Der Fürst wird nicht als Herr, sondern nur als Vater erscheinen, und der Bauer soll erst sehen und alsdann glauben.

Befehle und Zwangsmittel werden nur allein alsdann statt finden, wo Gewissen, Treue und Pflicht zur Abstellung eingerissener Mißbräuche und um den Bösen außer Stand zum Schaden, Betrügen und Verführen zu setzen, obrigkeitlichen Ernst nothwendig macht.

Wer guten Rath und Hülfe haben will, dem ist nun die Gelegenheit dazu gemacht, er wird bei allen und jeden Mitgliedern der Landcommission ein stetes offenes Ohr, ein empfindungsvolles, von dem Werth, der Freund und Wohlthäter seiner Brüder zu sein, belebt und durchdrungenes Herz und den warmen Eifer finden, jeden so viel nur möglich vergnügt und glücklich zu machen. Wer nicht will, wem seine Vorurtheile,

alte Gewohnheiten und ein saueres Leben lieber als ein vergnügtes, weil dieses was neues ist, sein sollte, der suche dann immer die Schuld bei sich selbst und nicht bei seinem Land noch bei dem Fürsten.

Bei dieser ernsten und reinen Gesinnung hält sich gleichwohl die Landcommission vollkommen überzeugt, daß sie keinen Himmel auf Erden erschaffen, nicht alle Hügel und Berge eben machen, am wenigsten mit dem Zauberstab in der Hand eine Wüste schnell in ein Paradies verwandeln werde.

Man müßte den Menschen und insbesondere die Menschen dieses Landes, ihre petrificirte Denkungsart, ihren eisernen Hartsinn gegen alles Neue und Ungewohnte, die schadenfrohe Freude so vieler, denen aus Unwissenheit, Faulheit und Eigennutz der Untergang jeden guten Gedankens allemal lieber als dessen Gedeihen ist, die tagelöhnermäßige Gesinnung so vieler andern, denen vor allem, was ihnen etwa mehr Arbeit machen möchte, schon in voraus grauet, man müßte endlich die fühllose Härte und Gleichgültigkeit so vieler Menschen gegen ihr eigenes und noch mehr gegen das Beste ihrer Nebenmenschen nicht kennen, (derer in der Verfassung eines Landes und den Lokalumständen liegenden vielen Schwierigkeiten nicht zu gedenken) wann man nicht bei dem thätigsten und wirksamsten Eifer Hindernisse ohne Zahl voraus sähe. Felsen zu sprengen, hat die Landcommission weder Instruction noch Beruf, sie mit Geduld, gleich Essig, durchzubeizen, darf und wird sie sich erlauben, nie er-

müden, stets neuen Muth fassen, und nicht aufhören, auf Hoffnung zu säen, damit die nach uns Kommenden mit Freuden erndten.

Vereinigte Kräfte sind aber dankenswerth und unter solchen Umständen (denn was vermag der beste Wille von fünf Männern gegenüber einem ganzen Land?) nöthig und unentbehrlich.

Daher noch ein Wort an die Geistlichen und an die Beamten und Unterobrigkeiten des Landes.

Nie wird den Geistlichen zugemuthet werden, Predigten über die Viehzucht und den Flachsbau zu halten und anstatt ihrer Gemeinds-Kinder die Seidenwürmer zu besuchen, da sie aber die erste Klasse der Diener des Staats sind, so erwartet dieser Staat, der sie bestellt und ernährt, von ihnen, daß sie in ihren öffentlichen Vorträgen, nebst andern heilsamen Wahrheiten, ihren Gemeinen die Pflichten gegen sich selbst, gegen ihre Nebenmenschen, gegen ihr Vaterland, gegen ihren Landesherrn, die Glückseligkeit unter einer gelinden Regierung ein ruhiges und zufriedenes Leben zu führen, die Mittel, durch Ordnung und Folgsamkeit solches zu erhalten und zu vermehren und andere dergleichen den Begriffen und Bedürfnissen des gemeinen Mannes angemessene populäre Wahrheiten öfters als bishero geschehen, einprägen, Liebe und Dankbarkeit gegen ihren Landesherrn, Vertrauen und Folgsamkeit gegen Rath und Verordnungen ihrer Obrigkeit inspiriren, das Schul- und Erziehungswesen ihrer anvertrauten Gemeinen sich ernstlicher, als leider! bishero an vielen

Orten geschehen, angelegen sein lassen, sich nicht erniedrigt zu sein achten, wenn sie sich um die häuslichen Bedürfnisse, Fehler und Verbesserung des Nahrungsstands ihrer Nebenmenschen bekümmern, ihnen mit Rath und That beistehen, sondern vielmehr sich selbst die frohe Erfahrung verschaffen, daß der Mensch, der in ihnen einen Freund und Berather seiner häuslichen Umstände gefunden hat, den großen Wahrheiten der Religion sein Herz nur um so williger und mit einem weit gesegneteren Eindruck ihrer sonst so oft wie Wasser von Felsen ablaufenden Ermahnungen öffnen und dadurch ihr verehrungswürdiges, das Beste der Menschheit so unmittelbar bezielendes Amt mit gedoppeltem Segen werde bekrönet werden.

Die Beamten des Landes haben es hie und da so weit gebracht, daß der Landmann sie als seine gebohrene Erbfeinde betrachtet, welche dazu erschaffen und vom Fürsten besoldet seien, um nur die Bauern zu proceßiren, zu sportuliren, zu exequiren und wann nichts mehr zu hohlen ist, zu inventiren und zum Land hinaus zu vexiren. Wie sehr und oft der Fürst über ein seiner Gesinnung so stracks entgegen laufendes Betragen geeifert und welche Exempel des Ernsts an ein und andern so gearteten Dienern bereits gestiftet worden, ist ohne weitere Wiederholung dem ganzen Land bekannt.

Das Nicht-Plagen ist aber der allerunterste Grad der Dienst-Treue, ja der Menschen-Liebe selbst, der wohlthuende Freund, der vor Schaden warnende

8*

Rath, der gutherzige Vertraute jeden Unterthanens in der anvertrauten Stelle zu sein, welch ein Glück und Segen vor ein solches Land! und so ist's, wie's unser Fürst zu sehen wünschte.

Er wird's nie ganz erleben und vielleicht auch keiner nach ihm, weil sich Tugend, Großmuth, Menschen-Liebe und Erbarmung zwar auf Universitäten dociren, aber nicht inoculiren, noch mit Titeln und Besoldungen erkaufen, sondern nur suchen, und wann Gott einem Lande gnädig ist, finden läßt. Doch, gedankt sei's der Vorsehung! Auch wir haben Väter und Hirten und werden unter Gottes Segen noch immer mehrere bekommen.

Man kann und wird den vor's gemeine Beste Trägen und Unempfindlichen lassen, wo er ist, bis er sich selbst zu todt lebt, er ist beschimpft und bestraft genug, indem er sich mit dem Nachklang auszeichnet: Der Mann hat nichts gethan.

Den guten Männern jeder Gattung aber, den Menschen-Freunden, die nicht nach dem Maas-Stab ihres Solds und Accidentien, sondern aus Lust, Gutes zu thun, aus der edelsten Ehrbegierde, Wohlthäter des Landes zu sein, mit Rath und That helfen, die gute Absichten zu befördern und zu beschleunigen, denen wird im Nahmen des Fürsten vor seinem treuen Land das Versprechen angelobet: Daß jede ihrer guten Handlungen mit Empfindung und Dank erkannt, ihre Bemühungen unterstützt, jede edle That dem Fürsten kennbar gemacht und durch Eifer und Wohlthätigkeit

sich Auszeichnenden, durch vorzügliche Beförderungen ihrer selbst, vorzügliche Versorgung wohlerzogener Söhne und auf jede andere, nach der Verfassung des Landes nur immer mögliche Weise thätig belohnt, auch ihre dem Vaterland werth gewordene Nahmen zum Dank der jetzt lebenden und der Nachkommen öffentlich aufbewahret werden sollen.

Schließlich wird hiermit bezeugt, daß alle in obbeschriebene Absichten einschlagende Bemerkungen, Verbesserungs-Vorschläge, gute Gedanken und Wünsche, auch, wo es nöthig, Beschwerden, Klagen und Anliegen der Land-Kommission mit aller derjenigen Offenherzigkeit, Zutrauen und Freimüthigkeit, die ein Freund dem andern schenkt, entdecket werden können und mit Dank willkommen sein werden; es mögen solche das Beste des Landes im Ganzen, oder die Bedürfnisse und Angelegenheiten einzelner Districte, Städte, Dörfer und Familien betreffen; nur mit der einigen Einschränkung, daß alles dieses schriftlich und zwar mit dem jedesmal darunter gesetzten wahren Nahmen des Anzeigenden und dem Ort dessen Aufenthalts geschehe, welches entweder unter der Überschrift an den Fürstlichen Präsidenten unmittelbar, oder an den Director der Anstalt, Fürstlichen Land-Kammer-Rath Eymes ergehen und dabei bemerkt werden kann: ob der Verfasser lieber überhaupt unbekannt, oder wenigstens noch vor der Hand verborgen bleiben wolle?

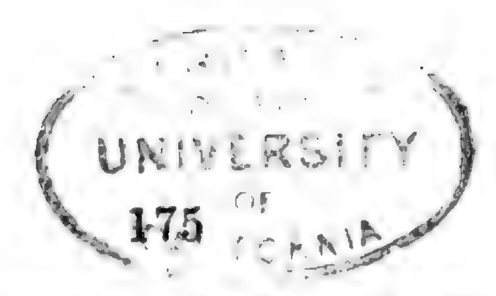
Da aufrichtige Menschen-Liebe der Grund und die das ganze freundschaftliche Geschäft in Be-

wegung *setzende Trieb-Feder* ist, so wird es auf einer Seite zur Pflicht, jede wohlgemeinte Gesinnung und wohlthätige Handlung nicht unbemerkt und unbelohnt zu lassen, anderer Seits aber der Bosheit, Neid und Selbst-Rache den Weg zu verlegen, heimliche falsche Insinuationen, Abwürdigung und Anschwärzung rechtschaffener Männer sich nicht so leicht ungeahndet und ungestraft zu erlauben". —

Wie viel von diesen schönen Verheißungen in Erfüllung ging, wissen wir nicht. Die Behörde stand und fiel mit dem Minister (1780), von der zahlreichen Gegenpartei *Moser's* nicht mit Segenswünschen begleitet, sondern als eitle, erfolglose und lediglich auf leeren Schein hinauslaufende Phantasterei und „Geldschneiderei" verlästert.

Wenn *ein Theil* dieser Vorwürfe gegründet ist, so lag es doch gewiß am wenigsten in der *Absicht Moser's*, mit der wichtigen Sache ein bloßes Spiel und leeren Schein zu treiben. Es war ihm wahrer Ernst, aber einmal leiden solche radicale und umfassende Weltbeglückungspläne *in sich* schon an dem Grundmangel praktischer Unausführbarkeit, an der Gedankenblässe der Abstraction, dann aber ist gerade die *Durchführung* weniger Werk und Sache des leitenden Geistes als seiner Untergebenen, die selten von dem *Geist* der Einrichtung lebendig erfaßt und getrieben werden. Auch hier klingt es wie Vorahnung, wenn *Moser* in den „Reliquien"*) lange vorher sagt:

*) S. 40. der Ausg. v. 1766.


UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Man kann ja wohl in den Paroxismum gerathen, den Reformator eines Landes abgeben zu wollen, ohne den Beruf und die Kräfte dazu zu haben; wenn es die Schwachheit eines edeln und rechtschaffenen Herzens und nicht das Werk der Eitelkeit und des Ehrgeizes ist, so ist die gute Absicht, wenn sie auch das erstemal scheitert, deswegen nicht verloren, es ist zuweilen nur der Hazard eines guten Schwimmers, der von der Fluth bis zum Versinken fortgetrieben, aber an einem glücklicheren Ufer wieder ans Land getrieben wird".

Was nun Claudius selbst und seine Betheiligung an dem edeln Unternehmen angeht, so fehlen uns auch dafür Detailnachrichten. Wäre es mit lebendiger Liebe für das Volk gethan gewesen, schwerlich hätte man einen fähigeren Mitarbeiter finden können. Auch wurde er in der Kommission zum Hauptexpeditor bestimmt.

Mehr an seinem Platz war Claudius gewiß als Redacteur der „hessen-darmstädtischen privilegirten Landzeitung", die vom 1. Januar 1777 ab im Verlag und zum Besten der Invalidenanstalt zweimal wöchentlich erschien und großen Beifall in und außer dem Lande fand. Sie sollte in engem Zusammenhang mit der Land-Kommission stehen als deren amtliches Organ und deshalb neben den wichtigsten allgemeinen Weltbegebenheiten ebenso die Wünsche, Bestrebungen und Schritte jener Behörde in populärem Gewand vor das Publikum bringen wie die Wünsche und Bedürfnisse der einzelnen Landestheile laut werden lassen. Nach einem landesherrlichen Decret ging

die Absicht dahin, das „so sehr zerstreute Land **mit sich selbst** bekannter zu machen, Fleiß, Verdienste, edle und gute Handlungen aufzumuntern und dem jetzt Lebenden sowol zur Kenntniß als der Nachwelt zum Andenken zu bringen, den Weg der Communikation des Landes unter sich zu erleichtern, und auch Auswärtigen in all diesen Stücken auf eine anständige Weise bekannter zu werden“. — Die statistischen Berichte, zu deren fleißiger Erstattung sodann sämmtliche Geistliche, Beamte und jeder „vor das gemeine besondere Beste des Landes empfindsame gute Bürger“ aufgefordert werden, sollen sich auf neun vorgeschriebene Rubriken als: Todesfälle von Pfarrern, Beamten u. s. w., Unglücksfälle durch Feuer, Wasser 2c. allgemein herrschende Krankheiten, Stand der Feldfrüchte, neue Anstalten und Einrichtungen in Stadt und Dorf, entstandene und beigelegte Streitigkeiten zwischen Gemeinden, edle schöne Handlungen (z. Ex. Proben von Duldung des Unrechts, von Überwindung des Bösen durch Gutes, von Versöhnlichkeit, Uneigennützigkeit, Mildthätigkeit u. s. w.), ungewöhnliche Naturerscheinungen, „neue Ärzte im Ort, für Menschen und Vieh, sammt Proben ihrer Klug- und Narrheit“. —

Von diesen speziellen Zwecken abgesehn hat das Blatt äußerlich und innerlich große Ähnlichkeit mit dem weiland Wandsbecker Boten. Auch darin, daß Poesie und Humor des Verfassers in einem bescheidenen Winkel ihr munteres Spiel treiben. Der „Bote“ von einst wird hier zum Invaliden **Görgel**; Gesinnung

und Sprache sind dieselben geblieben oder, mit Hamann zu reden, „der sel. Asmus ist als der kleine lahme Görgel, zeitiger Fabrikant darmstädter Neuigkeiten wieder auferstanden", und aus den Proben der ersten Blätter erhellt nach Hamann sichtlich, daß er durch die Reformation seines Schicksals nicht um ein Haar klüger geworden, als der Wandsbecker Bote". Einen Theil dieser Artikel hat Claudius s. t. „Görgeliana" mit einem erklärenden Vorbericht in die Werke*) aufgenommen. Eine Probe wähle ich aus dem „Billet doux, von Görgel an seinen Herrn"**):

„Es schneit noch immer, mein lieber Herr, als ob's gar nicht wieder aufhören wolle". — — — — —

„Am Nordpol, hinter Frankfurt, soll Sommer und Winter hoch Schnee liegen, sagen die Gelehrten, und in den Hundstagen treiben da Eisschollen in der See, die so groß sind als die ganze Herrschaft Epstein, und thauen ewig nicht auf! und doch hat der liebe Gott allerlei Thiere da, und weiße Bären, die auf den Eisschollen herum gehen und guter Dinge sind, und große Wallfische spielen in dem kalten Wasser und sind fröhlich. Ja, und auf der andern Seite unter der Linie, über Heidelberg hinaus, brennt die Sonne das ganze Jahr hindurch, daß man sich die Fußsohlen am Boden sengt. Und hier bei uns ists bald Sommer und

*) III, 24—30. Der letzte Beitrag von Claud. »Görgel, sonst auch A—s genannt« unterzeichnet, ist in der Zeitung v. 5. März 1777.

**) Landzeitung v. 10. Januar 1777 Werke III, 27.

bald Winter. Nicht wahr mein lieber Herr, das ist doch recht wunderbar! und der Mensch muß es sich heiß oder kalt um die Ohren wehen lassen, und kann nichts davon noch dazu thun, er sei Fürst oder Knecht, Bauer oder Edelmann. Wenn ich das so bedenke, so fällt's mir immer ein, daß wir Menschen doch eigentlich nicht viel können, und daß wir nicht stolz und störrisch, sondern lieber hübsch bescheiden und demühtig sein sollten. Sieht auch besser aus, und man kommt weiter damit. Nun Gott befohlen, lieber Herr, und wenn er 'n Stück Holz übrig hat, geb' er's hin, und denk' er, daß die armen Leute keine weißen Bären noch Wallfische sind". —

Das ist ein Blick auf die amtliche Seite von Claudius' Darmstädter Leben. Von der anderen, der privaten und geselligen, wissen wir im Grunde ebensowenig. Wer jetzt die schöngebaute, weitstraßige Residenzstadt betritt, wie sie sich besonders vom Bahnhof aus dem Reisenden öffnet, der kann sich schwer von dem damaligen Darmstadt ein richtiges Bild machen. Mit weniger als einem Drittheil seiner gegenwärtigen Bevölkerung, meist krumm und winklig angelegt, mit großentheils unansehnlichen Gebäuden, das Sandmeer ringsherum noch nicht, wie heute theilweise, durch Kunst verdeckt — das war das Äußere des damaligen Darmstadt. Da wo jetzt die hohe Säule mit dem Standbild des ersten Großherzogs, des eigentlichen Gründers der neuen Stadt, sich erhebt, ging in jener Zeit der Ort zu Ende, und nahe dabei begannen die ersten Tannenwaldungen, welche die Sandebene nach dem

Rhein hin bedecken. Dort war Claudius' Lieblingsspaziergang. Seine Wohnung (er hat sie einmal gewechselt) lag beidemale am westlichen Ende der Stadt mit der Aussicht in's Freie. Wanderungen über Land machte er häufig, schon sein Beruf nöthigte ihn dazu. Die Naturschönheiten beginnen bei Darmstadt erst, wenn man auf der einen Seite den Rhein (bei Oppenheim), auf der andern die nahen Vorberge des Odenwaldes erreicht. Später sagte Claudius wohl, er könne sich keine schönere Landschaft denken, als den Melibokus bei Darmstadt (wer, der im Lande war, erinnert sich nicht des prächtig geformten, weitschauenden Berges?), an die Ufer des Plöner Seespiegel versetzt — der Kenner von beiden Punkten wird zugeben, daß diese Composition kein übles Landschaftsbild gäbe.

Zu dem Hofleben hatte Claudius keinerlei Verhältniß. Auch war dessen eigentlicher Sitz damals nicht Darmstadt, sondern der kleine Flecken Pirmasens in der hessisch gewordenen Grafschaft Hanau-Lichtenberg, wo der fürstliche Sonderling Ludwig IX. nach preußischem Vorbild eine Art Militärkolonie gegründet hatte, deren Schulung und Leitung er vorzugsweise lebte. Seine Gemahlin Karoline aber, die „große Landgräfin"*), die Freundin des großen Friedrich von Preußen, der ihrem Grabhügel eine Marmorurne mit der lakonischen Inschrift: „Femina sexu, ingenio vir" gewidmet hat, die warme Verehrerin Klopstock's,

*) So nennt sie Göthe „Aus meinem Leben" Ausgabe letzter Hand. Bd. XXVI, 112. Ihr vollständiger Vorname: Henriette Christiane Karoline Luise.

von dessen zerstreuten Oden sie im J. 1771 die erste so seltene Sammlung veranstaltete, war schon am 30. März 1774 gestorben.

An interessanten Menschen fehlte es dagegen in Darmstadt nicht. Das Leben auch dieser Stadt war von dem Genius der erwachenden Literatur berührt und befruchtet worden. Herder hatte seine Gattin dort gefunden und sich wiederholt als Bräutigam in diesen Kreisen bewegt, Göthe, wie er selbst in seinem Leben erzählt, von seiner nahen Vaterstadt aus vielfachen Verkehr mit den Darmstädter Freunden unterhalten. Freilich waren zur Zeit von Claudius' Ankunft beide fern; nur die Spuren ihrer Wirkung und die Erinnerung daran waren lebendig. Der Hauptträger dieser Wirkungen und dieser Erinnerungen, die durch Briefwechsel und Besuche zum öftern aufgefrischt wurden, wie überhaupt der Mittelpunkt der Darmstädter Literaturinteressen war Göthe's Freund, der Kriegsrath Joh. Heinrich Merck, von dem wir nach einer vorläufigen Erneuerung seines Andenkens in Göthe's Selbstbiographie erst durch die von Karl Wagner veröffentlichten drei Briefsammlungen ein vollständigeres und richtigeres Bild erhalten haben — ein Mann, der, nicht selbst poetisch schaffend, aber mit selbständigem Urtheil und Geschmack, als Kenner und Kritiker den regsten Antheil an den Schöpfungen der Sturm- und Drangzeit nahm, die er, hingerissen von dem Feuer und der Naturmacht dieses gährenden Lebens, freudig begrüßte, denen er willig huldigte, wiewol seine Natur ihn im Grunde mehr zu der scharfen gebundenen

Correctheit und der strengen Geschmackssicherheit der Lessing'schen Schule zu führen schien. Dabei war er ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und Liebhabereien; im Kunstfach als feiner Kenner geachtet und von vielen zu Rath gezogen, in verschiedenen Zweigen der Naturkunde Sammler und Forscher, in der schönen Literatur Frankreichs und Englands wohlbewandert. Neben diesen theoretischen Interessen ging aber, wol als vorwiegende Begabung, ein entschiedener Zug zum praktischen Geschäftsleben, die nüchtern-verständige, rasch die Verhältnisse durchdringende, sie leicht behandelnde und beherrschende Befähigung des klugen und erfahrenen Weltmann's; politische Geschäfte wie kaufmännisch-industrielle Speculationen zogen ihn an, ohne ihn doch ganz zu fesseln und hinzunehmen. In dieser Getheiltheit und darum Halbheit der Lebensinteressen ist der hochbegabte und durchaus rechtliche Mann nie zu einer rechten Harmonie durchgedrungen, ja er ist darin und dadurch zu Grunde gegangen. Wahrhaft schaffend hat er nach keiner der beiden Seiten gewirkt und gehört darum immerhin in die Reihe hochgebildeter und anregender Dilettanten. Und gerade dieser Mangel an selbstschaffender Kraft hat ihn zu keiner inneren Befriedigung kommen lassen in einer Zeit, wo die ersten und ihm so nahe stehenden Geister beides, Lust und Kraft zum Schaffen in so eminentem Maße hatten. Alle seine Gaben machten ihn dagegen zum Mann des socialen Lebens, zum belebenden Glied und Leiter einer geistreichen Gesellschaft. Er besaß das, was man geselliges Talent nennt, ganz ungewöhnlich; Witz und

Ironie waren ihm als würzendes Salz reichlich zur Hand.

Ich verweile länger bei dem Bild dieses Mannes, weil mit ihm der Ton und die Farbe der geistigen Kreise Darmstadts, in die Claudius eintrat, im Allgemeinen mitgezeichnet ist. War Merck von der innern Befriedigung, welche die Fülle einer genialen Schaffenskraft, so lange sie dauert, im natürlichen Leben zu geben vermag, weit entfernt, so noch ungleich weiter von dem seligen Frieden des inneren Lebens, an dem alle, Genial und Ungenial, theilhaben können. Allem Übersinnlichen, das ihm als Schwärmerei galt, entschieden abgewandt war er gegen diese Seite in Moser, in Herder u. a. feindlich gestimmt; dem unmittelbaren Tagesleben des Geistes, seiner Arbeit und seinem Genuß, wenn auch in edler Weise, war er allein und einseitig zugethan.

Claudius verkehrte in Darmstadt vorzugsweise mit ihm; sodann im Hause des Geh. Raths Heß, Herder's Schwager, mit dem Gymnasialrector und Geschichtsforscher J. Helfrich Bernhard Wenck und andern weniger bekannten und nennenswerthen Leuten, meistens Beamten des Landes. Auch Fremde von Bedeutung traten vorübergehend in den Kreis. So namentlich der Professor der Rechte Höpfner aus Gießen, Georg Schlosser, Göthe's Schwager, mit dem nach unsrer obigen Vermuthung*) sich vielleicht schon Claudius' Universitätsleben berührte; Maler Müller, der bekannte zweien Musen dienende

*) S. 47.

Pfälzer; Lessing, den Anstellungsaussichten im Anfang d. J. 1777 nach Mannheim führten. Der treue Schönborn suchte ihn aus dem fernen Algier mit seinem Odengruß in der neuen Heimath auf; „hervoreilend", singt er:

„— — — aus umsäuselnden Palmen
Und glühenden Sommeröden
In die frischen Stromthäler des deutschen Weinvaters,
Freudetrunken, zu Dir, alter herzlicher Bruder!

Tanz' ich mit Dir durch die umwallende Kühle
Des duftenden Rebengrüns und mit Deiner freundlichen Gattin,
Und mit den Blümchen, die entwuchsen
Deiner fruchtenden Gattin; tanze

Den heiligen Willkommen euch!
Willkommen! Willkommen an den Blumengestaden,
Zwischen denen Du wandelst, Geber des deutschen Heldentranks!
Willkommen Dir! ha, nun seh' ich Dich wieder, brausender Wogenführer.

Tanz' am säuselnden Geräusch Deiner wandelnden Wasser!
Aus den Feuerflammen, die gossen Deine Traubenufer in uns,
Hebe die tönenden Flügel der Gesang,
Flieg' er mit Deinem Lob' auf in die Gewölke, Vater Rhein!"

So wenig sich Claudius seiner eigensten Natur nach auf die Dauer in dieser fremdartigen Umgebung wohl fühlen konnte, so ist es doch für seine Entwicklung nicht unwichtig, daß er neben dem norddeutschen, zunächst um Klopstock geschaarten Kreis auch dem rheinischen Kreis von Dichtern und Schöngeistern nahe getreten. Denn auch Göthe's, der belebenden Seele dieses Kreises, Licht warf noch aus der Ferne seine Strahlen. Die beiden Dichter, deren damaliges Streben so nahe verwandt war, haben sich erst weit später und auch da nur flüchtig von Angesicht gesehen. Aber es bedurfte bei der leidenschaftlichen Sympathie, die damals unter den jugendlichen Trägern des Neuen die Geister zusammenband, kaum des Sehens und Sprechens; ein Brief war Gespräch; eine Silhouette wurde durch Phantasie und Zuneigung lebendig; ein Lied klang wie vertraute Freundesstimme. Es scheint, daß Göthe zuerst durch Herder auf Claudius aufmerksam wurde; später knüpfte Schönborn, als er in Frankfurt den eben erst bekannt gewordenen Dichter des Götz von Berlichingen aufsuchte, das Band fester und bestimmte Göthe, zum Wandsbecker Boten beizusteuern. Denn schon hatte Claudius die neue wunderbare Dichternatur, welche so stark und groß die jungen Schwingen regte, erkannt und begrüßt. Ohne den Namen des Autors zu kennen — er fragt Herder'n noch im August 1773, wer es geschrieben; in

Hamburg sage man, ein Advokat in Frankfurt, — zeigt er im Wandsbecker Boten*) das Stück an:

„Wir haben unsern Lesern noch ein Wort, weil der Raum mangelt, von einer angenehmen Erscheinung zu sagen, nämlich von einer ganz neuen, überaus wohl gerathenen Komödie. Der Stoff dazu ist aus einheimischem Grund und Boden hergenommen, und also desto interessanter, und das Stück selbst so vortrefflich gearbeitet, daß Freund und Feind damit sehr zufrieden sein müssen, und mit uns gewiß wünschen, daß es möchte aufgeführt werden können. Es heißt Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, und ist, wie gesagt, überaus wohl gerathen." Die folgende Nummer liefert den Schluß der Anzeige: „Es sind einige Critici, die in einem langweiligen Schnickschnack sagen, daß ein Mensch, der von einem Gedicht, das nun vollendet ist, urtheilen will, Verstand haben müsse, und die dann dicht hinter der Ferse dieses ausgesprochenen Fetwa abbrechen und schweigen. Wir bewundern so eine Bescheidenheit freilich, haben sie aber leider nicht an uns, und schweigen gleich von Anfang, wenn wir nichts zu sagen wissen. Was wir von dieser Komödie zu sagen haben, läuft ungefähr darauf hinaus. Der Verfasser treibt nicht Schleichhandel zum Nachtheil der bekannten Einheiten, die Großvater Aristoteles und nach ihm die Kleinenkel, progenies vitiosior, auf der ästhetischen

*) W. B. Jahrg. 1773, Nr. 106 v. 3. Juli u. Nr. 107 v. 6. Juli. — Leider hat Cl. die Recension nicht in die Werke aufgenommen.

Höhe zur Anbetung hingestellt haben, sondern bricht gerade durch alle Schranken und Regeln durch, wie sein edler tapferer Götz durch die blanken Escadrons feindlicher Reiter, kehrt das Bild auf der Höhe unterst zu oberst und setzt sich auf's Fußgestelle hin hohnlachend. Das macht er nun freilich etwas bunt, und es läßt sich mit Fug gegen diesen Unfug manches sagen, das man auch sagen würde, wenn einen der Verfasser durch einige Weisen, die er an sich hat, nicht versöhnte." — Nach einer kurzen Inhaltsangabe des Stücks schließt er mit der Bemerkung: „Bei Stücken, wie dieses, wo man nirgends das Winkelmaß anlegen kann, muß ein jeder den Werth aus dem Eindruck bestimmen, den das Stück, so wie es da ist, auf ihn macht, und da sind wir unseres Orts dem Verfasser für seine Komödie verbunden, und erwarten größere Dinge von ihm. Hin und wieder ein hartes Wort, das sich die Knechte herausnehmen, und das selbst Götz sich ein= oder zweimal entfahren läßt, muß niemand beleidigen. Knechte sind Knechte, und Shakespeare läßt sie auch nicht wie Petits Maitres sprechen, und die andern sprechen desto besser."

Im Jahre darauf feiert der Wandsbecker Bote auch das Erscheinen von Werther's Leiden*) in einer kurzen Anzeige, die allerdings weniger den künstlerisch=ästhetischen Werth des Romans als den Inhalt realistisch betrachtet. Wie warm er auch die bisher unerhörte Naturtreue in dieser psychischen Krankheits=

*) Jahrg. 1774, Nr. 169; dann in den Werken I u. II, 45.

geschichte anerkennt, gerade wegen dieser Wahrheit und ihrer leicht hinreißenden Gewalt fügt er dem Mißverständniß zum Frommen, das, wie die Erfahrung zeigte, alsbald sich an das Buch anheftete, eine leis andeutende Warnungstafel hinzu. „Weiß nicht, ob's 'n Geschichte oder 'n Gedicht ist; aber ganz natürlich gehts her, und weiß einem die Thränen recht aus 'm Kopf zu holen. Ja, die Lieb' ist 'n eigen Ding: läßt sich's nicht mit ihr spielen, wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört, und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme Werther! Er hat sonst so feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Pareis oder Pecking gethan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feuer und Bratspieß, und wendet sich so lange daran herum, bis er caput ist. Und das ist eben das Unglück, das einer bei so viel Geschick und Gaben so schwach sein kann, und darum sollen sie unter der Linde an der Kirchhofmauer neben seinem Grabhügel eine Grasbank machen, daß man sich darauf hinsetze, und den Kopf in die Hand lege, und über die menschliche Schwachheit weine. — Aber, wenn du ausgeweint hast; so hebe den Kopf fröhlich auf und stemme die Hand in die Seite! denn es gibt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und stört. Sie soll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden und deswegen nicht sehr bekannt und beliebt sein; aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bei

Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe kommt." — Als nun das Wertherfieber und das gefürchtete grobe Mißverständniß der Dichtung wirklich unter der deutschen Jugend hier und da zum Ausbruch kam, da gewann es der Bote über sich, selbst Nicolai's gutgemeinte aber schlechtgerathene Freuden des jungen Werther's anzuempfehlen*), weil er in ihnen immerhin einen Bundesgenossen sah gegen die (wider des Dichters Wissen und Wollen) sittlich schädliche Wirkung des Romans. Bezeichnend genug für Claudius, der alle Blüthe und allen Zauber der Poesie für nichts achtete, wenn er Jemanden dadurch Schaden an der Seele nehmen sah. „Sieht wohl gut aus, wenn ein hoher Thurm in vollem Feuer steht, aber ist doch groß Unglück. Im Gemälde mag man ihn, dem Aug zu Gefallen, nach und nach in Brand gerathen und mit schrecklichem Fall einstürzen lassen, sieht gut aus und schadet nicht. Wenn er aber, wie gesagt, wirklich brennt oder ein andrer Thurm vom Gemäld' Feuer fangen könnte, Sapperment! da muß man mit Weib und Kind Wasser tragen, und auf jeden andern Thurm einen Thurmmann setzen, der alle Stunde pfeift und beim geringsten Rauch Lärm macht." Mehr noch diese Anzeige als die seines eignen Gedichts scheint Göthe übel genommen zu haben. Wenigstens nimmt der Verfasser der Farçe „Prometheus Deukalion und seine Rezensenten", Göthe's Frankfurter Freund H. L. Wagner

*) W. B. Jahr. 1775, Nr. 15.

in diesem Stück den guten Asmus, den er unter der Rolle der Frösche und Nachteule vorstellt, stark mit. Bei Licht besehen, geschieht ihm aber Unrecht; denn er ist, wie wir sahen, weit davon entfernt, mit poesielosem Moralton im Werther eine Apologie des Selbstmords und verbotener Liebe zu finden, er trifft im Gegentheil wesentlich Göthe's eigenen Sinn, den derselbe in den bekannten Titelversen zum zweiten Theil der zweiten Ausgabe ausspricht:

„Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach.
Sieh, dir winkt sein Geist aus jener Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!"

Ehe Göthe selbst öffentlich die Autorschaft dieses Stücks in Abrede stellte, hielt alle Welt ihn für den Verfasser, und Asmus verfehlte nicht, den vermeintlichen genialen Übermuth derb zurechtzusetzen*). Er habe jene Recension von Werther's Leiden, bemerkt er, auch in seine sämmtlichen Werke aufgenommen, „wenn der Herr Doctor vielleicht nach Jahren ihren edlen Sinn begreifen lernen sollte". Belehrt indeß, daß er sich in dem Autor geirrt, sucht er in einer „zwoten Anzeige"**) sein Unrecht auszugleichen. — Ein gewisser Recensent", heißt es, „war der Meinung, daß nur einer sey, der den Prometheus geschrieben haben könnte, und da er diesen einen für sich auf

*) W. B. Jahrg. 1775, Nr. 47.
**) W. B. 1775, Nr. 67.

dem Kämmerlein zu der Klasse von Leuten rechnete, die ihn näher angehen, so ward ihm bei Lesung des Prometheus zu Muth, wie ihm immer zu Muth wird, wenn er jemand aus der Klasse verliert, und wie ihm nicht würde zu Muth geworden sein, wenn er gleich gewußt hätte, was er nun, der gedruckten Anzeige zufolge, glaubt, daß der eine den Prometheus nicht geschrieben hat. Übrigens ist es dem gedachten Recensenten nicht zuwider, bei der Gelegenheit verrathen zu haben, wie er nicht geneigt sey, der Eitelkeit eines Freundes zu hofiren, aber doch, wenn er sich in der ersten Anzeige geirrt hatte, eine zwote zu machen."

So ward der Friede wieder hergestellt; beide Dichter wechselten Grüße zwischen Darmstadt und Weimar — an eine dauernde Einigung war freilich nicht zu denken.

Aber diese aus Nähe und Ferne bunt und reich illustrirte Gegenwart konnte unserm Claudius nicht genügen; was ihn im Innersten bewegte, fand keinen Anklang, kein entgegenkommendes Verständniß. Und ließ man seinem angebornen Humor und seinem geselligen Talent, seiner Naturfrische und seiner Treuherzigkeit auch Gerechtigkeit widerfahren — er suchte anderes und mehr. Anfangs verhüllte der Reiz der Neuheit den tiefen Mangel, der sich aber bald zu der Sehnsucht nach Befreiung, zu eigentlichem Heimweh steigerte. Auch war er in dieser Umgebung poetisch ziemlich unfruchtbar; bestimmt nachweisbar ist nur die

Entstehung des Lieds „nach der Krankheit", auf das wir zurückkommen, und Görgel's Neujahrswunsch, von dem oben die Rede war; vielleicht dankt auch die Humoreske von Goliath und David der heitern Stimmung des Boten in seiner ersten Darmstädter Zeit ihren Ursprung.

Schon im Oktober 1776 will Claudius sogar Voß nach Darmstadt haben, weil da kein einziger Freund nach seinem Herzen sei. Und wie innig war gerade während seiner Entfernung aus dem Norden das Zusammenleben der dortigen Genossen! Es ist die Zeit — der Sommer 1776 — wo Klopstock den Bund seiner Freunde und Jünger enger zu schließen suchte zu einem festen Geisterbund, der sich um ihn selbst als seinen Mittelpunkt schaaren sollte; wo ein großer Theil dieses Kreises sich in Kiel zusammenfand und jenen Collectivbrief an Schönborn nach Algier abgehen ließ, den Rist als ein lebendiges Zeichen dieser Zeit veröffentlicht hat. Und Claudius, der treue Gefährte dieser Briefsteller und des fernen Briefempfängers fehlte! — Durch den Gegensatz des süddeutschen Lebens ward er inne, wie er, als ein Mann der Scholle, doch so ganz jenen nordischen Verhältnissen und Personen angehöre; durch die Glaubensleere seiner Umgebung erfuhr er an seinem eignen Herzen, wie stark in ihm der Zug zu dem wahrhaften Gottesfrieden war — und das war eine Lebenserfahrung, wol einiger Entbehrung und einiger Schmerzen werth. Daß menschliche Liebenswürdigkeit und all

das Schöne, Geistige in Natur und Kunst, in Freundschaft und Liebe nicht das Höchste sei — das sah er hier im Spiegel einer Umgebung, wo all dies so reichlich vorhanden war, ohne daß es ihm genügte. Durch diese Erkenntniß bildete sich eine vertieftere und schärfere Selbsterkenntniß heran, in ihm sonderte sich der Naturgeist und der Geist der Wahrheit, der in einer höheren Natur seine Wurzel hat.

Verschiedene Gründe trafen zusammen, ihm den Aufenthalt in Darmstadt noch mehr zu verleiden. Einmal hatte er mancherlei Verdrießlichkeit in dem Amt, zu dem er nicht paßte. Seine Persönlichkeit an sich in ihrer vorwiegend contemplativen Richtung widerstrebte einem Beruf, der ihn in ein städtisches Gesellschaftsleben und in ein gut Theil Schreiberarbeit hineinnöthigte, auch wenn er mit so befreundeten Ideen durchzogen war wie dieser. Hamann hatte mit richtigem Instinkt vorhergesagt, es werde den Vermittlern der Anstellung Herder und Moser kaum möglich sein, einen Wandsbecker Boten in einen Ökonomie-Inspector zu verwandeln. Die Kluft zwischen den Ansprüchen des Amtes und seiner eignen Leistungsfähigkeit mußte Claudius sittliches Gefühl drücken. Dabei mochte aber der immerhin grelle Widerspruch zwischen Absicht und Wirklichkeit gerade in diesem Amte einer so wahrhaften Natur zuletzt unerträglich sein, vollends da die Zusammensetzung des Collegiums nicht die beste gewesen zu sein scheint. Wenigstens gibt die i. J. 1782 nach Moser's Entlassung von

einer eigens niedergesetzten Untersuchungscommission aufgestellte (freilich wol in vielen Stücken einseitige und übertreibende) Klageschrift an, einer der Landcommissare sei ein ehemaliger Laufer, ein andrer ein verdorbener Kammerdiener und der Director ein im Examen durchgefallener candidatus juris (Eymes) gewesen, welcher letztere wirklich bald nach Moser's Rücktritt cassirt wurde. Und gerade mit ihm, seinem nächsten Vorgesetzten, kam Claudius von vornherein in ein schiefes Verhältniß. Jener mochte den Dichter für unpraktisch und untauglich halten; Claudius hatte keine Achtung vor dem sittlichen Charakter des Mannes. So blieb ein gegenseitiges Mißtrauen. Von Claudius heißt es S. 74 der Klagschrift,*) nachdem sie das Scheinwesen der Landcommission in starken Ausdrücken getadelt: „Des Herrn Landgrafen Hochfürstl. Durchlaucht wurden mit lauter Träumen von hergestelltem Credit, Wohlstand der Casse und des Landes unterhalten und das ganze treuherzige Publicum mit Zeitungsnachrichten hintergangen, des Endes sogar eine neue Landzeitung angelegt und ein eigner Zeitungsschreiber bestellt, um die Landcommissionslügen gegen jährliche Besoldung von 800 Fl. durch schöne Einkleidung recht wahrscheinlich zu machen. Es war der bekannte Claudius, ein ehrlicher Mann, der eben deswegen wieder wegging und sich's zur Ehre seines Herzens machte, lieber jährlich 800 Fl. zu entbehren, als

*) A. a. O. S. 229.

solche durch Windbeutelei zu verdienen." — Claudius selbst hat sich, soweit briefliche Äußerungen vorliegen, niemals klar und bündig hierüber ausgesprochen. Nur heißt es in einem Brief an Herder vom 10. August 1776*): „Es hat bisher zwischen mir und dem Director Irrung obgewaltet, davon ich Euch mündlich erzählen will, wenn wir uns einmal sprechen; schreiben mag ich von solchem Quark nicht. Seid Ihr aber nur hübsch ruhig; ich will Eure Empfehlung nicht Lügen strafen. Es scheint auch, daß, nachdem ich vor einigen Tagen dem Herrn Präsidenten, der ein trefflicher Mann ist, gerade herausgesprochen, alles bessern Gang gehen wolle. — — Sonst leb' ich hier ziemlich vergnügt, ganz stille bis dato, und mein Geschäft ist sehr angenehm, und das ganze Geschäft der Landcommission sehr gut und menschlich, aber die Luft dahier convenirt mir nicht. Sela."

Mit Moser selbst, der schon als Freund und Gesinnungsgenosse Herder's und Hamann's sich zu Claudius mußte gezogen fühlen, stand er lange Zeit auf dem besten Fuß. „Er ist ein lieber Mensch", schreibt er noch Ende 1776 an Herder. Und in der That muß man glauben, daß Claudius von diesem Manne, der ein ernstes inneres Leben führte, ein Leben, aus dessen Verborgenheit Bekenntnisse und Erfahrungen von großem Nachdruck früher und später ans Licht getreten sind, tiefere Eindrücke erfahren hat, mögen auch die persönlichen Berührungen nur selten

*) Aus »Herder's Nachlaß« I, 413. Nr. 39.

gewesen sein. Auch in literarischen Dingen war ihre Übereinstimmung groß, und gewiß sah Moser in Claudius einen Volksschriftsteller nach seinem Herzen. Stimmt doch eine weit früher geschriebene Äußerung Moser's, richtig verstanden, mehr oder weniger zu Claudius' Handhabung des Schriftwesens. „Eine Medaille, sagt er gelegentlich, kann von mittelmäßiger Erfindung, geschmackloser Zeichnung und übel gerathenem Gepräge sein, ihr Korn ist aber vom reinsten Gold, dies macht dann doch ihren Werth. Ihr strenge unerbittliche Kunstrichter, die ihr keinem geistlichen Gedicht Vergebung schenkt, das nicht den Schmuck eines Schaustücks führet, werft es dann immer unter das Ausgabe-Geld; es gibt Arme, die sich ebenso sehr nur um den Valor, als ihr um das bloße Gepräge, bekümmern."

Je größer Moser's Hochachtung vor Claudius menschlichem und dichterischem Wesen war, um so drückender mußte es ihm werden, daß sich sein Schützling in Amt und Verhältnisse so schwer zu finden wußte. Zwischenträgereien andrer ließen seine Zerfallenheit damit noch unheilbarer erscheinen. So entschloß sich Moser am 28. Febr. 1777 zu folgendem Brief:

„Ich sehe mich endlich, lieber guter Mann, genöthigt, das Wort schriftlich auszusprechen, das ich Ihnen letzthin mündlich sagen wollte und sollte, aber nicht übers Herz rüber bringen konnte.

Ohne Schaden der Geschäfte kan dero Stelle bey der Land Commission nicht länger unbesetzt bleiben,

und die mit dem herannahenden Frühjahr sich vermehrenden Arbeiten erfordern, daß solches auf nächste Ostern geschehe.

Ich hatte immer noch die heimliche Hofnung bey mir genähret, daß Sie Lust und Geschmack an dieser Art Arbeit bekommen und mit Wärme und Eifer in eine Beschäftigung mit eingehn würden, welche wahre reine Menschenliebe zum Zweck und Gegenstand hat.

Mit Betrübniß muß ich aber wahrnehmen, daß Ihnen je länger je mehr alles aneckelt, was Land-Commission heißt, daß Sie sich harte, unbillige und ungegründete Urtheile über unsere Geschäfte erlauben, deren Zusammenhang Sie nicht einmal kennen, noch je gründlich zu kennen verlangt haben, daß Sie den Character von Personen, von deren unermüdeten Eifer, Rechtschaffenheit und Uneigennuz That spricht, so gar gegen Fremde verunglimpfen und dem Institut selbst einen üblen Nahmen machen, mich selbst aber als einen einfältigen Tropf darstellen, der sich von schlechten Leuten wie einen Bären an der Nase herumführen ließe.

Ich kenne den und die, welche Ihnen diese unbillige Gesinnungen inspirirt und Ihr gutes leichtgläubiges Herz mißbraucht haben, und ich verachte sie so vollkommen, daß ich mir nie die Mühe und ihnen die Freude machen werde, sie nur merken zu lassen, daß ich ihre neidische und schwarze Nahmen und Gesinnungen wiße.

Aber weh hat mirs gethan, daß Sie Sich in diese Cabale hineinziehen lassen, weh, daß Sie Ihr Vertrauen gegen mich, da ich Ihnen stets ein offenes Herz zeigte, sichtbar zurückgezogen und dagegen eine Anstalt laut getadelt, die von einem Menschenfreund, wie Sie, am allerersten Beifall und Theilnehmung hoffen konnte.

Da es aber nun einmal so ist, wie's ist und die alte Erfahrung, daß die schlechte Sachen in der Welt sich immer von selbst machen und die gute die mehreste Hinderniße finden, sich durch dieses neue Beispiel bestättigt, so sollen Sie doch nicht drunter leiden und nicht Fremdlings-Recht an Ihnen verlezt werden.

Wann Sie Sich anheischig machen wollen, die Zeitung fortzuschreiben, wenigstens dieß volle Jahr 1777 und die Land Chronik nach dem zu entwerfenden Sachgemäßen Plan mit Beihülfe anderer zu verschaffender Mit-Arbeiter, auszuarbeiten, so sollen Sie uns lieb und angenehm seyn und bleiben, und den Gehalt der 600 fl. fernerhin ruhig beziehen. Behagt Ihnen aber auch dieß nicht, so muß ich bitten, wenigstens 6 Wochen vorher Dero Dienst Aufkündigung zu thun, um die Anstalt wegen Continuation der Landzeitung zu thun, welche weder zum spectacul vor dem Publico noch zum Schaden der Anstalt, wovon sie ein Glied in der Kette ist, über Nacht wieder aufgehoben werden kann.

Es thut mir leid, all diß sagen zu müßen, verkennen Sie wenigstens nicht ganz das Herz

Ihres

Freundes und Dieners

F. E. v. Moser."

Claudius antwortet, wie folgt:

„Ich habe würklich lange nicht gewußt, was ich auf den Brief vom 26. antworten sollte; ich weiß es auch noch nicht recht, doch will ich antworten. Der liebe Gott gebe zu Glücken, daß ich nicht zu viel noch zu wenig thue.

Ich habe freylich meine Situation bey der Landcommission und das Betragen des Herrn Land Kammerrahts gegen mich, so lange ich da bin, sehr sonderbar gefunden, habe aber doch alles für mich behalten und nur immer starr hingesehen und ich bin fast volle 3/4 Jahr in Darmstadt gewesen, ohne davon, noch überhaupt von der Landcommission gegen irgend einen Menschen ein Wort zu verliehren. Nach diesem Pythagorischen Stillschweigen habe ich endlich geglaubt, den Mund mit Ehren aufthun zu können, und hab ihn auch würklich gegen 3 bis 4 Leute aufgethan. Mit einem Fremden wüßte ich nicht über die Landcommission gesprochen zu haben, den guten Herrn v. Schrautenbach*) ausgenommen, und was ich diesem und obengedachten 3 — 4 Leuten gesagt habe, das habe ich nur blos deswegen niemals öffentlich oder

*) Der edle und fromme Herrnhuter † 1783.

einem Ungekannten gesagt, weil ich davon keinen Nutzen sahe, wohl aber mancherley Schaden, übrigens ist es einem jeden zu Diensten, denn es ist so gar was Böses nicht, und ich glaube es. Unter allen, die ich über die Landcommißion sprechen höre, habe ich nicht einen getrofen, der sich von der Anstalt an sich selbst und von der Absicht des Herrn Presidenten v. Moser nicht mit aller der Achtung gesprochen hätte, welche die eine und die andre verdienen; aber für den Herrn Director haben einige nicht so gar viele Achtung, und ich habe, die Wahrheit zu sagen, noch weniger, und wenn jemand, der so handeln kann, als Herr Eimes in seiner Proceß Sache gegen den Herrn Barckhausen gehandelt hat, ein menschenfreundlicher edler Mann heißen kann, so verstehe ich nichts davon, mag aber dann nicht menschenfreundlich und edel heißen.

Gegen mich hat der Herr Land Kammerraht Eimes von Anfang an gehandelt, als wenn ich ein Narr oder er einer wäre, und wenn man dazu 50 Meilen weit mit Frau und Kinder hergekommen ist, so wäre man doch wohl einigermaßen berechtigt, etwas unwillig zu thun ehe man wieder abmarschirt, aber es mag gut seyn, und ich habe in der That itzo alles fast schon vergeßen, und ihn selbst dazu.

Die Land Zeitung findet, wie ich höre, überall Beyfall, und es ist mir darum lieb, damit ich Ew. Excellence Gnade für mich vor dem hiesigen publico wenigstens durch etwas gerechtfertigt habe, und ich gehe mit einem Verdruß weniger zurück. Denn engagiren

kann ich mich zum Land Zeitungsschreiber nicht. Ich bin hergekommen, nicht ehrlich und schön zu schreiben, sondern ehrlich und schön zu handeln. Das kann ich, mein lieber Herr President, und ich hatte gehoft, daß ich dazu bey der Landcommission oder sonst Gelegenheit haben würde. Die Hauptursache aber wißen Ew. Excellence schon, warum ich genöthigt bin, wieder heimzugehen, und wenn ein Schreiber der Land Zeitung in den ersten 6 Wochen gefunden werden kann, so wäre mir's um deßwillen lieber, weil meine Frau bald in die Wochen kommen soll, und ich sie, wenn ich nach 6 Wochen abreisen könnte, noch wohl mit heiler Haut heimbrächte. Ein gewißer junger advocat Hoffmann möchte vielleicht zu gebrauchen seyn.

Zuletzt, und wenn ich vielleicht die Gnade nicht mehr haben könnte, Ew. Exc. zu sehen, statte ich für Ew. Exc. vielfältige unverdiente Güte nochmahls aufrichtigen Dank ab und wünsche Ew. Exc. allen Gottes Seegen. Ich habe das Gute und die Wahrheit mit einfältigem Herzen lieb und verstehe keinen Kurzweil in der Sache, und ob ich bey meiner Denkart zwar allen menschlichen Beyfall ohne sonderliche Incommodität entbehren kann, so wünsche ich doch, daß Ew. Excellence mir Dero Gnade und Freundschaft erhalten wollen. Bey mir soll, so gleichgültig es Ew. Excellence seyn kann, alte Liebe nicht rosten

Ew. Excellence
unterthäniger Diener
Matthias Claudius."

Noch drei Jahre später hat Moser in einem Bericht, worin er die Thätigkeit der Landcommission und seine Wahl der Beamten vor dem Landgrafen zu rechtfertigen sucht, ein sehr wegwerfendes Urtheil über Claudius' Amtsführung gefällt — eine trübe Mischung, wie es scheint, von einiger Wahrheit und viel Verbitterung wegen der Anfechtungen, die das Institut selbst erfuhr, und nicht minderem Ärger über Claudius' rasches Abbrechen. Es heißt da u. a.: „Seine herzliche und populäre Schreibart schien die Erwerbung eines solchen Mannes bei einer Anstalt schätzbar zu machen, wo so wenig auf Befehl und so viel auf Überzeugung ankommt. Er war aber zu faul, mochte Nichts thun, als Vögel singen hören, Clavier spielen und spazieren gehen, konnte die hiesige Luft nicht vertragen, fiel in eine tödtliche Krankheit und ging von selbst zu seinen Seekrebsen wieder zurück." —

Als Hauptgrund seines Wegstrebens und schließlichen Weggehens gibt Claudius stets die für ihn und die Seinigen ungesunde, zu feine Darmstädter Luft an, die ihn abmagere, und als er im Anfang März 1777 in eine tödtliche Krankheit, eine Pleurosie, verfiel, war sein Entschluß zur schleunigen Rückkehr gefaßt. Schon kurz vorher schreibt er an Herder: „Weil Ihr mich so ernstlich gebeten habt, ich sollte nicht wie ein Genie zu Werke gehen, so habe ich mein Jahr hier ausgehalten. Wenn aber mein Bauermädchen ihre Wochen gehalten hat, so ziehe ich wieder ab nach Wandsbeck,

vielleicht noch vorher. Die Hauptursache ist unsre Gesundheit, von den Nebenursachen mündlich einmal mehr. Ich thu' Euch dieß vermelden mit einem sonderlichen Muth. Ihr wärt nicht so lange geblieben." —

Wenige Tage nach jenem Briefwechsel mit Moser verfiel er in die Krankheit. Eine Vignette am Eingang des dritten Theils der „sämmtlichen Werke" von Chodowiecki, wo Freund Hain mit der Hippe sich über das Krankenbett neigt, der Arzt forteilt und Rebekka verzweifelnd die Hände ringt, sowie auch das Lied: „Nach der Krankheit" *) haben das Andenken an dies Erlebniß bewahrt.

— — — —

„Doch guter Hain, hör' an, darfst du vorüber,
So geh' und laß mich noch!"
„Bist bange, Asmus? — Darf vorüber gehen
Auf dein Gebet und Wort.
„Leb' also wohl, und bis auf Wiedersehen!"
Und damit ging er fort.
Und ich genaß! wie sollt' ich Gott nicht loben!
Die Erde ist doch schön,
Ist herrlich doch wie seine Himmel oben,
Und lustig drauf zu gehn!
Will mich denn freun noch, wenn auch Lebensmühe
Mein wartet, will mich freun!
Und wenn Du wiederkömmst, spät oder frühe,
So lächle wieder, Hain!" —

Die Aufregung wegen des Abzugs von Darmstadt

*) Werke III, 89.

und die Ungewißheit, woher er die Mittel zur Rückreise nehmen sollte, verschlimmerten seine Krankheit; er lag mehrere Tage ohne Hoffnung. Kurz zuvor hatte er, ohne Jemandem davon zu sagen, an den Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi nach Düsseldorf die Bitte gerichtet, ihm das nöthige Geld vorzuschießen. Er schrieb auf's gerathewohl, nur durch Hörensagen mit dem Wohlstand und dem Edelsinn des Mannes bekannt. In seiner Krankheit hatte der Arzt die größte Ruhe befohlen, alle Geschäfte, alles Lesen verboten. Claudius fragte öfters nach Briefen. Da nun ein Brief von Düsseldorf ankam, schwankte Rebekka zwischen Pflicht und Gewissen, ob sie ihn dem Kranken geben dürfe. Sie gab ihn endlich hin, und Claudius rief: Gott sei Dank! ich bin gerettet und genas nun auch leiblich.

Claudius selbst hat in der Familienbibel verzeichnet, eine wie harte Probe damals seine Rebekka zu bestehen gehabt. Sie hatte zudem wenige Monate vorher ihren Vater durch einen plötzlichen Tod verloren, und sah ihrer nahen Niederkunft entgegen. Claudius bemerkt: „sie bestand die Probe mit Ehren und pflegte und betete mich glücklich durch."

Das Geldanerbieten Jacobi's brauchte er zunächst nicht anzunehmen, da Herder dem armen Gestrandeten von der Güte der edeln Herzogin Luise von Sachsen-Weimar (einer gebornen Hessen-Darmstädtischen Prinzessin) das Reisegeld verschaffte.

Herder'n, der seit kurzem Generalsuperintendent

in Weimar geworden war, mochte der Weggang des Freundes nicht wenig befremden; er hätte ihn wol gern nach seiner Façon glücklich gesehen, und die bedenkliche Frage, „was in Wandsbeck anfangen?“ lag nahe genug. Claudius beantwortete sie kurz und gut*): „übersetzen, Fortsetzung von Asmus herausgeben, und — befiehl du deine Wege!“

Übrigens scheint Herder, das Wundersame der Carrière seines Freundes voll zu machen, ernstlich an eine Calcanten- oder Organistenstelle in Weimar für ihn gedacht zu haben. Es blieb ihm diese neue Probe erspart.

Auch die Nachricht, daß Voß seit mehreren Jahren bereits mit Ernestine Boie, der Schwester des bekannten Schriftstellers, verlobt, seinen jungen Ehestand in Wandsbeck beginnen wolle, hatte ihn gleichfalls zur Rückkehr mitbestimmen helfen. Voß, dem nach seiner eignen Versicherung der Aufenthalt ohne Claudius sauer geworden war, miethete ihm sein altes Quartier in Wandsbeck wieder.

So fuhr die kleine Familie nach Jahresfrist gegen Ende April 1777 über Wolfenbüttel, wo Lessing auf der Bibliothek kurz begrüßt wurde, wieder nach Norden, nach dem alten lieben Wandsbeck zurück, um es seitdem nur einmal noch, in den Nöthen der Kriegszeit unsers Jahrhunderts, auf länger zu verlassen.

Am 4. Mai erreichte sie ihr Ziel. Wol machten die Nachbarn und Vettern in Wandsbeck große Augen,

*) „Aus Herder's Nachlaß“ I, 419.

als der Herr Oberlandcommissarius so ohne allen Ersatz und Anhalt aus dem vermeintlichen Glück in die Armuth und Noth zurückkehrte und, schreibt Claudius an Merck, „die doctrin von dem Klima wollte ihnen nicht allerdings einleuchten." Darmstadt war aber bald vergessen; mit Merck wechselt er noch zweimal Briefe, zumeist in Subscriptionsangelegenheiten für den dritten Theil der Werke, dann ist das Andenken dieses Aufenthalts wie ausgelöscht. Aber nicht ohne Spuren, wie ich schon oben andeutete, blieb er für sein inneres Leben; ja ich nehme mit der Rückkehr aus dem Süden einen Ein- und Abschnitt, einen Wendepunkt an in Claudius' verborgenem Sein. Zunächst fiel seinem Freunde Voß, der mit seiner jungen Gattin bald darauf in Wandsbeck einzog, die Veränderung auf, die in seiner Gestalt und mehr noch in seiner Stimmung vorgegangen war; der scherzhaft gezwungene Ton, mit dem er über sein Schicksal sprach, hatte für ihn und seine Frau etwas niederschlagendes.

Freund Hain, den er einst im besten Humor eines furchtlosen und doch fürchtenden Herzens als den alten Ruprecht Pförtner begrüßt hatte, der „auch einmal kommen werde, seinen Schmachtriemen aufzulösen", hatte fast Ernst gemacht und war nur so eben vorübergegangen. Aber die Selbsterfahrung, das schwache Leben so nahe der Ewigkeit zu sehen, erfaßte ihn und prägte sich tief ein. Die äußeren Lebensaussichten waren gescheitert unter Demüthigungen; vor ihm Dunkel, nur erhellt durch das Licht des kindlichen

Glaubens, der nach dem Reiche Gottes trachtet und gewiß ist, daß ihm das übrige zufallen wird. Wol hatte er schon früher Zeugniß gegeben von dem was ihn beseelte, als der Grundtrieb seines Lebens, und es war immer mehr als Worte und wahrer als Poesie — aber es wurde ihm nun eigener, erlebter und gewisser. Hatte ihm früher dieser Trieb, der nicht sein Werk war und über den er darum keine Gewalt hatte, unter fremden Gedanken und Eindrücken nur hin und wieder Unruhe gemacht, so fing derselbe nun, wo er zur Herrschaft kam, an, ihm Ruhe zu bringen, ja selbst seine Ruhe zu sein.

Vor allem wurde sein Geist freier und gereinigter von fremdartigen Zusätzen, wie sie der Zeitgeist und vielfacher Verkehr ihm beigemischt hatten. Er hatte der Literatur in ihren glänzendsten Erscheinungen und verschiedensten Richtungen in's Angesicht gesehn und er wußte das Ächte und Große zu schätzen; er hatte selbst auf dem deutschen Parnaß — und nicht ohne Erfolg und Ruhm — mitgesungen; auch warf er jetzt die Leier nicht weg. Aber es kam die Erkenntniß über ihn, daß ihre Töne anders gestimmt sein müßten als nach den Anschauungen, Ideen und Stimmungen der Tonangeber, die damals im deutschen Dichterwald sich selbst und ihre Natur verkündeten.

Es ist der Zeitpunkt also, wo sich Claudius entschieden lossagt von seinen ehemaligen Genossen in der deutschen Literatur und seinen eignen einsamen Weg zieht. Der sonst so thatenlose Mann hat durch diesen

Bruch mit allem dem, was damals im Vaterland erhoben und vergöttert ward, eine That gethan von großem ethischen Gehalt, zu der wol mehr als ein gewöhnliches Maß von Muth und Entschlossenheit gehörte.

Wir unterbrechen deshalb hier den Gang seiner Lebensgeschichte durch die Betrachtung seiner *poetischen Thätigkeit*.

VII.

Claudius der Dichter.

> Wir Vögel singen nicht egal;
> Der singet laut, der andre leise,
> Kauz nicht wie ich, ich nicht wie Nachtigall,
> Ein jeder hat so seine Weise.
>
> Werke I, 4.

Ich schicke voraus, was sich als Resultat deutlicher ergeben wird, daß Claudius' Hauptverdienst keineswegs in seinen Poesieen besteht, so wenig sie unterschätzt werden sollen. Des Wandsbecker Boten Mission ist eine andere, höhere, als Priester im Musentempel zu sein. Er war Bote und Diener christlicher Lebenserkenntniß. Diesem Ziel dient zuletzt alles in ihm von Kräften und Bestrebungen — sein Humor, die frische Ursprünglichkeit seiner Ideen, die Anschaulichkeit und Bildlichkeit, die kunstlose Einfachheit und natürliche Ungezwungenheit seiner Sprache. Auch seine Poesie ist nur das Gefäß eines reicheren seltenen Schatzes; ein Abglanz des Lichts, das sein inneres Leben erhellte und erwärmte. Er selbst nennt sie „Einfassung und

kleines Spielwerk", und schon äußerlich nehmen sie nur einen geringen Raum ein. Aber gewiß war es nicht gleichgültig, daß er auch Dichter war. Denn die Zeit seines Auftretens war eben auch die Zeit unsrer erwachenden oder erwachten Dichtung; das poetische Wort verstand man am besten, und wer daher aus dem Dichterwald herausredete, der fand am sichersten ein Echo. Wie viele lasen damals in Deutschland nichts als poetische Schriften! Fand sich also in Claudius eine Stimme — wenn auch nur wie des Predigers in der Wüste —, die hinwies auf die verlorenen und verachteten Güter, so kam doch neben der Weltweisheit auch die göttliche Weisheit auf dem Markt der Literatur zu Wort. An wie manche Seele mögen Klänge aus einer höheren Welt nur aus Claudius' Liedern angeklungen sein!

Wir sahen in der ersten Periode seiner Lebensgeschichte, wie viel Zeit seine Natur brauchte, sich zu sammeln und zu sich selbst zu kommen. Das Leben des Kindes entzog sich unserm Blick, der irrende suchende Jüngling mühte sich ab in zeitgemäßer Afterpoesie, ohne sich selbst darin abzubilden, denn sein wahres Wesen bestand neben und über seinen Versen — aber es vermag lange nicht durchzubrechen und Gestalt zu gewinnen, bis ihm das Zusammenleben mit Klopstock, die Einsamkeit der Heimath, die Anregungen des Hamburger Kreises, die Stille und literarische Thätigkeit in Wandsbeck dazu verhalfen; ja wir dürfen sagen, bis die große Umwandlung in

der deutschen Poesie überhaupt, die in jene Jahre fällt, auch ihn ergreift und auf neue Wege führt. Denn die genannten Einflüsse, soweit sie von andern ausgehn und persönlich wirken, sind eben nur Ausflüsse der tiefen Gährung der beginnenden Sturm- und Drangperiode. Der Lokalgeist des Kopenhagener und Hamburger Lebens, den wir schilderten, ist ein Abbild und Glied des allgemeinen Geistes dieser Zeit. Die schöpferischen Keime in Claudius' Natur harrten gleichsam auf diese Weckung und Erfüllung; sobald aber, nicht von einzelnen, gegen Ende der sechziger Jahre das Zauberwort gesprochen war, lebt vor uns ein neuer Dichter auf. Aber dies Neue im Gegensatz zu seinem ersten verunglückten Auftreten ist zugleich das wahrhaft Alte und Ursprüngliche in ihm, während seine früheren Versuche ein Angenommenes, Aufgedrungenes waren.

Es kann uns nicht einfallen, den Charakter der Sturm- und Drangzeit hier schildern zu wollen. Darf es aber als ausgemacht gelten, daß ihr Grundzug in dem fessellosen Naturstreben bestand, das keine andern Ordnungen und Regeln anerkannte als die angebornen, so ist es nur eine einfache Folge, daß auch Claudius durch den erhaltenen Anstoß seiner Natur inne und gewiß wurde und damit seiner natürlichen Bestimmung als Dichter. War aber einmal zum Grundsatz erhoben, die Natur über Alles, die Natur des inneren Menschen und die eingeborene Natur der Dinge, wie sie der unschuldige Kindesblick oder

das geniale Seherauge des Dichters erkennt, so war damit der Krieg erklärt allem — Menschen und Verhältnissen —, was dieser Natur oder den jugendlichen Dichteransichten davon entgegen war. So wurde der Dichterkampf ein Lebenskampf; denn der Grundtrieb dieser Zeit forderte die Einheit von Leben und Dichten, ja er ging davon aus. Dabei kam es ganz auf die Stärke des Positiven, der inneren Substanz der Einzelnen an, ob dieser Kampf zum Verbluten und zum Tod, oder zum Sieg und einem wirklich neuen poetischen Leben führen sollte. Aber neben dem idealen Naturrecht des Ich suchten die von diesem Geist inspirirten Dichter auch die Wirklichkeiten auf, die ihren Idealen näher kamen als ihre Alltagsumgebung. Daher der Zug zu dem Volks- und Landleben, „wo noch nah der Natur menschlich der Mensch sich erzieht"; dieser Drang in's Freie, in die äußere Natur, die nun erst das Buch ohne sieben Siegel wird. Die keinem Menschen unbekannte Sehnsucht, sich:

„Von allem Wissensqualm entladen
Im [Wiesen]thau gesund zu baden" —

regte sich allenthalben. Und wie man örtlich die Dorfwelt mit ihrer vermeintlichen Unschuld pries, so ging man zeitlich rückwärts in die Geschichte und holte sich mehr mit Begeistrung als mit Verständniß aus ihrer Rüstkammer Waffen zum Kampf gegen die matte und verschrobene Gegenwart. Aber jener innere Widerspruch, der daraus entsprang, daß man das

ewige Recht der Idee suchte und doch nach der menschlichen Schwachheit, die sehen und greifen und in der Anschauung sich ausruhen will, die zeitliche Erscheinung in der Geschichte zu Hülfe nahm, rächte sich dadurch, da auch die Geschichte idealisirt oder richtiger phantastisch zugerichtet wurde. Aber nicht die realen Zustände allein, die räumlich oder geschichtlich weit ablagen von dem Druck der Überkultur und Widernatur und die der Zauberstab der Poesie erst nahe rücken und zugänglich machen mußte, zog die neue Richtung als ihr Eigenthum an sich, sie wandte sich vor Allem auch zurück zu den schon vorhandenen geistigen Gebilden, in denen sich eine ursprüngliche, freie und große Natur in gleichartiger Größe darstellt — zu dem Quellwasser der heiligen Schriften, zu Homer, Ossian, den Volks- und Kirchenliedern und zu Shakspeare. Man suchte nach den Elementen des Lebens, da die vorliegenden Lebenszustände so gemischt, complicirt und verworren erschienen.

Im Norden und Süden unsers Vaterlandes begann dieser Kampf, bis endlich in seinem Herzen der höchste Triumph der Dichtung gefeiert wurde. Auch Claudius' edle Gestalt arbeitet sich aus diesem Chaos heraus. Zunächst hatte er, wie wir sahen, zu dem von Klopstock abhängigen Dichterkreis in Göttingen, der sich um Boie's und Vossens Musenalmanach gruppirte, durch persönlichen Verkehr und Richtung ein Verhältniß. Es verleugnet sich auch hier nicht der genossenschaftliche Zug des deutschen Lebens, der zeitweise hier sogar nach

festen Formen suchte. Claudius theilt die volksmäßigen Bestrebungen der Mitglieder des Bundes. Zu ihrer Schule hat er sich dagegen nie bekannt. Er war um zehn Jahre älter als das Durchschnittsalter der Göttinger Bundesbrüder und hatte so zu sagen seine poetischen Flegeljahre schon unter ganz andern Einflüssen abgethan; in die neue Zeitschwingung trat er als Mann ein. Dabei war unter den Göttingern die poetische Zeugungskraft im allgemeinen gering; sie stand in keinem Verhältniß zu der Stärke, mit welcher sie von der Bewegung der Zeit afficirt wurden. Die Folge davon war ein merklicher Zusatz von leerem Pathos, an dem fast alle Göttinger kranken. Zugleich aber drückte ihnen Klopstock den Stempel seines Idealismus auf, und so schwankten sie in unsichrer Mitte zwischen dessen hochgebildeter und geistig vornehmer Poesie und dem Naturalismus, der, plebejischer Abkunft, für das Volk und wo möglich aus dem Volk heraus dichten wollte. Formal spricht sich dieser Doppeleinfluß aus in dem Schwanken zwischen Odenton und Volkston, zwischen dem deutschen Reim und dem Gebrauch klassischer oder klassicirender Versmaße. Klopstock drang hierin auf keine Läuterung und Entschiedenheit, weil er ahnend von dem Zug der Zeit wol ein Verständniß hatte, welcher über ihn selbst hinausging und von dem Dichter verlangte, daß er mitten in das Ganze des Volks herabsteige und sein Werk zu einem Gemeingut für alle setze. Er selbst reichte nur in einigen geistlichen Liedern dem volksthümlichen Bedürf-

niß und Verständniß die Hand. So war ihm der Göttinger Bund ein Herold seiner Gedanken an das Volk, oder wie ein Schemel seiner Füße, durch den er sich mit Erde und Wirklichkeit in Verbindung setzte. Schon um deßwillen war er kein gestrenger Richter gegen seine Schule und während man mit ihm fast Götzendienst trieb, verstand er sich auf leben und leben lassen. —

Ist also auch Claudius' Poesie auf diesem Boden erwachsen, so scheidet sich doch das geschichtliche Theil in ihr, das ihn anschließt an jene „würdige Meng'", von dem eigenthümlichen Element, das ihn unterscheidet von diesen Zeit- und Zunftgenossen — bis über beide Seiten sich das ewige Thal ausbreitet, das er kaum mehr in poetische Worte zu fassen weiß. Zunächst tritt er als entschiedener Naturalist auf. Er kennt nicht die Getheiltheit zwischen dem Feiertagskleid der gelehrten Odenpoesie und dem Werktagsrock des dem Volke gemäßen Liedes. Und zeigt sich auch hier und da ein Streben, eine gewisse Absichtlichkeit in Ton und Färbung seiner Lieder — so gehört diese doch ganz zu den Ausnahmen der Regel, daß ungesucht und unreflektirt sein eigentlichstes Wesen zum dichterischen Ausdruck kommt. Ja in dieser Unmittelbarkeit der inneren Bewegung, die den besten seiner Lieder eigen ist, lassen sie sich in jener goldnen Morgenstunde unsrer Poesie nur den Göthe'schen Jugendliedern zur Seite stellen. Nicht blos seine Gedichte selbst, sondern auch bestimmt ausgesprochene Ansichten zeigen

diesen Naturalismus. Ich setze als einen Ausspruch für viele das kleine Gedicht*) „Ich wüßte nicht warum?“ her:

„Den griechischen Gesang nachahmen?
Was er auch immer mir gefällt,
Nachahmen nicht. Die Griechen kamen
Auch nur mit Einer Nase zur Welt,
Was kümmert mich ihre Kultur?
Ich lasse sie halter dabey,
Und trotze auf Mutter Natur;
Ihr roher abgebrochner Schrey
Trift tiefer als die feinste Melodey,
Und fehlt nie seinen Mann,
Videatur Vetter Oßian.“ —

Aber freilich ist es nicht jede Natur, nicht die abgefallene und befleckte, die Claudius besingen und preisen will, sondern die dem Urbild am nächsten kommende, die reine, unschuldige und paradiesische. Und darin allein liegt sein ideales Theil; von da aus soll auch die adelnde, erhebende Wirkung seiner und aller Poesie auf das Volk ausgehn. Denn er hat eine hohe Meinung von der inneren Würde des Dichterberufs. Die Poeten sind ihm, wie er in seiner „Audienz beim Kaiser von Japan“ sagt**), „helle reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde, und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen“.

*) Werke I, 65.
**) Werke III, 52.

Zwar gibt er anderwärts etwas kleinlauter zu verstehn, daß es nicht mehr wie einst sei, wo die „ersten Dichter jeder Nation ihre Priester gewesen“ *), und wo Gedichte mehr als „Spaß“ **) waren, aber sein Ideal bleibt diese Vorstellung. Diesen Standpunkt wollen wir festhalten und uns dann eines Wortes von Herder ***), dieses großen Kenners ächter Poesie, über Claudius erinnern: „Vergesse Deutschland nie des biedern Dichters, aus dem wie aus wenigen die unsträfliche ächte Natur sprach“. —

Claudius kennt nur die Lyrik, den unmittelbarsten Ausdruck poetischen Lebens, den Naturlaut der Seele. Er war eine musikalische Natur und hatte etwas von jenen Harfen, mit denen er selbst gelegentlich ****) das Genie vergleicht, die „von so glücklichem Bau sind, daß sie gleich unter'm Finger des Künstlers sprechen“. — Für die größeren und mehr vermittelten Gattungen der Poesie, Epos und Drama, und für ihren Kunstcharakter war er durchaus nicht angelegt und befähigt. Das Epos lag an sich schon der Zeit fern, der alle Vorbedingungen dafür fehlten, für das Drama aber gebrach ihm das scharfe helle Auge auch für die Außenwelt, für das Thatsächliche in Geschichte und Leben, die poetische Energie

*) Werke I, 48.

**) Dedication zum I. Bd. S. VI.

***) In der Inhaltsanzeige zu den „Stimmen der Völker in Liedern“.

****) Werke I, 23.

und Sammlung zu einer größeren Conception überhaupt, die elastische Beweglichkeit des Geistes wie die plastische Fähigkeit, aus sich herauszutreten und aus andern Charakteren gleichsam herauszudenken, zu reden, zu handeln. Weder die Weltbühne noch die Schaubühne war ihm vertraut und er hatte nicht Lust, sie zu betreten.

Das Lied war die ihm, seinen Gaben und Neigungen angemessene Form. Und wie eigenthümlich hat er diese Form mit seinem Geiste erfüllt! Es ist wahr, es ist nicht der sonnige Glanz, die durchsichtige Helle, es sind nicht die feinen Umrisse, der buntfarbige Gestaltenreichthum, nicht die klare künstlerisch durchdrungene Form der Göthe'schen Lyrik, die uns in ihrer edeln Harmonie von Freiheit und Nothwendigkeit wie ein unerreichtes, oft ein unerreichbares Muster erscheint. Schon der Umfang bei Claudius weit enger. Zunächst fehlt so gut wie völlig die erotische Gattung, die den größten Reichthum der Göthe'schen Lyrik bildet. Gerade hier hängt Leben und Dichten so eng zusammen. Göthe's so vielfach umgetriebenes Herzensleben hat bei dem Mangel eines stetigen Glücks gleichsam einen Ersatz dafür in diesen hundertfach modulirten Tönen gefunden. Claudius' einfacherer und reinerer Lebensgang fand früh ein Glück, das alle Sehnsucht verstummen machte.

Dagegen klingen sonst wol alle Schwingungen des Lebens in und um uns bei ihm an. Und kaum einer unter den Gegenständen des Gesangs — und so-

mit auch seiner Begeisterung und Liebe — liegt außerhalb der dem Volk zugänglichen Sphäre. Denn die kleinen satirischen Stücke in Fabeln und Epigrammen schließe ich zunächst aus, weil sie durch bestimmte äußere Zwecke veranlaßt sind. So haben seine Lieder das Leben in der Natur, die Zustände des Landmanns, die kleinen und großen Vorgänge des Familienlebens, und weiter und höher vaterländische Fragen und Fragen, die das Menschenwohl und des Christen Hoffnung angehn, zum Inhalt. — Wir sehen schon an dieser Aufzählung, daß das Menschliche, Ethische in den Gegenständen vorherrscht. Und das ist eine ihrer Eigenthümlichkeiten. Die andre, und noch wichtigere, ist die, daß er fast überall dies Menschliche aus Natur und Leben wiederum auf seinen Ursprung und auf seine Bestimmung zurückführt — auf die göttliche Weisheit und Liebe. Die Züge des Ächtmenschlichen treten ihm aber zunächst in der Familien- und Freundesliebe und in der Einfalt des Volkslebens entgegen. Da verweilt er mit ganzem Herzen. An die Wiege führt er uns wie an den Sarg. Freilich handelt es sich da oft um gar kleine Dinge, ein neu angekommener Zahn wird besungen, ein anderer unter Vokalbegleitung ausgezogen — beides als Familienfest behandelt und der Leser muß, wohl oder übel, daran theilnehmen. Aber der Dichter denkt dabei, daß solche Kleinigkeiten und Heimlichkeiten, eben weil sie dem Leben entnommen sind, auch allgemein anklingen.

Wenn ein neuerer Schriftsteller*) darüber klagt, daß der in dem deutschen Hause verborgene Quell der Poesie von der großen Literaturepoche des vorigen Jahrhunderts hochmüthig übersehen worden sei und noch immer des Poeten mit dem Mosesstabe harre, um ihn herauszuschlagen, so hat er doch nicht beachtet, daß gerade Claudius' Botenstab manchen klaren Tropfen dieses Quells wirklich hervorgelockt hat. Er bringt seine beste innere Habe zu Markt, und tiefer hat ihn nichts bewegt als das Leben seiner Familie. Glück und Unglück wird ihm hier Gesang, lebendiges Gelegenheitslied.

Das Landleben schildert sich selbst in den Bauernliedern. Wir nennen unter ihnen das schöne Morgenlied eines Bauermanns: „Da kömmt die liebe Sonne wieder, da kömmt sie wieder her!“ mit den unter dem Text citirten Parallelstellen aus griechischen Dichtern als drollige Persiflage gelehrter Pedanterei; als Gegenstück das „Abendlied eines Bauersmanns:

„Das schöne große Tag-Gestirne
Vollendet seinen Lauf.
Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne,
Lieb Weib und dann tisch' auf.

Kannst hier nur auf der Erde decken,
Hier unterm Apfelbaum;

*) Riehl Die Familie S. 235.

Da pflegt es Abends gut zu schmecken,
Und ist am besten Raum.

Und rufe flugs die kleinen Gäste,
Denn, hör' mich hungerts sehr;
Bring' auch den Kleinsten aus dem Neste,
Wenn er nicht schläft, mit her." u. s. w.

mit dem Schluß:

Es präsidirt bei unserm Mahle
Der Mond, so silberrein;
Und guckt von oben in die Schale
Und thut den Segen h'nein.

Nun, Kinder, esset, eßt mit Freuden,
Und Gott gesegn' es euch!
Sieh, Mond! ich bin wol zu beneiden,
Bin arm und bin doch reich!" —

Das in die Erzählung von „Paul Erdmann's Fest" eingeflochtene Bauernlied: „Im Anfang war's auf Erden nur finster, wüst und leer," — der „Bauer nach geendigtem Prozeß" und endlich der „glückliche Bauer".*) Überall der Gegensatz gegen Luxus, Verbildung, Arbeitsscheu! —

„Mir macht der Böse keine Noth;
Ich dresch' ihn schief und krumm
Und pflüg' und hau' und grab' ihn todt,
Und mäh' ihn um und um."**) —

*) Diese Bauernlieder stehen der Reihe nach, Werke III, 1, 10. IV, 36. V, 96, 121.

**) Werke V, 122.

Die niederen Stände sollen erkennen, — das ist des Dichters Wunsch — daß sie neben Lasten auch Vorzüge haben in ihrer beschränkten Lage; dem naturarmen Stadtleben stellt er den Naturreichthum des Landlebens; der sich selbst bescheidenden Zufriedenheit stellt er die drückende Last und Noth der Civilisation gegenüber, er kann und darf es als Dichter, weil er das alles selbst erfahren und geübt und sich dazu mit Herz und Mund bekennt. Ihm sind die beiden Hauptschranken zwischen dem sog. Volk und den sog. höheren Ständen — frivoler Luxus und pedantische Gelehrsamkeit — stets gleich fern und fremd geblieben. Das gibt seinen schlichten Liedern den Eindruck der Treue, des Erlebten und steht ihnen so wohl, das macht ihn zum gebornen Mittler zwischen der Natur und Kultur in unserm Volksleben; er dollmetscht den Gebildeten den Empfindungsschatz des Volks und trägt zu dem Volk das Gesunde aus der Bildungswelt hinüber. Ob sie darum alle im vollen Sinn Volkslieder sind, das ist eine andere Frage, die uns später noch entgegentreten wird. — Selbst redend tritt er auf, solche Lebensweisheit zu preisen in dem Lied:*) „Ich bin vergnügt, im Siegeston Verkünd' es mein Gedicht —“ und in dem allbekannten „Täglich zu singen“**) — „Ich danke Gott und freue mich, Wie's Kind zur Weihnachtsgabe“. Und soll ich hier auch an den noch immer hier und da gesungenen

*) Werke I, 53.

**) Werke III, 71.

Urian und seine etwas niederschlagende Moral erinnern? —

Claudius will den Bauernstand heben, indem er ihm die Erkenntniß seiner Lebensgüter zu schärfen sucht, indem er sich selbst ihm zugesellt und ihn nach Oben, nach Rechts und Links auch zu schützen und zu vertreten weiß. Ja dies gerade, der Schutz des eignen Rechts und des eignen Werthes jenes Lebenskreises, dem er gerecht werden will, ist sein Standpunkt; — nach Außen defensiv, nach Innen hebend, bildend und versöhnend, jedem das Seine gebend, geht er keineswegs von einer Opposition und vergiftenden Negation aus, die das Glied vom ganzen Volkskörper lostrennen will. Daß er nicht opponirt und daß er selbst mitlebt mit dem Volk in Geist und Gemüth, — das unterscheidet seine Volkspoesie ihrem Inhalt nach so gründlich von verwandten Richtungen unsrer neusten Literatur. Seit Immermann und Auerbach schoß auch neuerdings das Interesse an den „Dorfgeschichten“ wie über Nacht auf; ich will dabei den beiden Dichtern, am wenigsten dem erstgenannten Meister, dessen Werk allerdings unsrer Poesie ein neues und fruchtbares Terrain erobert hat, nicht zu nahe treten. Aber die Reihe ihrer Nachtreter*), die zur Abwechslung von der abgearbeiteten Literatur „der Stadtgeheimnisse“ auch einmal die Mysterien des Landlebens probirten, und ebenso bei ihrer Lesewelt war es meistentheils ein im Treibhaus gezei-

*) Es versteht sich von selbst, daß ich zu diesen den durchaus originalen Jeremias Gotthelf nicht rechne.

tigtes Interesse, aus Überreizung und socialistischen Grillen entsprungen. Die Mode wollte auch einmal diese Welt wie durch ein Opernglas ansehn oder auf ihren Nipptisch stellen. Es kann uns aber dabei eine Stelle aus Chamisso's schöner Sage einfallen, wo der Riese seiner Tochter zuruft: „Der Bauer ist kein Spielzeug!" —

Es war natürlich, daß Claudius seine Theilnahme für die niederen Volksklassen und ihr Leben erweiterte und steigerte zu einem vaterländischen Gefühl, das in einer an Patriotismus armen Zeit Klopstock und die Seinen zu beleben suchten, Göthe mehr als sie durch seinen Götz von Berlichingen zu wecken verstand. Der Sinn für die geschichtliche Vorzeit unsers Volks trat zwar in Claudius nicht bestimmt hervor; wol aber wußte er auch in seinen Liedern die Saiten der Vaterlandsliebe und des Nationalgefühls, das mit ungewöhnlicher Stärke in ihm lebte, anzuschlagen. So z. B. in dem noch vielgesungenen, nur freilich auch vielverstümmelten, „Neujahrslied", das die gesammelten Schriften eröffnet:

„Der alten Barden Vaterland!
Und auch der alten Treue!
Dich, freies unbezwungenes Land!
Weiht Braga hier auf's Neue
Zur Ahnentugend wieder ein!
Und Friede deinen Hütten,
Und deinem Volke Fröhlichsein,
Und alte deutsche Sitten!" —

Dann in dem unvergleichlichen Rheinweinlied:

„Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille,
Und doch voll Kraft und Muth!"

Mehr an die Tonart Klopstock's und der Göttinger klingt das „Lied" *) „Ich bin ein deutscher Jüngling" 2c.

Auch allgemeinere menschheitliche Fragen, wie z. B. der Fluch der Sclaverei setzen sein Dichterwort in Bewegung; immer ein Zeugniß für sein edles warmes Herz, dem nichts Menschliches fremd war; das später in der Zeit der Revolution und Fremdherrschaft litt und hoffte, wo andre Dichter sich fatalistisch beugten und nichts weniger als lebendig ergriffen waren.

Überhaupt ist ihm das brüderliche Gefühl für das vielgestaltige menschliche Leiden eigen und hat auch in seinen Liedern sich ausgedrückt. Auch der Becherklang übertönt ihm nicht die Noth und den Seufzer der Armen, der Kranken. Nicht vereinzelt steht das bekannte:

„Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein."

*) Werke I u. II, 111. Es ist auch nur das Gegenstück zu Klopstock's »Vaterlandslied«: »Ich bin ein Deutsches Mädchen« (Odenausg. v. 1771, S. 274).

Auch in seinen Naturliedern läßt Claudius das menschliche Element und Wesen walten. Leiht doch der Mensch erst der Natur die Seele. Trotz des tiefen Naturgefühls aber, das ihn belebt, stellt er doch fast nirgends die Natur für sich und um ihrer selbst willen, in ihrer Erscheinung oder in ihren Wirkungen dar; sondern einmal eben die Beziehung der Natur zum Menschen. So malt sich die trunkene Frühlingsfreude des Dichters in dem frischen, der Gräfin Auguste von Stolberg zugeeigneten Lied „der Frühling. Am ersten Maymorgen" *):

„Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weis' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und für Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren.

Denn er kommt mit seiner Freuden Schaar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar
Und auf seiner Schulter Nachtigallen;

Und sein Antlitz ist ihm roth und weiß,
Und er träuft von Thau und Duft und Segen —
Ha! mein Thyrsus sei ein Knospenreis,
Und so tauml' ich meinem Freund entgegen." —

Ich nenne ferner das schöne „Lied vom Reifen**) mit dem Motto aus Sirach 43, 21. „Er

*) Werke I u. II, 103. S. über die Entstehung die Beilagen.
**) Werke IV, 4.

schüttet den Reiffen auf die Erde wie Salz"; sogleich führt ihn der Anblick der bereiften Winterlandschaft, die so

„lichthell, still, edel, rein und frei,
Und über alles fein!"

vor ihm liegt, auf die Menschenwelt und wie diese in und zu dieser Schönheit steht. Die „Serenata im Walde zu singen" *), wo er die Waldespracht in ihrer Wildheit und Fülle den städtischen Parks und Alleeen entgegenstellt:

„Jedoch ihr Wald ist Schneiderscherz,
Trägt nur der Scheere Spur,
Und nicht das große volle Herz
Von Mutterlieb' Natur!"

und dann mit einem vergnügten Seitenblick auf die armen Städter schließt. Endlich die Perle der Claudius'schen Lyrik, das „Abendlied" **):

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

*) Werke III, 17.
**) Werke IV, 51.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wol manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn."

Der eigene Zauber dieses Liedes liegt gerade darin, daß es keine bloße Abschrift der Natur ist und ebensowenig eine bloße Empfindung in der Natur. Gleichsam mit geschlossenem Auge läßt der Dichter die geschaute Schönheit an dem inneren Blick vorübergehn und wirkt durch solches Nachdenken der großen Schöpfungsgedanken, daß man nicht blos glaubt an die Wahrheit dieser Naturbildnerei, daß man das Bild schaut mit seiner im Innern webenden Seele, und verwandte Stimmungen wach werden.

Was uns hier aber zunächst angeht — auch dies Lied ist ganz durchwebt mit menschlichen Beziehungen; der Friede des Abends, der sich halb versteckende Mond, sie reden und mahnen in das Menschentreiben hinein und aus dieser seligen Ruhe der müden Natur klingt das ernste Bekenntniß:

„Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.“ —

Der Sinn für das Ethisch-menschliche bildet also ein charakteristisches Kennzeichen wie überhaupt der Lieder des Dichters, so auch seiner Naturlieder. Aber er kennt nicht das Ethische, das Gute ohne seine Wurzel, das Göttliche und die gläubige Erhebung des Menschenherzens zu ihm. Und das ist, wie ich oben sagte, eine andre Eigenthümlichkeit seiner Lyrik, die größte, die ihn geradezu von allen poetischen Zeitgenossen unterscheidet.

Der dichterische Geist kann bei der poetischen Durchdringung und Beseelung des Naturlebens entweder vorzugsweise einen Zug zu seiner Schöne und Kraft, dem frischen fröhlichen Wachsen und Blühen oder zu der Schattenseite, dem Verwelken und Absterben haben. Bei beiden bewegt sich die Anschauungs- und Gefühlsweise innerhalb des Rahmens und der Erscheinungen der Natur, je nachdem innere Eigenthümlichkeit oder vorübergehende Stimmung den Dichter treibt. Claudius geht einen andern Weg. Er besingt beide, die lichthelle Frühlingsseite wie die trübe Winterseite, gibt sich aber keiner gefangen. Seine Lieder gehen über den Naturgeist wie über den Menschengeist, auf den

die Natur hinzielt und symbolisch anspielt, weit hinaus und vertiefen sich in den Zusammenhang beider mit dem über Ort und Zeit erhabenen, ewigen Geist Gottes. Ihm ist die Natur noch die Schöpfung, die den Schöpfer voraussetzt; ihm erzählen noch die Himmel Gottes Ehre. Er steht im geraden Gegensatz gegen die pantheistische Ansicht von der Weltseele, die in unsrer modernen Lyrik die gewöhnliche ist und die freilich den verführerischen Reiz des Ideenreichthums, der Bilderfülle und buntester Färbung voraus hat. Der in ihr stehende Dichter begibt sich mitten in das Naturleben hinein, verschwimmt in und mit ihm und läßt es in seiner selbstgenügsamen göttlichen Größe und Schöne sich aussprechen. Dieser Auffassung stellt Claudius seine theistische gegenüber, die bei der Einfachheit und Wahrheit des Grundgedankens keine lockenden und vielverschlungenen Irr- und Schlangenwege gehen kann und darum schlichter, weniger geistreich erscheinen muß.

„Einfältiger Naturgenuß
Ohn' Alfanz drum und dran,
Ist lieblich, wie ein Liebeskuß
Von einem frommen Mann.“ —

Nicht die flüchtige Erscheinung an sich begnügt sich Claudius zu schildern, auch nicht die durch Menschengefühl geschmückte und vergeistigte, sondern die Welt der Erscheinung ist ihm wie eine transparente Hülle, durch die eine andre Welt als die der Sichtbarkeit

mit überirdischem Glanze durchscheint. So sagt er selbst in seinem letzten gedruckten Prosaaufsatz *): „Ein reines Auge kann die sichtbare Natur nicht ansehn ohne Gott und den Mittler zu finden und an ihn zu glauben. Ihn predigen Himmel und Erde, und alle Körper und Erscheinungen in der sichtbaren Natur sind Glöcklein am Leibrock, die ihn und seinen Gang verrathen." Auch als Dichter weiß er Natur und Geist in der lebendigsten Verbindung und hält sich gleich weit von der Vorstellung eines kalten naturfernen Gottes und einer entseelten Natur als von einer vergöttlichten Schöpfung; — und in dieser richtigen christlichen Mitte an sich liegt, wie die Wahrheit des Gedankens, so eine Fülle von Schönheit und Poesie. Von diesem Grundsatz sind seine Lieder durchdrungen. Nur beispielsweise verweise ich noch einmal auf das Lied vom Reiffen, wo nach lebendiger Schildrung der Winterherrlichkeit und der Winke für die Menschen, ausgerufen wird:

„Muß einer doch gewesen sein,
Der ihn gestreuet hat;

Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
Streut heimlich hier und dort,
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.

*) Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814, Werke VIII, 204.

Du Engel, der so gütig ist,
  Wir sagen Dank und Preis.
O mach' uns doch zum heil'gen Christ
  Die Bäume wieder weiß." —

„Der Himmel", heißt es im Bauernlied,

„— thut mit leisem Wehen
  Sich mild und heimlich auf,
Und träuft, wenn wir heim gehen,
  Wuchs und Gedeihen drauf.

Der sendet Thau und Regen,
  Und Sonn- und Mondenschein;
Der wickelt Gottes Segen
  Gar zart und künstlich ein".

Und bringt ihn dann behende
  In unser Feld und Brot;
Es geht durch seine Hände,
  Kömmt aber her von Gott.

Was nah' ist und was ferne,
  Von Gott kömmt alles her!
Der Strohhalm und die Sterne,
  Der Sperling und das Meer. — —

Auch Frommsein und Vertrauen,
  Und stiller edler Sinn,
Ihm fleh'n und auf Ihn schauen,
  Kömmt alles uns durch Ihn.

Er gehet ungesehen
Im Dorfe um und wacht,
Und rührt die herzlich flehen
Im Schlafe an bei Nacht." —

Der „glückliche Bauer" schildert selbst die Herrlichkeit der Frühe und unterbricht seine Schildrung:

„O, wer das nicht gesehen hat,
Der hat deß nicht Verstand.
Man trifft Gott gleichsam auf der That —
Mit Segen in der Hand."

Auch „Frau Rebekka mit den Kindern" *) weiß uns den Morgentraum der Natur im Mai frisch und getreu zu schildern, aber all das Geschaute und Geprießene bahnt ihr nur den Weg zu der Mahnung an die Kinder, Alles sei nur:

„Ein mannigfaltig groß Gebäu,
Durch Meisterhand vereinet,
Wo seine Lieb' und seine Treu
Uns durch die Fenster scheinet.

Er selbst wohnt unerkannt darin,
Und ist schwer zu ergründen.
Seid fromm und sucht von Herzen ihn,
Ob Ihr ihn möchtet finden."

*) Werke VI, 45.

und in den Schlußversen des „Abendlieds“ endlich richtet die feierliche Abendstimmung in der dunkelnden, müden Natur den Blick nach Oben:

„Gott laß uns Dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott! mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!“

So reißt er allenthalben seine eigne wie des Lesers Seele von der Erde zum Himmel hinauf, vom Kleinsten öffnet er eine Fernsicht ins Weite und Hohe, vom Äußern führt er uns in die Stille und Tiefe der inneren Welt. Die Übergänge aber von dem Diesseits zu dem Ahnen des Jenseits sind bei ihm

mitunter leise und unvermerkt, öfter plötzlich und unvermittelt. Er will es ernst und stark zu Gemüthe führen, daß hinter der Natur ihr Gott, hinter dem Leben aber der Tod steht. Damit eben hängt seine Vorliebe für die Schildrung des Todes, auf dessen Bild und dessen Mahnungen er immer wieder zurückkommt, eng zusammen. Denn was ich von seiner Naturbetrachtung sagte, gilt auch von der des Menschenlebens. Sucht er in beiden das Ewige, so kann er den Tod als die Brücke dazu, als den Punkt zwischen Zeit und Ewigkeit, wo die Natur aufhört und das reine, selbständige Leben des Geistes anfängt, gar nicht umgehen. Freund Hain ist in effigie am Eingang seiner gesammelten Schriften zu sehen, mit der Bemerkung: „Ihm dedicir' ich mein Buch, und Er soll als Schutzheiliger und Hausgott an der Hausthür des Buches stehn."

Mehr wie eine Betrachtung des Todes in Prosa und eine verhältnißmäßig große Anzahl von Grab- und Sterbeliedern bei Anläßen des Familienlebens und des Todes von Freunden haben wir von Claudius, darunter einzelne von hoher Einfalt und ergreifender Wahrheit. Das schönste „bei dem Grabe meines Vaters" habe ich schon angeführt*), ein andres schließt**):

*) Von diesem Liede sagt ein geistvoller Recensent, Johann Friedrich von Meyer (Heidelberger Jahrbb. 1813, S. 484), es sei »eines der zärtlichsten und zärtesten, die in irgend einer Sprache gedichtet seien.« —

**) An — als Ihm die — starb. Zuerst im W. B. v. 1771. Nr. 176. jetzt Werke I, 19. S. die Beilagen.

„Was weinst du neben dem Grabe,
Und hebst die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verwesung empor?

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen
Dahin, wie Blätter! nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet umher!

„Der Adler besuchet die Erde,
Doch säumt nicht, schüttelt vom Flügel den Staub, und
Kehret zur Sonne zurück.“ —

Dieses Fühlen der Vergänglichkeit und der darauf gegründete Zug zum Ewigen äußert sich nun bei Claudius theils tieferust, theils humoristisch, niemals — und das ist wohl zu betonen — sentimental oder weltschmerzlich. Er war eine kerngesunde Natur und alles Kranke, Übertriebene, Unwahre verabscheute er. Er schreibt einmal seinem Vetter *): „Du hast Recht, Vetter, es wird in diesen Jahren mit Empfindungen und Rührungen ein Unfug getrieben, daß sich ein ehrlicher Kerl fast schämen muß gerührt zu sein.“ — Keine schlaffe Passivität, kein stummes, thränenschweres Sichergeben in das Unvermeidliche tritt uns entgegen, sondern statt solch unkräftig-elegischer Stimmung stets die frische, fromme Hoffnung, die nicht blos das welkende Blatt und nicht blos das dunkle Grab sieht. Nur aus-

*) Werke IV, 60.

nahmsweise finden sich klagende und resignirende Stücke, wie das „der Mensch“*) überschriebene, aus dem die tiefe Durchdrungenheit von dem Salomonischen „es ist alles eitel“ herausklingt:

„Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kömmt er und sieht und höret,
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret,
Und bringt sein Thränlein dar;
Verachtet und verehret;
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält nichts und alles wahr;
Erbauet und zerstöret,
Und quält sich immerdar:
Schläft, wachet, wächst und zehret,
Trägt braun und graues Haar; —
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder,
Und er kömmt nimmer wieder.“

Auch der Humor, der bei Claudius oft Angesichts der ernstesten Fragen sein unschuldig-schalkhaftes Wesen treibt und so sehr zu seiner Dichtereigenthümlichkeit gehört, wurzelt in seinem religiösen Leben. Vermag doch nur der Christ die Gabe des ächten Hu-

*) IV, 98. — man vgl. auch I, 67, Nr. 2.

mors zu haben, denn nur er steht mit seinem Bewußtsein in dem erhabensten Ideeenleben, von dessen Warte aus er je nach der Naturanlage seines Wesens entweder die Tragik oder die Komik in der Kleinheit und Ohnmacht wie in dem Wechsel menschlicher Dinge, die sich wie unabhängig und ewig gebärden, fühlt oder erkennt. Und gerade in Claudius' Humor sehen wir die beiden Bedingungen: das tiefe Gefühl von der Endlichkeit alles Geschaffenen und das unumstoßbare Wissen um die Unsterblichkeit des Geistes, der aus Gott stammt. Claudius fühlt mitten in allem Schwanken auch des eignen Herzens einen festen Boden unter sich, von dem aus er mit siegreicher Heiterkeit dem Treiben außer ihm zuschaut — es ist bei ihm die selbstgewisse Fröhlichkeit kindlicher Hoffnung, die dem Wechsel, dem Kampf des Lebens, der Nacht des Todes auf den Grund sieht.

So haben wir in allmählicher Steigerung die einfachen Gegenstände seiner Poesie aus Natur und Menschenleben sich versenken sehen in den tiefsten Grund aller Natur und alles Lebens. Wer darin nicht den Schwerpunkt von Claudius' Gedichten zu erkennen oder zu ahnen weiß, daß er Natur und Geist einander gegenüberstellt, aber beide zu versöhnen sucht, wer sie nicht mit dem Auge und darauf ansieht, der kann keine Liebe zu ihnen fassen, aber auch kein Verständniß von ihnen haben; der entkleidet sie gleichsam ihrer eigenthümlichen Schöne und nun erscheinen sie ihm freilich nackt, kahl und armselig. —

Auch die Volksdichtung, soll sie nicht trivial statt populär sein, will ihr Ideal haben, das den Dichter und Leser über sich selbst, seine menschliche Beschränktheit hinaushebt. Sein Glaube ist Claudius' Ideal. Und ist dies nicht dasjenige Ideeenreich, an dem Alle, Hoch und Niedrig, Jung und Alt, Gelehrt und Ungelehrt, Antheil haben können? Hier versöhnt sich der höchste Idealismus, der über Menschenwitz und Menschenphantasie geht, mit dem höchsten Realismus, der wahren und eigentlichen Wirklichkeit des Lebens. Hier ist das wahrhaft Allgemeine, das die Stände, welche Natur und Gesetz trennt, in Liebe und im Glauben wieder eint, das die Bildungsunterschiede verwischt weil in ihm ganz andre Maßstäbe gelten als der der Bildung. Jede Literatur, die sich hiervon feindlich lossagt, ist daher nothwendig, so groß und schön sie sein mag, dem Volk entfremdet. Daß aber Claudius, aus diesem Quell selbst genährt und erfrischt, auch für seine Volksgenossen daraus schöpfte und nicht müde ward zu schöpfen, das versetzt viele seiner Lieder, trotz all' ihren Mängeln, in das geistige Heiligthum des Volks, das gibt ihnen auch ihre Gemeinverständlichkeit, ohne ihnen von ihrem Schwung zu rauben. — Allerdings ging Claudius' Glaube, die Trennung von höfischer und volksgemäßer Dichtung auf die Dauer in einem Centrum aufheben zu können, nicht in Erfüllung. Ihre Blüthe wie ihren Verfall sollte diese Literaturepoche, ähnlich wie im Mittelalter, aus der Kultursitte erhalten;

die Blüthe, weil hier der volle lebendige Anschluß an eine bestimmt umgränzte Sitte und geistige Lebenssphäre möglich war; den Verfall, weil Eigensinn und Einseitigkeit das Einfließen neuer Lebensströme hemmten. Aber es war gerade ein Zeichen der ersten frischen Bewegung, daß hervorragende Geister glauben durften, nun breche die goldene Zeit an, wo alle Glieder des Volks in einem poetischen Brennpunkt sich fänden, und dasselbe Lied — um in der Sprache des Mittelalters zu reden — „auf der Straße und zu Hofe" willkommen sein könnte.

So ist alle seine Poesie ihrem Inhalte und ihrem inneren Leben nach indirekt eine geistliche Dichtung; — indirekt, sage ich, weil sie die göttlichen Geheimnisse nicht selbst und unverhüllt, sondern in Natur und Menschenleben verhüllt und ahnend ausspricht; weil sie Anlaß und Gelegenheit aus beiden hernimmt, um in ihnen und durch sie das Wort der Wahrheit zu verkünden:

„Denn die Natur ein Spiegel ist;
Es wird darin vernommen,
Was Deinem Geist Du schuldig bist,
Soll er zum Leben kommen." *)

Und somit bilden seine Lieder ein, wenn auch bescheidenes, Vermächtniß für jene ferne oder nahe Zukunft, wo unsre Dichtung im ganzen auch wieder ihr Haupt erheben wird zu dem Höchsten, was Menschen-

*) Aus »Sterben und Auferstehen«, Werke VIII, 63.

lippen aussprechen können, ähnlich wie in der antiken Heidenwelt die besten und größten poetischen Erzeugnisse im Dienst des Mythos und des Cultus standen, wie Dante und Giotto in Wort und Bild den Inhalt ihrer Kirche symbolisirten. Warum aber ist Claudius bei dieser Richtung nicht wirklich und unmitttelbar geistlicher Liederdichter geworden? Denn nur das genannte „Abendlied“, das „Bauernlied“ und das gegen das Ende seines Lebens gedichtete „Osterlied“ *)

„Das Grab ist leer, das Grab ist leer!
Erstanden ist der Held!
Das Leben ist des Todes Herr,
Gerettet ist die Welt! —“

sind meines Wissens — und auch diese zum Theil ohne Fug und Recht — in kirchliche Gesangbücher übergegangen. Wol kann es auffallen, daß der Sänger da, wo er dem Höchsten und Heiligsten, das er sein Lebelang ahnend, kämpfend, leidend gesucht hat, am nächsten gekommen ist; wo ihm das Wort des Lebens auf den Lippen schwebt, daß er gerade da mit seinem Saitenspiel schweigend und stille steht. Es lassen sich mehrere Gründe dafür anführen, daß er dieses natürliche Ziel seiner Lyrik ebensowenig wie das scheinbar natürliche Ziel seines Lebens, den geistlichen Beruf, erreicht hat. Je mehr der ganze Mensch ergriffen ward von der göttlichen Wahrheit, um so weniger konnte bei ihm

*) Werke VIII, 110.

die schöpferische Phantasie, die nicht seine Hauptgabe war und im Alter ohnehin zurücktrat, das Organ des Zeugnisses sein. Die Wahrheit wirkte bei ihm in das sittliche und schauende Leben zugleich, aber es hat ihn nie die Arbeit des Christenthums verlassen, die mit sich selbst, mit dem „Sein im Herzen“ zu sehr beschäftigt war, um oft dem Feierabend der Poesie sich hinzugeben. Daß die Jahre seiner produktiven poetischen Kraft überhaupt schon auf die Neige gingen, als er diesem Ziel innerlich am nächsten stand, zeigen seine übrigen Gedichte aus jener Periode und das eben angeführte Osterlied selbst. Nicht daß er überhaupt geistig matter geworden wäre, aber das dichterische Vermögen ist noch ein andres; — und er griff später lieber zu dem einfachen Prosaausdruck als dem ihm näheren und natürlicheren, wenn er religiöse Gedanken darstellen wollte. Wo indessen eine bestimmte persönliche Anregung hinzutritt, gewinnt auch in späteren Jahren sein Dichterwort, wenn es das religiöse Gebiet berührt, die alte Innigkeit wieder. Als der Sohn des dänischen Kronprinzen*), seines Gönners, gestorben war, klagt er:

„ — Daß wir hier ein Land bewohnen,
Wo der Rost das Eisen frißt,
Wo durchhin, um Hütten wie um Thronen
Alles brechlich ist; —

*) Werke VI, 52.

Wo im Dunkeln wir uns freun und weinen,
Und rund um uns, rund umher,
Alles, Alles, mag es noch so scheinen,
Eitel ist und leer.

O du Land des Wesens und der Wahrheit
Unvergänglich für und für!
Mich verlangt nach Dir und Deiner Klarheit;
Mich verlangt nach Dir!"

Mehr noch hinderte ihn die Ungunst der Zeit, geistlicher Liederdichter zu werden. Zwar gebrach es Claudius keineswegs an Freudigkeit und Muth, seine christliche Erkenntniß mitten in feindlicher Umgebung zum festen Bekenntniß und dies zum Zeugniß zu steigern — in wie zahlreichen Aufsätzen hat er das gethan! — aber der freie poetische Ausdruck bedarf einer wirklichen Glaubensgemeinschaft, wenn er mehr als der Spiegel der ringenden und sehnenden Persönlichkeit sein soll. Diese aber fehlte ihm.

Das Gesagte sollte erläutern, was für Stoffe Claudius in seinen Liedern wählte und in welchem Geist und Sinn er dieselben behandelte. Noch ein Wort über ihre poetische Form bleibt uns zu sagen übrig. Es läßt sich von vornherein denken, daß ihm die Gefahr nahe lag, die Form, worunter ich die poetische Gestaltung im weiteren Sinne verstehe, gegenüber der Sache, der er dichtend wie lebend dienen will, gering zu schätzen; kurz die Schönheit

der Wahrheit aufzuopfern. Und gewiß ist das ein Vorwurf, den man der Mehrzahl seiner Lieder mit Recht macht. Der Mangel entsteht theils aus wirklicher Gleichgültigkeit des Dichters gegen alle Form, theils aus seiner Ansicht von Volksdichtung. Claudius war des Glaubens, die Theilnahme für das Wesentliche, den Inhalt, werde durch formelle Ausbildung leicht zerstreut und geschwächt; ein volksgemäßer Inhalt aber vertrage nicht die Anmuth, die der Volksrede selbst abgehe. Daher in einzelnen Ausdrücken und Wendungen die oft wenig strenge Sondrung zwischen Poesie und Prosa, wie denn Claudius auch rein lyrische Gedanken wiederholt in halbpoetische Prosa eingekleidet hat; — daher der Mangel an Abgeschlossenheit und plastischer Insichfertigkeit der einzelnen Bilder und ganzer Gedichte; — der oft unharmonische Wechsel von breiter Redseligkeit und lakonischer Knappheit. Auch ist es zu tadeln, daß seine Diktion nicht selten aus dem Sprachschatz und der Redeform des Volks, die er sonst als die der Bibel, des alten Kirchen- und Volkslieds wol einzuhalten sucht, heraustritt und Worte und Redensarten aus dem modern-gebildeten Sprachbewußtsein nimmt, wenn auch nur, um gerade dieses gegen die Einfalt des Volks in Schatten zu stellen. Aber immerhin ist es eine falsche Subjektivität, die da stört und Unruhe in das poetische Stillleben bringt. Zunächst tritt er aus den Schnürstiefeln der klassischen Formen, die ihm auf keinen Fall volksthümlich erscheinen konnten, heraus in die einfachen nationalen

Formen; der Reim kommt bei ihm fast durchgehends zur Anwendung. Er unterschied sich also hierin ganz von den Göttinger Dichtern, der Schule Klopstocks. Diese theilten mit Claudius den Inhalt seiner volksmäßigen Bestrebungen, wollten dabei aber keineswegs auf die Errungenschaft des Jahrhunderts, die Feinheit und den Glanz der antiken Formen, dem Vorbild ihres Meisters folgend, verzichten. So geht auch hier Claudius seinen eignen Weg und behält ihn durch seine ganze Dichterzeit consequent bei. Denn ganz abgesehen von Pindarischen oder Horazischen Versmaßen — nicht einmal ein Hexameter kommt in seinen Gedichten vor in einer an Hexametern so fruchtbaren Zeit, unter den Augen gleichsam des Messiasdichters. Daß er seine einfachen, dem Kreis des Volkslebens entnommenen Gedanken nicht in Hexameter und alkäische Metren kleiden durfte, ist natürlich, und da der Inhalt seiner Poesie sich in nichts änderte und erweiterte, bleibt er auch im Formellen auf seinem alten naturalistischen Standpunkt stehen. Es war zum Theil eine freiwillige Armuth. Dabei sah Claudius, der selbst ein so musikalischer Mensch war, — und dies nicht blos, soweit er die Kunst ausübte, — auf das Sangbare seiner Lieder; mehrere eigens für die Komposition gedichtete Sachen, Kantilenen, Motetten u. s. w. — meist von untergeordnetem poetischem Werth — existiren, alle aber sollten sich nach seiner Absicht an die ergänzende und belebende Musik anlehnen, die als ein

künstlerisches Element das Naturalistische zu binden und zu stützen hätte. Ist ja dieses „Singen und Sagen", das schon der altsächsische Heliand kennt, die urdeutsche Weise, die auch Göthe empfiehlt: „nur nicht lesen! immer singen!" — der Gesang ist der natürliche Boden, in welchem die Blüthe des Lieds erst ihre Frucht trägt. Bekanntlich sind Claudius' beste und schönste Lieder von Schulz und Reichardt komponirt worden, und einige davon, das Neujahrslied und das Rheinweinlied vor allen, machen noch immer ihren tonbeseelten Rundgang durch die singlustige Jugend.

Wir haben bereits oben von Claudius' Hang zur Aphoristik gesprochen. Auch seine Poesie verräth ihn hier und da. Schon in den Liedern mitunter durch die kurz hingeworfenen nicht ausgeführten Gedanken, die den Nagel auf den Kopf treffen sollen; mehr noch durch die Neigung zur Spruchpoesie. Sie ist zunächst erwachsen aus einer Vorliebe der Zeit für Fabel und Epigramme, und insbesondere durch Lessing's Beispiel angeregt. Bei Claudius war beides ein natürliches Gewand seines Witzes und seiner humoristischen Anlage. Er hat in seiner ersten Wandsbecker Zeit neben einer Anzahl von Fabeln und launigen Erzählungen, wo aber das Stoffliche in der Regel wenig ausgeführt ist, eine beträchtliche Menge von Epigrammen und Sinnsprüchen geschrieben — eine weit größere, als sie in den Werken sich wieder findet — und darin theils allgemein menschliche Schwächen und Ge-

brechen der Gesellschaft gegeißelt, theils der neuen literarischen Richtung mit diesen leichten Hülfstruppen zu dienen gesucht. Die ersteren erheben sich nicht über das Gewöhnliche, die letzteren haben den Vorzug des bestimmten Ziels und der treffenderen Spitze; ein sittlicher Zweck schwebte dem Dichter in beiden Fällen vor. Später, während der politischen Bewegung der Revolutionszeit gebraucht er hier und da diese Waffe auch gegen die Neuerer. Aber es war jene Neigung nicht blos eine Ausgeburt der Zeit, es lag ein ächt volksthümliches Element zum Grunde. Und gerade in den späteren Versuchen der Art, in denen der satirische Stachel sich zurückzieht, ist der Anschluß an die biblische Spruchweisheit und das deutsche Sprüchwort sichtbarer. Es thut sich darin zum Theil eine körnige Lebensweisheit, durch reiche Erfahrung vertieft und verdichtet, kund, nicht selten mit der Schlagfertigkeit und dem glücklichen Treffer eines Volkssprüchworts. Am schönsten hat Claudius seine Gabe verwandt in dem „güldenen A. B. C." *) aus welchem ich einzelne Sprüche hersetze:

„Armuth des Geistes Gott erfreut:
Armuth und nicht Armseligkeit.

Creuz ist ein Kraut, wenn man es pflegt,
Das ohne Blüthe Früchte trägt.

Hau' deinen Götzen muthig um,
Er sei Gold, Wollust oder Ruhm.

*) Werke, VII, 74.

Kämpf' und erkämpf' Dir eigenen Werth;
Hausbacken Brod am besten nährt.
Liebt Euch auf Erden, liebt, und wißt,
Daß Gott im Himmel Liebe ist.
Quäl' nicht Dein Herz ohn' Unterlaß,
Ein freier Muth gefällt Gott baß.
Straf' keck das Böse in's Gesicht;
Vergiß Dich aber selber nicht.
Wie wird es dann, o dann uns sein,
Wenn wir der bessern Welt uns freun? —"

Allen diesen Stücken fühlt man an, es ist Abend und das Leben ist ernst geworden, aber auch das feste Herz, ein neuer und gewisser Geist durchdringt sie. Nach Inhalt und Form gehört hierher u. a. auch das treffliche Wort „auf einen Selbstmörder." *)

„Er glaubte sich und seine Noth
Zu lösen durch den Tod.
Wie hat er sich betrogen!
Hier stand er hinter'm Busch versteckt;
Dort steht er bloß und unbedeckt,
Und alles, was ihn hier erschreckt,
Ist mit ihm hingezogen. —
Wie hat er sich betrogen!"

Die Schlußfrage, ob Claudius ein ächter lyrischer Volksdichter gewesen, nöthigt uns zu einer kurzen Rückschau.

*) Werke VIII, 31.

Worin besteht überhaupt seine Eigenheit als Liederdichter?

Wir müssen uns vieler Eindrücke unserer Zeit entwöhnen, wollen wir dieser Frage gerecht werden. Die moderne Lyrik hat sich im Ganzen weit, himmelweit von der damaligen Liederdichtung, der fröhlichen Verkünderin des anbrechenden Tages, entfernt. Und, so sehr auch die Grundzüge und Grundgesetze aller Lyrik zuletzt dieselben sein müssen, es bildet sich aus der geschichtlichen Erscheinung doch eine Sitte, aus dieser Gesetze und Regeln, so daß die dichterische Praxis sogar bis zum Begriff und der Theorie ihren Einfluß ausdehnt.

Die lyrische Form ist seitdem durch eine lange künstlerische Entwicklung hindurch gegangen, und der immer bunter und reicher sich gestaltende Bildungsinhalt der Zeit hat sich in dem Spiegel auch dieser Form abgebildet. Die Anschauungen, Bilder, Wendungen, Maße der Literaturen aller Zeiten und Völker haben auf sie eingewirkt, mancher sprachbildende Genius hat ihr das Gepräge seines Geistes als ein unvertilgbares Vermächtniß aufgedrückt. Wir haben auf diesem Wege eine Lyrik der verfeinerten Bildungswelt voll Vielseitigkeit und Beweglichkeit, von vergeistigter Form und eleganter Gesetzmäßigkeit erhalten; der Volkston ist höchstens ein Ton noch neben andern in der vielstimmigen Tonleiter. Sind aber mit dem Zeitgeist selbst die poetischen Mittel überreich geworden, so kann dieser zerstreuenden Vielheit gegenüber eine gesunde

Ursprünglichkeit sich nur schwer behaupten; ehe sie sich noch in ihrer Eigenheit fühlt und geltend macht, ist sie von Formen und Mustern schon überwältigt und fährt unter fremder oder neutraler Flagge, auch wo sie ganz wohl als selbstständige Macht auftreten könnte. Die Ohnmacht hat es dagegen leicht, sich in das Trugbild der Macht zu verkleiden. Wie dieses Übergewicht der formalen Beweglichkeit, so zerknickte noch leichter der Inhalt der Zeitbildung die frische Ursprünglichkeit. Wie viele Dichter — und wir haben noch heute hochbegabte Lyriker — haben sich in den letzten Jahrzehnten ganz frei erhalten von dem fein zugespitzten, berechneten, witzigen, der Rhetorik zugeneigten, in alle Toilettenkünste des Effekts eingeweihten Ton und Geist? Es ist ein neuer konventioneller Druck, der sich vorbereitet und dem einen Zuschauer das Auge so leicht trübt für die Ruhe und Einfalt, die kindliche Unschuld und Morgenfrische, ja für die sancta simplicitas der Lieder, von denen wir reden; — bei dem andern gerade eine Sehnsucht weckt nach dem Kindheitstraum unserer dichterischen Neuzeit.

Halten wir diese Verschiedenheit des heutigen und des damaligen Zeitgeistes fest, so wird es eher möglich, die Eigenart des Liederdichters und Volksdichters Claudius mit rechtem Maß zu messen. Aber sofort sehen wir uns hierbei auf seine Persönlichkeit zurückgewiesen, die bei ihm in besondrem Grade aller Dichtungen Schlüssel und Mittelpunkt ist. An sich sind

dieselben kleine vereinzelte Anlaute, aber beleuchtet von jenem Zusammenhang mit dem Wesen und Streben des Autors gewinnen sie an Leben und Bedeutung.

Wie aber in Claudius' innerem Leben überhaupt die Macht der Phantasie gegen andre Seiten des Geistes zurücktrat, so war sie auch in seinem Dichten weder allein wirksam, noch auch nur überwiegend. Den königlichen Flug einer schöpferischen und selbstherrlichen Einbildungskraft, die als das geistige Gegenbild des sinnlichen Wahrnehmens von den Bedingungen der Zeit und des Raumes den Geist befreit und ihr eignes Reich erbaut, hat Claudius nicht gekannt; bei seinem Dichten war der wesentlich mitwirkende Faktor die Stärke und Tiefe seiner Gesinnung. Ich verstehe hierunter einmal die Lebenswärme und Lebenswahrheit, mit der er sich dichtend dem Gegenstand seines Liedes hingiebt, dieses Mitleben des vollen Gemüths; zugleich aber die sittliche Bestimmtheit, die bei der Auswahl und Behandlung des Gegenstandes keinen Unterschied gelten läßt zwischen Leben und Dichten. Sein Gesang sollte den höchsten Lebensgütern, dem Wahren und Guten dienen, und sollte sein Licht, seine Schöne von dem Grade der Treue und Innigkeit empfangen, mit welchem er diesen Dienst versah. Niemals hat sich Claudius daher von der Vorstellung losmachen wollen, daß alles poetische Schaffen auf das innigste mit sittlicher Reinheit und Schönheit im Bunde sein müsse. Eine emancipirte Ästhetik hat er

nie für berechtigt gehalten, es war nie seine Meinung, das Leben in Poesie aufzulösen. „Leichtfertige Schriften, läßt er einmal seinen Vetter an sich schreiben,*) die 'n Verderb der Welt sind, gerathen gewöhnlich am besten, weil ihre Verfasser diese Empfindungen haben, und mit sogenannter Begeistrung schreiben. Wenn sie aber Empfindungen anderer Art schreiben wollen, so will's nicht fort, und sie müssen sich hineinsetzen, wie das genannt wird. Verdirb Du Dir die Zeit nicht mit dem Hineinsetzen. Wenn ein großer, edler Charakter was Liebenswürdiges und Schönes ist; so laß Dir's sauer um ihn werden. Es ist 'n ander Ding: einen haben, als: einen auf's Papier und auf den Theater hinzuklecksen, und wenn Du noch so gut und con amore klecksen kannst."

Wie also seine Muse die Magd der Wahrheit und sittlichen Schönheit sein sollte, so durfte sie auch über ihn, seine Zeit und Kraft, nicht herrschen; dichten galt ihm immer als Feierabendsgenuß, als Sonntagserholung. Dichter von Fach, (wenn wir den Ausdruck betonen wollen), der hierin seinen Hauptberuf erkennt, und deshalb auch fortarbeitet an größeren Schöpfungen, war er eben darum nicht, wol aber wird ein Kreis seiner Lieder, in denen dem lebendigen Gedanken in rechter Stunde zur Geburt verholfen wurde, stets lebensfähig bleiben, ja immerdar zu dem besten unsrer Liederpoesie zählen. Ebensowenig aber, wie ich

*) Werke II, IV, 70. Aus dem sechsten Exempel von „Ernst und Kurzweil", das ganz hierher gehört.

Claudius zu den Fachdichtern im bestimmtesten Wortsinn stelle, darf er zu den blos gelegentlichen Lyrikern, den lyrischen Dilettanten gerechnet werden, bei denen alles poetische Zeugen nur ein Zufall, nur der Stimmung des Moments entsprungen ist. Schon der Werth seiner schönsten Lieder hebt ihn über diese Stufe, mehr noch, daß sie doch ein Ganzes bilden und nach Inhalt und Form von der Idee eines Berufs durchzogen sind; daß sie also nicht blos subjektive Gefühle aussprechen, sondern zugleich eine objektive Seite haben. Die Seite ihrer Volksthümlichkeit meine ich. Sie haben ohne Frage den Willen, Volkslieder zu sein. Sie wollen es sein nach Inhalt und Form; — dem Inhalt nach, indem sie denselben dem Ideengebiet und den realen Zuständen entnehmen, welche der ganzen Volksgemeinde eigen sind; in der Form, da sie sich in Sprache, Versmaß und im Anschluß an dichterische Vorbilder nach dem Volksbrauch zu richten suchen. Wir sahen ferner, daß es bei Claudius nicht das Spiel einer Rolle war, wenn er Volkslieder sang. Fast so sicher wie des eignen Gefühls war er der Empfindungen seiner Bauern; er war fast so heimisch unter ihnen wie im eignen Hause und Herzen.

Daß sich dies Gefühl des Berufs mit einer gewissen Absichtlichkeit mitunter störend vordrängt, ist nicht in Abrede zu stellen, aber das konnte in jener Zeit kaum anders sein. Spricht aber auch aus seinen Liedern nicht immer die ungebrochene unbeirrte Stimme

eines in sich einigen Volks, dessen Organ nur der Sänger ist: klingt auch in Inhalt und Form nicht selten disharmonisch das lehrende, kämpfende, bewußte Subjekt des Dichters hindurch, doch ist es wunderbar, wie nahe die besten Lieder des Boten dem kommen, was dem Volkslied noth thut.

Und heutzutage vollends — es stehe der Dichter auf, der ächter und treuer dem Volke (soweit es überhaupt noch ein Bewußtsein von Volksgemeinschaft gibt) aus dem Herzen und zu Herzen sänge! Solche Einfalt ist auch eine Gabe, eine Gnade, nicht Ergebniß der Wahl und des Wollens. Sie liefert „freilich kein Ambrosia, aber auch keine raffinirte blähige Conditor-Waare, sondern ehrlich Hausbacken Brot mit etwas Coriander, das dem armen Tagelöhner besser gedeiht und besser gegen Wind und Wetter vorhält.“ *) Und dies Brot wird in seiner Nahrhaftigkeit und Hausbackenheit noch lange vorhalten und neben der Kunstpoesie, deren wir uns mit Recht rühmen, noch immer seinen bescheidenen Raum finden.

*) Aus der Subscriptionsanzeige zum vierten Theil der Werke.

Digitized by Google

Zweites Buch. 1777—1790.

Digitized by Google

I.

Wandsbeck; Haus und Amt.

Die Lehrjahre wie die Wanderjahre lagen hinter Claudius; mit der leiblichen Heimath, die er wiedergefunden, wurde ihm auch die geistige und ewige gewisser. In seinem äußern Leben tritt daher die Bewegung zurück, wenn sie auch nicht aufhört. Und Mangel und Beschränkung, Geburt und Sterben, Kinderernährung und Erziehung und Sorgen solcher Art, über welche doch auch bei ihm nicht immer oder nicht sogleich das „Befiehl du deine Wege“ triumphirt, haben gerade das eigne, daß sie innere Seelenbewegungen so unmittelbar hervorrufen. Aber immerhin sind das Wechselfälle und Bewegungen, wie sie unter keinem Dach fehlen, wenn auch das Außenleben tiefer und zarter wiederklingt in einem so geweckten inneren Leben, wie es Claudius und die Seinen führten.

Im Ganzen verläuft in dem Zeitraum, von dem dieses Buch spricht, das Leben des Wandsbecker Boten

still und stetig, ja einförmig. Die seltenen Ausnahmen und Unterbrechungen des Stilllebens haben wir zu berichten. Gewiß wirkte diese Ruhe, dieser zunehmend sichere Frieden der Häuslichkeit und der altgewohnten Umgebung auf Claudius' Inneres heilsam zurück, zumal es keine Stagnation und kein satter Genußzustand war, der keinen Wünschen, keinen Kämpfen und keinen Bitten mehr Raum ließ. Um so inniger und ungetheilter zog er sich in die Werkstatt seines Inneren zurück. Da entstand, auch nachdem er den Schlüssel des Lebens gefunden hatte, ein Leben und Regen, von dem uns die Schriften nur ein schwaches Bild abspiegeln können, — der Kampf der Heiligung aus dem gewonnenen und täglich erstarkenden Glauben.

Zunächst aber ein Blick in seine äußere Lage! —

Er bezog also wieder sein altes enges und fast baufälliges Miethhaus mit dem Garten, in dem er ein bretternes Gerüst, „sein Lusthaus“, hatte aufrichten lassen, um es als luftige Sommerlaube zu benutzen. In der ersten Zeit und noch ungefähr ein Jahr lang lebte die kleine Familie, in ähnlicher Weise wie früher, mit Voß und seiner jungen trefflichen Frau zusammen. Das neuvermählte Paar traf nicht lange nach Claudius' Rückkehr in Wandsbeck ein; der Bote zündete ihm aus seiner Handlaterne das erste Licht im jungen Haushalt an und hielt dabei eine feierliche Stand- und Weiherede. Ernestine Voß hat kleine Züge aus ihrem Zusammenleben, das Voß

selbst das „seligste“ nennt*), niedergeschrieben. „Sehr häufig“, erzählt sie u. a.**), „besuchten wir Claudius' Schwiegermutter, die eine Wirthschaft für honnete Bürgerfamilien hatte, und mit ihren zwei unverheiratheten Töchtern die Gäste gemüthlich zu unterhalten verstand. In ihrem großen Garten waren zwei Kegelbahnen, von denen wir eine in Besitz nahmen. Claudius war Präsident dieser Gesellschaft, und ohne seine Erlaubniß wurde keiner zugelassen. Außer dem Wandsbecker Zirkel nahm man auch Hamburger auf, wenn's einzelne Herren waren. Die Wandsbecker Frauen hatten freien Zutritt, und beim Spiele ward ihnen eine Zahl Kegel vorausbezahlt. Jeder Luxus war hier strenges Verbot, nicht einmal Kaffee oder Thee ward eingeräumt, bloß Kaltenhöfer***) Bier, für Claudius ein Ideal, und reines Brunnenwasser; dazu Butterbrot mit Käse und kaltem Braten. Manchmal kegelten wir bis zehn Uhr, bei Licht und im Mondschein. Auch gesungen durfte werden, außer wenn Pastor Milow****) da war, der mit kegelte, ohne dadurch bei seiner Gemeine Anstoß zu erregen.“ — „Abends waren wir häufig mit Claudius zusammen, und in dem Hause, wo nach vorhergegangener

*) J. H. Voß Abriß meines Lebens. S. 9.

**) Briefe von J. H. Voß II, 20 folg. u. dann S. 31.

***) Kaltenhof eine Fürstlich Lübsche Domäne bei Schwartau unweit Lübeck. —

****) S. über die gleichzeitigen Wandsbecker Geistlichen die Beilagen.

Untersuchung das meiste Essenswürdige sich fand, ward die Tafel gedeckt. Eine bedeutende Rolle spielte ein Stück kaltes Pökelfleisch, oder ein Karpfen, den man vom Fischer im Schloßgarten selbst aus dem Teiche heben sah, und ins Schnupftuch gebunden nach Hause trug. Aber auch bei Reisbrei und abgesottenen Kartoffeln konnten wir sehr lustig sein. Wenn Claudius bei uns war, so hatte er immer seine älteste Tochter mit einem Kreuzgürtel auf den Rücken gebunden; die ward dann in unser Bett gelegt, bis sie wieder heimgingen.“ Nur bei feierlichen Gelegenheiten wie bei Vossens erster Kindtaufe erscheint der Bote im seidenen Staatskleide des weiland Oberlandcommissarius, den Degen an der Seite. Er vertrat auf dieser Taufe den abwesenden Pathen des Kindes, Friedrich Leopold Stolberg, und berichtet über den jungen Dichtersohn an Katharina Stolberg: der Kleine „grunzt immer so im Schlaf, und das halte ich für poetische Gabe, die noch unentwickelt und ihm von Vater und Gevatter angethan ist.“ — So schmückten sie ihre Armuth durch Genügsamkeit und kleine Festlichkeiten aus; man sieht daran die wiederkehrende Heiterkeit bei Claudius. Daß die Frauen der beiden Dichter so gut und schwesterlich harmonirten, trug viel zur fortdauernden Eintracht der Männer bei. Sagt doch Ernestine Voß*) am Abend ihres Lebens von der Rebekka: „„Mir ist im langen Leben keine vorgekommen, bei der der erste Eindruck so ungetrübt geblieben;

*) Briefe II, 18.

dabei die angenehmste äußere Gestalt, die man sich denken kann.“ —

Wovon lebte aber Claudius?

Es ist das dieselbe schwere Frage, die uns bereits im ersten Buch Herder aus dem Mund nimmt, und Claudius so zuversichtlich beantwortet. Er wurde wieder wie früher „homme de lettres“ und seine Feder wieder die Wünschelruthe, womit er das wenige edle Metall, dessen er zu des Leibes Nahrung bedurfte, herbeizauberte. „Die ökonomische Verfassung anlangend“, schreibt er unterm 19. April 1780 an Herder*), „ist zu merken, daß es bis daher so passabel gut gehe und stehe: wir nagen am Büchel und Übersetzungsgebühr.“ Zugleich war es ihm eine wesentliche Beihülfe, daß er länger als zwei Jahre (von Ostern 1778 bis zum Sommer 1780) die beiden ältesten Söhne von Friedrich Heinrich Jacobi, der als Churpfälzischer Geheimerath**) in Düsseldorf lebte, zur Erziehung in's Haus nahm. Jacobi wollte seine Knaben — den dreizehnjährigen Johann Friedrich und den zehnjährigen Georg Arnold — zuerst in das weitberühmte Basedow'sche Philanthropin nach Dessau schicken, gab aber abmahnenden Rathschlägen seiner Freunde Gehör und ergriff dankbar Claudius' Anerbieten, sie zu sich zu nehmen. Wir sahen oben, auf wie eigenthümliche Weise die erste Berührung

*) Aus Herder's Nachlaß I, 423.

**) D. h. mit diesem Titel erst seit 1779; vorher war er Hofkammerrath.

der beiden Männer entstanden war. Sie war ganz dazu angethan, ein persönliches Vertrauen rasch zu gründen, auch ohne Bekanntschaft von Angesicht zu Angesicht. So verbrachte Claudius zwei volle Jahre in voller Lehrthätigkeit. Er gab fast allen Unterricht selbst; von besonders eindringlicher Kraft war seine Religionslehre, die von dem ganzen Hausleben unterstützt wurde; aber auch der Unterricht im Lateinischen, worin, seltsam genug, nur Dichter gelesen wurden, im Griechischen und den neueren Sprachen trug seine guten Früchte, die Anweisung in Mathematik und Geschichte wollten seine Schüler weniger rühmen. Besonders auch das Englische scheinen sie bei Claudius getrieben zu haben; wenigstens schreibt Gleim Anfangs 1781 an Herder: „Lessing und Fritz Jacobi, dieser mit zwei Söhnen, von welchen der jüngste Shakesspeare nicht werden wird, weil er ihn auswendig weiß (beide sind bei Claudius in der Lehre gewesen) und seiner Schwester, waren bei mir“ (d. h. im Sommer 1780). Die Zucht war streng und den an ein freieres Leben gewöhnten Knaben unbequem; erst später wurde ihnen der volle Werth ihres Lehrers lebendig und sein Andenken unvergeßlich. Claudius kam natürlich als Erzieher der Kinder mit dem Vater Jacobi in einen lebhaften Briefverkehr. Schon früher, so scheint es, war er mit Jacobi's älterem Bruder, dem bekannten Liederdichter und damaligen Canonicus zu Halberstadt Johann Georg, wol durch Freund Gleims Vermittlung und des Dichters Beiträge

zum Wandsbecker Boten, bekannt geworden. Zwei Lieder Jacobi's, an Claudius gerichtet, geben von seiner herzlichen Zuneigung Kunde. Das eine ist überschrieben: „Im Bilkerbusche bei Düsseldorf, den 13. Julius 1778“ und entwirft zuerst ein lockendes Bild von der rings blühenden und sommerlich belebten Umgebung des Dichters, und fährt dann fort:

„Hier wünsch' ich traut und herzlich,
Von andern Wünschen leer,
Die besten Menschen her;
Gedenke mir vor allen
Du guter Asmus dich“—

dem er sodann weiter unten zuruft!

»Ich lernte neben dir
Auf meinem Rasen hier:
Wie der sich im Gewinde
Von Weisheit nicht verirrt,
Der sonder Arg zum Kinde
Voll Lieb' und Glaubens wird;
Der seinen Vater oben
Im hohen Himmelszelt,
Auf frisch besätem Feld
Zu bitten und zu loben,
Für eitel Segen hält;
Im Glückesschimmer biegsam,
Und, reich und arm, genügsam,
Kein Gutes sich vergällt;
Der ohne Stolz ein Weiser,
In Japan vor dem Kaiser
Mit treuer Wahrheit steht;
Dem Kaiserthum zu frommen
Des Marschalls Ohr erfleht,
Und leicht, wie er gekommen,
Zurück nach Wandsbeck geht.
O könntest du mich's lehren!
Ich baut' in Herzensruh
Ein Gärtchen so wie du;
Nähm' auch in allen Ehren
Ein Weibchen mir dazu,
Das mir zur Seite ging
Mit zärtlichem Vertrauen
Wenn's über dunkeln Auen
Voll tausend Lichter hing.
Da sollten so gering
Im Paradies auf Erden
Uns Arbeit und Beschwerden,
Da sollten uns so rein
Die trübsten Tage werden;
Und lächelte Freund Hain,
Auch er willkommen sein!«

Die Gesinnung der Jacobi'schen Familie spricht derselbe Dichter einige Jahre später als Geburtstagswunsch aus:

„Ihm, der an seinem Botenstab
So friedlich geht, so still vorüber
Vor Nachtigallenhain und Grab;
Dem seiner Kinder Freude *) lieber
Den Himmel und die Erde macht;
Der jeden Weg, bei Tag und Nacht,
So rauh er ist, zu Ende singt,
Und Deutsch und wahr in That und Worten
Den guten Seelen aller Orten
So manche gute Zeitung bringt:
Ihm wollen wir zu Lieb und Ehren
Der Freud' und Freundschaft Becher leeren."

Wahrscheinlich hat der reiche F. H. Jacobi, dessen damals große Mittel überhaupt unter den Dichtern und Schöngeistern eine Rolle spielten, auch Claudius mehrfach in edler und zarter Weise unterstützt oder wenigstens die Überwachung seiner Söhne durch den Boten zu einer nachhaltigen Unterstützung für ihn gemacht. Claudius Freunden, namentlich dem Gevatter Hamann, fällt es nicht wenig auf, daß er von seiner Armuth noch Geschenke mit Erzeugnissen hamburgischer Gastronomie machen kann.

Von den Übersetzungsarbeiten des Boten reden wir unten; das „Büchel" ist eben der dritte Theil seiner Schriften, von dessen Inhalt auch alsbald die

*) Eine handschriftliche Variante lautet: »seine Kinder-Freude.«

Rede sein wird. Wenige Wochen schon nach seiner Rückkehr aus dem Süden erläßt er die Subscriptions-Anzeige, die da anhebt: „Habe bei dieser Gelegenheit freundlich vermelden wollen, daß ich hier mit Weib und Kind glücklich wieder angekommen bin; waren am Rhein gewesen." Daß es ihm um ein eiliges Beitreiben des Geldes gar sehr zu thun war, zeigen Briefstellen namentlich an Merck in Darmstadt.

Nach Voßens Abzug von Wandsbeck ist er noch mehr auf sein Haus und die Seinen angewiesen. Seine Wohn- und Kinderstube ist sein Element. Der Leser erinnert sich des Bildes von Chodowiecki im dritten Theil, wo der Bote im Schlafrock und Pantoffeln, die Nachtmütze auf dem Kopf, über den Knaben, den er freilich damals noch nicht hatte, den „Ehrensprung" thut, während Rebekka mit dem Kleinsten auf dem Arm ganz verwundert dabeisteht und sich über den fröhlichen Eheherrn freut. Das Häuflein der Kinder wuchs. Aber lange blieb der Lieblingswunsch des Vaters, einen Knaben zu besitzen, unerfüllt. Das erste Kind war ein Knabe, starb aber alsbald nach der Geburt.*) Das bekannte kleine Gedicht „Anselmuccio**) gibt von seinen Wünschen auch poetische Kunde:

*) Am 30. Sept. 1772; vgl. a. Herder's Nachlaß I, 372 u. 385. Die Familienbibel sagt: »er lebte nur einige Stunden, und ging, nachdem er sich hier satt geweint hatte, wieder heim. Gott gebe ihm Freude in der andern Welt.«

**) Werke III, 15.

„Ist gar ein holder Knabe er!
Als ob er's Bild der Liebe wär.
Sieht freundlich aus, und weiß und roth,
Hat große Lust an Butterbrot,
Hat blaue Augen, gelbes Haar,
Und Schelm im Nacken immerdar.
Hat Arm' und Beine, rund und voll!
Und alles, wie man's haben soll,
Nur eines fehlt dir, lieber Knabe!
Eins nur; daß ich Dich noch nicht habe."

Fünf Mädchen folgten auf einander, Karoline (geb. am 7. Febr. 1774), Christiane (geb. am 13. Nov. 1775), Anna (geb. am 4. Juni 1777), Auguste (geb. am 2. Sept. 1779), Trinette (geb. am 16. Mai 1781). Der letztgenannten, noch lebenden Tochter Pathin war die der Claudius'schen Familie so ergebene Gräfin Katharina Stolberg. Claudius schreibt an sie vom 7. Dec. 1781: „Ihre kleine Katharina (nicht ihr Taufname), die, Gott sei gedankt! gut Gedeihen hat, feierte Ihren Geburtstag mit dem ersten Zahn oder vielmehr dem Durchbruch ihres ersten Zahns; sie hat ihrer Mutter und uns allen gar viel vorgeschrieen, aber dafür hat sie auch ein gewisses air de grandeur, gleich als werde sie in künftigen Zeiten eine Selbstherrscherin werden. Gott regiere sie, daß sie es im besten Verstande des Worts werden möge; dann wird sie auch nichts zu befahren haben vom Fegefeuer, dafür Ihnen, wie Sie sagen,

graut. Das Fegefeuer holt nur nach, liebe Gräfin, was wir versäumt haben, und also ist es insoweit, nächst Gott, ganz in unsrer Gewalt und keinem Zufall unterworfen". Den fünf Mädchen folgte der ersehnte „Dauphin", wie ihn Claudius brieflich an Herder nennt, darum auch mit dem heiligen Namen Johannes (geb. am 8. Mai 1783) getauft, den indeß der Alltagsbrauch in Hans umtaufte. Ihm folgte in der Zeit, von der wir reden, noch eine Tochter, Rebekka (geb. 15. December 1784,) ein Sohn Matthias (geb. am 6. Dec. 1786), der aber schon nach anderthalb Jahren (am 4. Juli 1788) starb, und abermals ein Sohn, Fritz (geb. am 17. Mai 1789). Zwei Söhne folgen noch in der nächsten Lebensperiode. Auch die Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen mehrten und erweiterten, einige der frühern befestigten und erneuerten sich. Vor allen fällt die lang ersehnte persönliche Bekanntschaft mit Fr. H. Jacobi, der im Sommer 1780 seine Söhne in Wandsbeck abholte, in diese Zeit. Durch einen verlängerten Aufenthalt bei Lessing in Wolfenbüttel hatte er die Harrenden ungeduldig gemacht; am 13. Julius Morgens hielt sein Wagen vor Claudius' Thüre. Er blieb ein paar Wochen im lebhaften Verkehr mit diesem, mit Klopstock, Reimarus, dem uns bekannten Hamburger Freundeskreis und durchzog dann in der beiden erstgenannten Gesellschaft das schöne Holsteiner Land. Es ging nach dem Ranzau'schen Gut Ascheberg am waldesgrünen Plöner See,

der, selbst grün und klar, wie der Genfer in die schönsten Gegenden gesenkt liegt. Dort war ein Bruder des Boten Verwalter, ein derber geistvoller Mann; ein andrer Bruder, Arzt in dem nahen Lütjenburg gesellte sich dazu. Über Lübeck, wo Gerstenberg, damals dänischer Consul, begrüßt ward, ging die Fahrt zur Elbe zurück. In Harburg nahmen drei Tage später Claudius und Rebekka von dem fürs Leben gewonnenen Freunde tief bewegt Abschied. Bei dem Pempelforter Philosophen setzte sich seit dieser Reise die Vorliebe fest für jene nordalbingschen Lande, die ihm später eine zweite Heimath wurden. Den Boten lernte er in seiner doppelten und doch einigen Gestalt, in der Fülle seiner muntern Laune, (seiner „sinnvollen Albernheiten," wie Jacobi selbst sagt) und in der Verborgenheit seines heiligen Ernstes kennen. Er schreibt darüber an den in Italien weilenden Dichter W. Heinse, der in Düsseldorf sein Hausfreund gewesen war, und an demselben Tage, an welchem Jacobi nordwärts abgereist war, seine Fahrt nach dem Süden angetreten hatte:*) „Der Wandsbecker Bote hat in jeder Rücksicht meine Erwartung übertroffen. Er ist ein wahrer Bote Gottes; sein Christenthum so alt als die Welt. Ihm selbst aber ist sein Glaube nicht blos höchste und tiefste Philosophie, sondern etwas darüber noch hinaus, wie ich mir es auch wol wünschen könnte, aber nicht zu verschaffen weiß. Übrigens erscheint er im Leben ganz so wie in seinen Schriften; erhaben nur insgeheim, voll Scherz und

*) F. H. Jacobi's Werke I, 338 folg.

Schalkheit im öffentlichen Umgange. Doch unterläßt er nicht, auch ernste Worte fallen zu lassen, treffende, tiefergreifende, wenn Geist und Herz ihm sagen, es sei die Zeit und der Ort". Hören wir das Gegenbild d. h. das in einige Schalkheit getauchte Urtheil des Boten über seinen Gast. Es ist an die Gräfin Katharina Stolberg gerichtet (d. d. 29. Aug. 1780): „Jacobi ist drei Wochen hier gewesen und ich kann das Gute, das Ihr Herr Bruder Ihnen von ihm geschrieben, mit gutem Gewissen bestätigen. Ich muß Ihrem Verlangen ein Genüge thun und noch etwas von ihm singen und sagen, sonst wäre es besser, daß Sie ihn selbst gesehen hätten. Er ist lebhaft und klug, kann zwar gute Einfälle haben, ist dagegen aber in Handel und Wandel und Geldangelegenheiten ein gar ungeschickter Mensch, daher denn auch seine Schwester, die überhaupt sehr liebenswürdig, doch nur nicht schön ist, seiner Ignoranz und Tölpelei zu Hülfe kommt und in diesem Fach das Commando führt. Einige Leser haben gemeint, er sei kalt; er ist aber nicht kalt, sondern er treibt, was ihm behagt, mit aller Gewalt und bekümmert sich dann um alles übrige ganz und gar nicht. Das sieht dann so aus, als wäre er nicht zu Hause, und er ist dann auch wirklich für das andre nicht zu Hause und kann u. a. gar gröblich gegen die Etiquette und den Wohlstand unter Menschen verstoßen, doch macht ers auch gern wieder gut, wenn man's ihm vernünftig vorstellt. Bei dem allen ist er sehr lang und das Hamburger Frauenzimmer hält ihn für einen der schönsten Manns-

personen". Die geistige Wechselwirkung der beiden Männer entfaltet sich bestimmter in späterer Zeit.

Auch mit J. H. Campe, dem allbekannten Pädagogen und Erneurer des Robinson, der nach seinem Ausscheiden aus dem Dessauer Philanthropin von 1778—83 in der Nähe von Hamburg eine Erziehungsanstalt gegründet hatte, pflegte Claudius vielfachen Verkehr; ihre religiöse Richtung war indeß eine grundverschiedene, da Campe zu den Vorfechtern der modernen Vernunftreligion zählte. Auch Lessing, Sophie la Roche und Schönborn, den man endlich aus seiner Afrikanischen Verlassenheit erlöst und als Legationssekretair für London bestimmt hatte, begrüßten im J. 1778 den alten Freund in Wandsbeck.

Seinem Verhältniß zu Lavater, Hamann und Haugwitz dankte Claudius, wie schon oben*) erwähnt, die Bekanntschaft mit jenem merkwürdigen jungen Schweizer Christoph Kaufmann (geb. zu Winterthur am 14. Aug. 1753), dessen Persönlichkeit und Auftreten in Deutschland damals eine kurze, aber große Aufmerksamkeit erregte und noch immer nicht von allen Räthseln befreit ist. Die höchste Bewundrung und die strengste Verdammung zugleich erfuhr er; wie ein leuchtendes Meteor verflog sein Name mit seiner persönlichen Erscheinung. Durch Lavater's Physiognomik als eine wunderbar begabte Natur verkündet, heftete sich dieser Ruf bei seiner Rundreise durch Deutschland und die Russischen Ostseeprovinzen an seine Fersen; ein ungewöhnlich schöner und kräfti-

*) S. 151.

ger Mann, der alles, was er redete, in dunkle, oft derbe Worte hüllte, wußte er jedermann einzunehmen, verrichtete Wunderkuren und ließ absichtlich einen geheimnißvollen Schleier auf sein Lebensalter und seinen Lebensgang fallen. In die Maurerischen Mysterien tief eingeweiht und der geistigen Richtung seiner Freunde Lavater und Hamann zugethan gehört er zu den seltsamen Mischnaturen jener Zeit, in welchen sich Wahrheit und Wahn schwer scheiden lassen. „Einen der edelsten Menschen, einen Märtyrer für die Wahrheit und das Beste der Menschen“ glaubte Herder's Gattin in ihm zu erkennen; seine Gegner nannten ihn spottend einen Kraftapostel oder Gottesspürhund. Briefe von ihm an Hamann, die mir vorliegen, zeigen ihn von einer ungleich einfacheren und menschlicheren Seite, voll hingebender Verehrung für den nordischen Magus und von schmuckloser Herzlichkeit. Claudius, der bereits in Darmstadt zweimal, im Sommer 1776 und im Anfang 1777 mit ihm zusammengetroffen war, sah ihn dann im August 1777 bei sich in Wandsbeck, sie luden, aber vergebens, auch den fernen Hamann dorthin ein. Die bald darauf folgende Verheirathung Kaufmann's feierte Claudius mit einem Gedicht*), das in den Werken steht; allmählich scheint aber er, wie auch Lavater that, sich von ihm zurückgezogen zu haben. Kaufmann trat in die Brü-

*) Werke III, 74. „Als C. (Christoph K.) mit dem L. (Liseli d. i. Elise Ziegler in Zürich) Hochzeit machte.“ Freund L. in der letzten Strophe ist Lavater.

dergemeinde ein, in deren Hauptort Herrnhut er am 12. März 1795 starb.

Wir kehren zu der Häuslichkeit des Boten zurück. Bald war für die wachsende Familie die alte Miethwohnung zu eng. Claudius entschloß sich daher im Jahr 1781 mit kühn wagendem Vertrauen, zum Schrecken anfangs seiner Rebekka zum Kauf eines Hauses. Auch brauchte er einen Weideplatz für zwei Kühe, die er für des Hauses Nothdurft anschaffen mußte; — bisher hatte er sich mit einer (unter den Freunden fast sprüchwörtlich gewordenen) Ziege beholfen. Denn schon längst war das Landleben nicht mehr blos ein poetisches Paradies für ihn, in dem er sich spazieren gehend, sternbeschauend, singend und die Nachtigallen belauschend erging, sondern auch von den prosaischen Früchten des Bauernlebens hatte er außer den Blüthen Notiz nehmen gelernt. Mit aufgenommenem Gelde kaufte er für 9000 M. B. vom Zimmermann Paul Haase ein schönes geräumiges Haus, das beinahe am Eingange des freundlichen und reinlichen Orts an der breiten lübschen Landstraße gelegen war. Es bestand aus einem zweistöckigen Mittelbau und langen einstöckigen Flügeln. Jetzt ist es, durch verschiedene Hände hindurchgegangen, bis zum Unkenntlichen verbaut, und kaum zeigt noch ein betagter Ortseinwohner die alte Stätte. Hinter dem Haus lag ein mit Linden bepflanzter Platz, in dessen Schatten der Bote oft gesessen, dann ein großer Küchen- und Obstgarten mit doppelter Baumreihe, und daran stieß eine Wiese, mit

der später die Gräfin Schimmelmann den Dichter belehnte. Gegenwärtig ist der Garten geviertheilt und die Weide durch den Ausbau der Straße dem Auge entzogen. Von dort hatte man nur wenige Schritte zu dem Waldesschatten des Wandsbecker Gehölzes zu gehen. In diesen freien und weiten ländlichen Räumen blühte nun das Hausleben des Boten recht munter auf, es ward der letzte Rahmen um sein Familienglück. In die geringen Mittel den um so reicheren Inhalt an Fröhlichkeit und Dankbarkeit zu legen; Tag und Stunde zu beseelen durch Gemüth und glückliche Zufriedenheit; den Kalender auch mit möglichst zahlreichen rothen Strichen zu zeichnen; bei allem kleinen Genuß aber die Sammlung und Stimmung für das Große und Größte nicht zu verlieren — das war sein Augenmerk im Familienleben. So fällt in diese Zeit auch die Schildrung der neu erfundenen Hausfeste*), bei denen die Natur und der Humor das Beste thaten: das Knospenfest, der Widderschein, der Maimorgen, der Grünzüngel, der Herbstling und der Eiszäpfel heißen die neuen Festtage des Hauskalenders, die nicht blos auf dem Papiere gefeiert wurden. „Du weißt, heißt es an Andres, daß in jeder gut eingerichteten Haushaltung kein Festtag ungefeiert gelassen wird, und daß ein Hausvater zulangt, wenn er auf eine gute Art und mit einigem Schein des Rechtes einen neuen an sich bringen kann.“ Vor allem hat die fünffache August-Geburtstagsfeier i. J.

*) Werke IV, 56.

1777 bei den Claudius=Lesern Berühmtheit erlangt. Nur hat man sich vergeblich den Kopf zerbrochen, um die Hieroglyphen aller fünf Namen in der Humoreske herauszubuchstabiren; es sind aber außer den Boten selbst — Hamann, Herder, der eine Mumssen („Onkel Toby") und der bei der Feier persönlich anwesende Kaufmann. Auch zu Besuchen und zur Übung einfacher Gastfreiheit war jetzt wenigstens Raum. Einem solchen Besuche am Anfang der neunziger Jahre verdanken wir ein anmuthiges Bild von dem patriarchalischen Haushalt des Boten — es sind tagebuchartige Aufzeichnungen eines jungen katholischen Theologen aus Bayern, eines Freundes von Sailer, der sich nach Vollendung seiner Studien auf einer Reise in Norddeutschland längre Zeit bei Claudius aufhielt *). Er faßte große Liebe zu dem Boten und blieb bis zu seinem frühen Tode in Korrespondenz mit ihm. Der Bericht ist durch die Farbe frischer Wahrheit und Treue, die er trägt, für uns von Werth. Wir entnehmen ihm einige Hauptstücke, deren jugendliche Auffassung und Darstellung sich eben aus dem Ursprung der Blätter erklärt.

„Wie froh und glücklich ich in Wandsbeck lebe, mögen Sie sich vorstellen; beschreiben kann ich es nicht. Claudius hatte alle Liebe gegen mich. An seiner Seite und in der Mitte seiner guten Familie bringe ich die vergnügtesten Abende zu. Was ich sehe und höre, unterrichtet mich. Sie können nicht glauben,

*) Broke III, 99 Flgg.

wie ich mich auf die Stunden freue, wo ich weiß, daß Claudius geschäftfrei ist. Von 7 bis 10 Uhr Abends verfließen die glücklichsten Augenblicke meiner Reise. Seine stets heitere Laune, worein er seine Miene, seine Worte, sich ganz zu kleiden weiß, das ihm Eigne: unter schlechten Lumpen von Worten etwas Wichtiges zu sagen, seine Anmaßungslosigkeit, seine Mäßigkeit im Urtheile, Hindringen auf die Hauptsache und sein Respekt gegen das Zufällige, wenn es ein Mittel zur Hauptsache sein kann, davon habe ich alle Tage Beispiele; der Eindruck dieser ganzen Summe von Liebenswürdigkeiten auf meine Seele ist Gott Lob nicht geringe, nicht unwirksam. — Claudius ist so unscheinend, so simpel wie sein Buch, und auch so unschuldig munter, und mir im Umgange, wie er sich dem Publikum präsentirt. Ich las noch gestern, bevor ich zu Bette ging, vieles im Asmus. Beinah bei jeder Stelle rief ich aus: „Er ist's." Ich sah seine Miene, den Ton, die Geberde, mit denen er es gesagt und geschrieben haben muß. Der Autor Asmus und der Mensch Asmus sind Eine Person; sie widersprechen sich nicht, wie es bei Schriftstellern so oft der Fall ist; sie harmonieren in ihm auf's schönste. Doch lieset es sich im letzten besser, deutlicher und rührender als im bloßen Buche, wo die gute erklärende Miene, der Ton, die ganze Stellung des Menschen fehlt."

Dann folgen uns schon bekannte Angaben über Haus und Familie. Weiter heißt es:

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIF

„Alles zeigt eine geräuschlose, im Stillen glückliche Familie, die Eines Sinnes und Herzens nicht nur zu sein scheint, sondern auch ist. — Vor oder nach dem Abendessen nimmt Claudius seinen oben gekrümmten Stecken — seine Haare hängen ihm unfrisirt und ungepudert über den Rock; er ist auch nicht bange, wenn ihm die Strümpfe in Falten über die Beine hängen — und wir durchstreifen das angrenzende angenehme Wäldchen, das er so schön und wahr besungen hat, wo das Kühle der Luft und der schön glänzende Mond, der durch getheilte Blätter scheint, öfters in unsere Gespräche einfließt und uns in höhere Regionen zu führen scheint. Oder wir stehen im Garten um das Chor gelber Nachtblumen und warten stille den Zeitpunkt ihrer Entwickelung ab. Mich freuen und belehren immer die Fragen der Kinder, die auch hier unsre Gesellschafter sind. Der Vater zeigt und erklärt ihnen das Wunderbare dieser Erscheinung und winkt immer auf den Schöpfer. Da ist's oft, als wenn wir um einen Altar ständen. Man kann es jedem im Gesichte lesen, daß er von innen opfert.

Vorgestern machten wir in ein nahe gelegenes Dorf einen Spaziergang, wir aßen in einer schönen Gartenlaube Schafmilch und Zwieback.

Ich möchte nur die Bocksprünge hermalen können, die Claudius darauf im Garten herummachte! — und die Kinder und ich mit lautem Gelächter hinter drein! Mancher würde denken, so müßte der Respekt der Kinder gegen den Vater verloren gehen. — Aber die

Thatsache widerlegt es; denn Gehorsam, Liebe, Ehrfurcht gegen den Vater zeichnet diese Kinder vor allen aus; sie freuen und ergötzen sich an der Munterkeit des Vaters und lieben ihn um so mehr. — An Sonntagen lies't er Abends eine Predigt aus Taulerus vor. So simpel die Sprache dieser Predigten ist, so voll Geistes und so rührend sind sie. Wir sind dann alle ganz stille um den Tisch herum, und Claudius zieht dann, bevor er anfängt, ganz andächtig seine Mütze herunter. Sein Ton gibt der Wahrheit noch mehr Nachdruck und die andächtige Stille und Geberde eines jeden mag auch nicht ohne gegenseitige Wirkung sein. Der Übergang zu einem schönen erbauenden Liede ist dann ganz natürlich, oder zu dem prächtigen Te Deum von Schulz, oder zu Hassen's schmelzendem Glorioso redemtor; der kleine Fritz, den auch schon die Harmonie der Musik rührt, fällt mit seiner zarten Stimme darein; er kann nicht mehr auf dem Schooße der Mutter ruhen, er ergreift den Arm des Vaters, der nur mit vieler Mühe fortspielen kann, und der gute Junge meint vielleicht durch seine Beihülfe noch reizendere Töne zu entlocken.

Das schöne Tischgebet. Nachdem sich alle in der Stille, jeder bei seinem Stuhle, gesammelt hatten, so fing Claudius allein und mit langsamer und andachtsvoller Stimme an: „Diese Speise gesegne uns“ — (hier neigten sich Alle, als wenn die Gottheit bei dem Tische stände und den Segen in die Schüssel

legte) — „unser Vater im Himmel!" Nach einer kleinen Pause setzte man sich. Als das Essen vollendet war, betete er: „Der Name des Herrn sei gelobet und gebenedeiet in Ewigkeit!" — Die Kinder und die Mutter küßten und dankten dem Vater; man sah, wie ihm das Herz auf den Lippen schwebte. —

Erziehung. Fritz spielte auf dem Schooße seines Vaters mit dem Kork der Bouteille und schlug mit der kleinen Hand auf den Kork, um ihn recht fest zu machen und dann mit stärkerem Halle herauszuziehen. „Er sah es mir ab", sagte Claudius, „wenn ich die Bouteille zuschloß. Kinder sind wahre Affen, und es ist gewiß die einzige Regel einer guten Erziehung, die gelingen soll: dem Kinde Gutes vormachen!"

Aufklärung. Sie beschäftigt sich mehr mit Wegräumen als mit Aufbauen, aber darum geschieht so leicht zu viel. Aufklären heißt auch weiterschreiten, aber die Linie ist fein, und schwer zu bestimmen, wie weit man gehen dürfe; besser diesseits geblieben als jenseits ausgeschweift. —

Er meinte, wenn einmal der Schutt, der über der Natur liegt, weggeräumt sei, so stehe diese wieder in ihrer ersten Schöne da, so wie sie aus des Schöpfers Hand gekommen. Dann möchte die Mühe des Menschen an ihr selbst zu modeln und zu meißeln, wohl umsonst sein, welches so viel heißt, als wenn der Geselle das Werk des Meisters revidiren und verbessern

wolle; — versteht sich, daß der Meister den Gesellen an Kopf, Kunst und Erfindung bei weitem übertreffe. —

Menschenliebe. Wohlthätigkeit. Der Christ muß der beste Christ sein können, wenn es auch keinen Menschen neben ihm gäbe. Selbstbesserung, Ausleerung seiner selbst, Zurückführung von Allem auf Gott, — das ist die Hauptsache, wenn er auch ganz allein wäre: Jenes, Menschenliebe, Wohlthun folgt dann von selbst, wie die Frucht dem Treiben des Baumes. Was man heutzutage so in Zeitungen lobt und womit man sich eitel groß dünkt, sind meistens ausgehangene Früchte, nicht solche, die auf eigenem Grund und Boden gewachsen sind. —

Die beste Welt. Die nichts als Geigen am Himmel hängen sehn, werden doch meistens im Alter anderer Meinung und murren über Tanzen und Singen, und taumeln, wenn sie nicht ein guter Engel führt, auf dem andern Extrem und sehen jetzt nichts als Zuchtruthen, Folterbänke und Elend. —

Kirchhöfe. Ein Freund von Claudius sagte, daß die Begräbnisse an abgesonderten Örtern sein sollten. Claudius versetzte, daß ihm die Begräbnisse um die Kirche ausnehmend gefielen. Man wird so recht zum Gebet und Worte Gottes gestimmt, wenn man über die Gräber in die Kirche geht und der Wunsch wird einem dann so natürlich, da in der Nähe zu ruhen, wo man im Leben so viel Trostreiches und Herzerhebendes gehört hat. —

Zeit und Ewigkeit. „Der Mensch kann“, sagte er, „in der Zeit sein und doch ohne Zeit leben. Wie schnell verfliegt dem, der über etwas tiefer nachdenkt, die Zeit! Sie schwindet und ist keine Zeit für ihn. Stunden und halbe Tage vergehen in der Gesellschaft guter Freunde und man vergißt Uhr und Essen und Schlafengehen. —

In dem anderen Lande gibt es keine Zeit. Wenn man in seinem Elemente und ganz ist, was man ist, dann fällt alle Zeit weg, die nur für diese Erde ist, und dies nicht für immer, denn es ist schon hienieden ein schlimmes Zeichen, wenn man viele Zeit oder wie man es heißt — Langeweile hat.“ —

Die Familie war also, Eltern und Kinder, am Ende der achtziger Jahre auf zehn Köpfe angewachsen. Des Vaters Zeit wurde sehr durch den Unterricht der größeren Kinder in Anspruch genommen, um so weniger Muße blieb für den literarischen Verdienst. Mehr noch der Vorblick in die Zukunft, was da dereinst werden solle mit den großgewordenen Kindern bei gänzlichem Mangel an Mitteln, konnte nur trübe und wenig trostreich sein. Daher faßt sich Claudius ein Herz und wendet sich in einem originellen Schreiben an den Kronprinzen Friedrich von Dänemark, der seit 1784 für seinen Vater, den geistesschwachen Christian VII. als Mitregent die Regierung übernommen hatte. Vieler Augen und Hoffnungen waren auf diesen jugendlichen Fürsten gerichtet. Auch Claudius hatte sich ihm

schon mehrere Jahre vor seinem Antritt der Regierungsgeschäfte durch die Zueignung der Übersetzung von Ramsey's Reisen des Cyrus*) (1780) genähert. Später (im Frühjahr 1785), als Mitregent, warf er dem Boten einen Jahrgehalt von 200 Thalern aus, mit dem Bemerken, es sei das eine Erkenntlichkeit für das Vergnügen, das auch ihm Asmus gewährt habe. Es unterliegt keinem Zweifel, daß noch andre Gönner und Fürsprecher bei Verleihung dieser vorläufigen und der gleich zu berichtenden größeren Wohlthat im Spiele waren. Der Haupthebel lag in seinem Verhältniß zur Schimmelmann'schen und Stolberg'schen Familie. Aus der ersteren stammte, von Vater und Bruder abgesehen, die mit dem Grafen Friedrich v. Reventlow (damals dänischen Gesandten in London) vermählte edle Gräfin Julie, Asmus treueste Freundin, von der wir noch reden werden; aus der andern die beiden Gemahlinnen des jüngeren Grafen A. P. Bernstorff, des großen Staatsmanns und damals allmächtigen Ministers in Dänemark, dem Niebuhr das auf persönlicher Hingebung und eigenster Erfahrung ruhende Ehrendenkmal setzte: „Die außerordentliche und heilbringende Größe des zweiten Grafen Bernstorff wird von einer dankbaren Nation nach allem Unglück einer schrecklichen Zeit anders als nur mit Wehmuth erinnert werden: denn einiges, was er geschaffen, bleibt unverwüstlich und als die einzige Grundlage einer

*) Werke IV, 83.

besseren Zukunft, seine ganze Verwaltung aber zu einem ewigen Vorbild". Dessen zweite Gemahlin, (seit 1783) die oben erwähnte Gräfin Auguste, Pathin von Claudius' gleichnamiger vierter Tochter, mag im Verein mit ihren Brüdern besonders kräftig mitgewirkt haben. Als der Kronprinz im Sommer 1787 Wandsbeck besuchte, war Claudius*) der poetische Dolmetscher der patriotischen Gesinnungen des Orts.

„Nicht, was der Mensch meint oder thut
  Hat Sicherheit und Lohn.
Und Gott allein macht groß und gut;
Du lieber Königs-Sohn!

Der segne Dich! Dich segne Gott!
  Der wolle mit Dir sein!
Er mache Deine Wangen roth,
  Und Deine Seele rein;" u. s. w.

Die Art, wie der Gefeierte diese treugemeinte und von aller Schmeichelei sehr entfernte Huldigung aufnahm, gab dem Dichter in demselben Jahr den Muth zu folgendem Brief:

Durchlauchtigster
Gnädiger Printz!

ich habe mich bisher mit meiner Hände Arbeit genährt, und mich nicht übel dabei befunden; aber acht Kinder,

*) Werke V, 92.

die doch halbwege erzogen und unterrichtet sein sollen, fangen an, mir meine Zeit zu nehmen, und mir meine itzige Lebensart etwas beschwerlich zu machen. Ew. Königliche Hoheit haben ungebeten mich auf eine solche Art zu bemerken geruht, daß ich, wenn ich etwas zu bitten habe, mich erst an Sie wenden würde, und wenn Sie auch nicht unser Kronprinz wären; ich wünschte irgend eine Stelle in des Königs Lande, und, wenn es sein könnte, im lieben Holstein. Gnädiger Printz, ich bitte nicht um eine sehr einträgliche Stelle; sondern nur um eine, die mich nährt, und um so eine bitte ich mit aller Unbefangenheit eines Mannes, der Willens ist, das Brod, das ihm der König gibt, zu verdienen.

Wenn es mir auch erlaubt sein würde, so wüßte ich nicht zu sagen, wozu ich eigentlich geschickt bin, und ich muß Ew. Königl. Hoheit unterthänig bitten, daß Sie gnädigst geruhen, ein Machtwort zu sprechen und zu befehlen, wozu ich geschickt sein soll.

ich ersterbe mit Gesinnungen eines getreuen Unterthan

Ew. Königl. Hoheit

Wandsbeck, d. 19. Oct.

1787. unterthäniger Matth. Claudius.

Die freimüthig-ehrlichen Worte hatten den Erfolg, daß der Briefsteller im Jahre darauf die Stelle des ersten Revisors der Schleswig-Holstein'schen Bank zu Altona mit einer Besoldung von 800 Rthlr. (= 960 Thlr. preuß.) erhielt, unter der Begünstigung, seinen

Wohnsitz in Wandsbeck beibehalten zu können. Das Amt machte ihm nicht viel Mühe; er hatte nur die Pflicht, wenige Wochen im Herbst der Revision der Bankrechnung in dem nahen Altona beizuwohnen. Hiermit waren denn seine nächsten Lebenswünsche erreicht — eine feste, wenn auch nicht glänzende Einnahme, aber auch ohne die Ausgabe aller Zeit und Kraft; eine Beziehung zum äußeren praktischen Leben und doch keine Entfremdung von der stillen Einkehr in das innere Leben, deren er bedurfte.

II.

Literarisches Schaffen und geistiges Leben.

In dem Zeitraum, von dem wir reden, gab Claudius drei Theile seiner gesammelten Schriften heraus; gleich am Anfang (1778), wie schon gesagt, den dritten, i. J. 1783 den vierten. Zwar war er damals das, was wir einen „Literaten“ nennen würden, denn er lebte eben von Bücherschreiben und Übersetzungen, und doch wie wenig hat er eigentlich Profession davon gemacht -- zwei kleine Bände sind im ganzen sein literarischer Lebensertrag! Jacobi *) konnte mit Recht sagen, nicht einmal das Nulla dies sine linea! habe er sich zum Gesetz machen wollen. Er kannte aber auch wie nicht viele die sittliche Seite seines geistigen Berufs als ein guter Haushalter — er wußte wohl, daß keine Verzerrung widerlicher und widerspruchsvoller sei als ein geistiges Schaffen um Lohn. Die äußere Noth hat ihn wohl beten, aber

*) Von den Göttl. Ding. (Ausg. v. 1811) S. 45.

nicht dichten und schreiben gelehrt, sondern nur der freie innere Trieb. Die Schreibseligkeit der Aufklärungszeit war ihm tief zuwider. Selbst bei dem Übersetzen andrer Werke, das seiner Natur nach eher die äußere Nöthigung verträgt, hat er sich nie von der Aussicht auf Gewinn, durch die Rücksicht auf Beifall und Modeneigungen des Lesepublikums leiten lassen, sondern nur von seiner Überzeugung, daß ein Buch das Bürgerrecht in unsrer Literatur verdiene, daß seinen Landsleuten eine Wohlthat damit geschehe. Ja er schwamm auch hier gegen den Strom, es waren immer dem Zeitgeist conträre Schriften, die er übersetzte. Als ihm Voß die Mitarbeit an der einträglichen und mühelosen Übertragung von „tausend und einer Nacht“ antrug, lehnte er den Antrag ab, wie Ernestine Voß*) meint, „weil ein solches Unternehmen ihm zu kleinlich schien.“ Dagegen übersetzte er in diesen Jahren aus dem Französischen die „Geschichte des Ägyptischen Königs Sethos“, vom Abt Terrasson, eine Nachahmung des Telemach, doch so, daß er in den geschichtlichen antiquarischen Theilen abkürzte; „die Reisen des Cyrus, eine moralische Geschichte, nebst einer Abhandlung über die Mythologie und alte Theologie“, vom Ritter Ramsay in Oxford**), und endlich die anonyme Schrift „des Erreurs et de la Vérité“, als deren Verfasser später L. C. de

*) Briefe III, 9.

**) Die Vorrede zur Übers. ist wieder abgedruckt in den Werken V, 82 folg.

Saint-Martin bekannt wurde. Es ist die erste Schrift dieses ungewöhnlichen Mannes und i. J. 1774 erschienen. Es folgte ihr eine lange Reihe von Schriften, die recht bezeichnend mit französischen Bearbeitungen Jakob Böhme'scher Werke schließen, denen zu Liebe der schon alternde Mann noch Deutsch erlernt hatte. Claudius' Übertragung der genannten Erstlingsschrift ist von großer Bedeutung für ihn, weil er wirklich von der Anschauungsweise St.-Martin's sich manches angeeignet hat oder, richtiger, weil er dieselbe zur Bestätigung und Steigerung seiner eignen mehr oder weniger entwickelten Denkart genutzt hat; dann aber auch, weil man in Deutschland fast allgemein über das Buch herfiel und in ihm ein Muster von Geistesverwirrung und Absurdität sah und natürlich dann diese Urtheile auf den dem Original vielfach zustimmenden Übersetzer, stillschweigend oder ausgesprochen, übertrug. So urtheilte Göthe, ja Hamann und Herder, um andre nicht zu nennen, die sogar an jesuitische Propagandaabsichten bei dem Buche glaubten. Hamann sagt von den Buche, es scheine in ihm der Schritt von den transcendentalen Ideen bis zur Dämonologie nicht weit zu sein, und mißbilligt Claudius Arbeit daran. Hat doch noch neuerdings der Historiker Schlosser in seinem angreifenden Urtheil über Claudius die Quelle zu dessen geistiger Verwandlung, die ihm fast einer Zerrüttung gleich kam, in St.-Martin's Buche sehen wollen! Ganz anders urtheilt über St.-Martin ein Mann, der gewiß nicht in dem

Verdacht steht, seine Richtung zu theilen, — Varnhagen von Ense. „Er gehört zu den auserwählten Geistern", sagt er u. a. „die von Zeit zu Zeit gleich Wesen einer höheren Ordnung unter den Menschen wandeln, damit deren ursprüngliche Würde und Schönheit in Abbildern sichtbar bleibe, u. s. w." — Claudius hat in seiner schönen und für Original wie Übersetzer interessanten Vorrede*) selbst angedeutet, worin er einstimmt mit der Grundrichtung des Buchs und was er daraus dahingestellt sein läßt. Vorher nur eine kurze Angabe von dem Hauptinhalte, auf die ich mich hier beschränken muß. Das Buch enthält gleichsam eine Physik des gesammten organischen Lebens und sucht darzuthun, daß der gebräuchliche Gang der Wissenschaften nicht zur Erkenntniß der Natur und Gesetze dieses Lebens führe, daß er die Wirksamkeit und Wahrheit der Dinge mehr verhülle als aufschließe; daß der Sinn und mit ihm die Wissenschaft der göttlichen Realität dem Menschengeiste verloren gegangen sei. Sie sei jedoch nur eben verloren gegangen, sei aber noch vorhanden und dürfe nur gesucht werden. Jeder Mensch kann die Grundzüge dazu in sich selbst finden, je mehr er sich dem Centrum der Wahrheit nähert; ist er in diesem „geboren, so ist nichts, das er nicht sehen, nichts, das er nicht umfassen möge." Einen Versuch, diesen in der „Privation und dem Elend" des Menschen abhanden gekommenen Schlüssel zur ächten Gottes- und Welter-

*) Wieder abgedruckt in den Werken IV, 45.

kenntniß herzustellen, soll die Schrift enthalten. Doch erklärt der Verfasser selbst, daß er absichtlich zurückhalte und einen Schleier ausgebreitet habe, theils, wie er sagt, aus „Verbindlichkeiten", die er nicht angibt, theils aus Rücksichten auf das Fassungsvermögen der Menschen. In dem Gegebenen aber tritt er mit dem sicheren Ton und der Zuversicht einer erhaltenen Offenbarung auf. Daß bei solchem Standpunkt sich Wahrheit und Phantasie fast verwirren müssen, und wenn die Consequenz auch die Form ergreift, eine orakelnde Dunkelheit und ein mit Zahlenmystik verwebtes Räthselspiel entstehen muß, ist nicht zu leugnen, und findet sich in manchen Theilen des merkwürdigen Buchs bestätigt. Aber damit ist über seinen Werth oder Unwerth noch nicht alles gesagt. In den Theilen, die dem Verständniß zugänglich sind, wo er nicht blos „wie ein Geist, mit verschlossenem Munde und aufgehobenem Zeigefinger, auf etwas hinweisend, da wir nicht von wissen" einhergeht, finden wir auf dem Grund tiefer und ausgebreiteter, auf das Universale und seine Einheit gerichteter Kenntnisse eine intuitive Anschauung von seltenem Vermögen. Keinesfalls verdient das Buch bei allen Mängeln, die auch zum Theil aus einer fast kleinlichen, alles unter das Licht des Prinzips ziehenden Systemsucht erwachsen, die Schmach, die man darauf gehäuft hat.

Wir kehren zu Claudius' eigenen Schriften zurück. Der dritte Theil bestand großentheils aus Stücken, die schon früher, vor und während des Darmstädter

Aufenthalts, von ihm geschrieben worden, denn wenige Monate nach der Rückkehr wird schon das Netz nach Subscribenten ausgeworfen.*) Es hat deshalb dieser Theil noch die größte Ähnlichkeit mit seinen Vorgängern; der Humor ist vorklingend; den Mittelpunkt bildet die sinnvoll-humoristische „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan" mit dem ernsten Hintergrund der mahnenden Lehre von Fürstenpflicht und Gewissen, aus der uns noch einzelne Aussprüche begegnen werden. Manche Gedanken darin mögen durch Eindrücke seines Darmstädter Aufenthaltes angeregt sein. Ebenso, vermuthe ich, dankt das köstliche „Schreiben eines parforsgejagten Hirsches an den Fürsten, der ihn parforsgejagt hatte, d. d. jenseits des Flusses" solchen Erinnerungen seinen Ursprung**): „Durchlauchtiger Fürst, gnädigster Fürst und Herr! Ich habe heute die Gnade gehabt, von Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht parforsgejagt zu werden; bitte aber unterthänigst, daß Sie gnädigst geruhen, mich künftig damit zu verschonen. Ew. Hochfürstl. Durchlaucht sollten nur einmal parforsgejagt sein, so würden Sie meine Bitte nicht unbillig finden. Ich liege hier und mag meinen Kopf nicht aufheben, und das Blut läuft mir aus Maul und Nüstern. Wie können Ihre Durchlaucht es doch über's Herz bringen, ein armes

*) Er hatte deren 1500.

**) Werke III, 82. Das Stück ist ein Theil der humoristischen Abhandlung über die Gattungen des Briefstils, die Probe des Stilus Epistolaris Extraordinarius Aesopicus Terrestris.

unschuldiges Thier, das sich von Gras und Kräutern nährt, zu Tode zu jagen? Lassen Sie mich lieber todt schießen, so bin ich kurz und gut davon. Noch einmal, es kann sein, daß Ew. Durchlaucht ein Vergnügen an der Parforsjagd haben; wenn sie aber wüßten, wie mir noch das Herz schlägt, Sie thäten's gewiß nicht wieder. Der ich die Ehre habe zu sein mit Gut und Blut bis in den Tod."

Nur gegen das Ende des Bandes macht sich eine Änderung des Tons geltend in drei vermuthlich erst in Wandsbeck geschriebenen Stücken, wo der Scherz zerrinnt vor dem heiligen Ernst, der an einzelnen Stellen einen besonders tiefen und ergreifenden Ton annimmt — ich meine den Aufsatz „über das Gebet, an meinen Freund Andres", „eine Correspondenz zwischen mir und meinem Vetter, angehend die Orthodoxie und Religionsverbesserungen" und die innig-schöne „Parentation über Anselmo", der ein, mir unbekanntes, Erlebniß zu Grunde liegen muß. Aus dem erstgenannten Stück werden einige Stellen jenen neuen Geist leicht zur Anschauung bringen. „Aber das innerliche heimliche Hinhängen, Wellenschlagen und Wünschen des Herzens, das ist nach meiner Meinung beim Gebet die Hauptsache, und darum kann ich nicht begreifen, was die Leute meinen, die nichts vom Beten wissen wollen. Ist eben so viel, als wenn sie sagten, man solle nichts wünschen, oder man solle keinen Bart und keine Ohren haben. Das müßte ja 'n hölzerner Bube sein, der seinen Vater niemals etwas zu bitten

hätte und erst 'n halben Tag deliberirte, ob er's zu der Extremität wolle kommen lassen oder nicht. Wenn der Wunsch inwendig in Dir Dich nahe angeht, Andres, und warmer Complexion ist; so wird er nicht lange anfragen, er wird Dich übermannen wie 'n starker gewappneter Mann, wird sich kurz und gut mit einigen Lumpen von Worten behängen und am Himmel anklopfen." — Und weiter unten: „Ob nun das Gebet einer bewegten Seele etwas vermag und wirken kann, oder ob der Nexus Rerum dergleichen nicht gestattet, wie einige Herren Gelehrte meinen, darüber lasse ich mich in keinen Streit ein. Ich habe allen Respect für den Nexus Rerum, kann aber doch nicht umhin, dabei an Simson zu denken, der den Nexus der Thorflügel unbeschädigt ließ und bekanntlich das ganze Thor auf den Berg trug." Das Zeichen des Kreuzes, das von nun an sein Panier und Siegeszeichen wird, schließt den Band. —

In den nun folgenden Theilen kehrt sich das Verhältniß von „Ernst und Kurzweil" gerade um; wie früher die belletristische Form und der Scherz überwog, auch das an sich Ernste, dessen Geltendmachung dem Boten feierlich am Herzen lag, leicht die bunte Verkleidung umnahm oder in eigner Gestalt nur in vereinzelten Strahlen durchschien, so wird jetzt dem Schalk und der Schellenkappe ein bescheidnerer Winkel angewiesen, und Asmus hält es an der Zeit, die Wahrheit unverkleidet und frank hervortreten und walten zu lassen.

Das Publikum und die Recensenten empfanden wol, daß ihr früherer Liebling nicht mehr ganz der alte sei. Er bot nur selten Stoff zum Lachen, meist machte er ein ernstes, mitunter ein bekümmertes Gesicht; aus dem Leben gegriffen waren seine Gegenstände noch immer, doch die Mehrzahl aus einem andern Leben als vordem; er hörte eben auf, eine blose Unterhaltungslektüre zu sein, was er freilich nie hatte sein wollen. Nur wenige von den alten Verehrern folgten ihm auf dem schmalen Wege. Einer der Wenigen war Hamann, der an Herder, auch einen Tadler jener stärkeren Ausprägung, bald nach dem Erscheinen des vierten Theils schreibt „Andern Leuten kommt es hier auch so vor, daß Claudius in seinem letzten Theil ziemlich altert. Mir eben nicht, weil mich das neueste am stärksten rührt, und die Eindrücke des Vergangenen sehr matt bei mir sind.“

So machen auch spätere Kritiker mit der Mehrheit des Publikums eine Art Einschnitt in Claudius' Schriften, indem sie seinen Ruhm und literarischen Charakter allein aus den drei ersten Theilen ableiten. Über diese wollen wir nur einzelne gleichzeitige kritische Stimmen hören. Voran schicke ich ein Wort Justus Moeser's, der in seinem bekannten Schreiben „über die deutsche Sprache und Literatur“, in welchem er auf Friedrichs des Großen Schrift „de la littérature allemande“ cet. antwortet, u. a. die Unwahrheit in der Nachahmung fremder Originale rügt, und indem er diesen Vorwurf auf die geistliche

Beredtsamkeit anwendet, fortfährt, „dieses macht viele unter ihnen ihr ganzes Leben hindurch zu unwahren Rednern, die nie dasjenige wirken, was ein Claudius, der nichts ausdrücket, als was er empfindet, und gerade in diese aufrichtige Übereinstimmung sein ganzes Verdienst setzt, unter uns wirket.“ Genauer eingehend sind die Anzeigen in Nicolai's allgemeiner deutscher Bibliothek. Die darin herrschende Richtung des „gesunden Menschenverstandes“ hat doch Poesie genug, in den ersten Theilen den „ächten Humor, starken Witz, die scharfe Satire“, auch den „drolligen und launigen“ Ausdruck, sogar die „hohen Züge des Geistes und edle Wärme des Herzens“ herauszufühlen, aber sie wittert doch schon in den beiden ersten Theilen das Fremdartige, das werdende Religiöse mit Mißfallen heraus. „Aber uns dünkt“, sagt der Recensent, „daß der Verfasser sich den Aufwallungen seiner Empfindungen oft zu sehr überläßt, sie zu sehr, auf Kosten des Verstandes, der kälteren Überlegung und der deutlichen Begriffe, erhebt. Das beweiset die Art, wie er sich über die christliche Religion, über die Vaterlandsliebe, über Mystik u. s. w. ausdrückt. Es kann auf eine Zeitlang angenehm sein, in süßer Phantasie herum zu wallen, das Herzchen wie ein krankes Kindchen zu pflegen, und ihm all seinen Willen zu gestatten, über Dinge, die wir wissen, und die wir nicht wissen können, schön zu träumen; aber am Ende erwacht man doch aus diesem elysischen Schlummer, oder man träumt sich zum Schwärmer,

oder zu noch etwas Ärgern. Denn wo ist der Mann, der sich rühmen kann, seinen Empfindungen sicher trauen zu können?" — Seltsamer Weise hebt dasselbe Blatt, — indeß durch die Hand eines andern Recensenten, — gerade im dritten Theil die Gedanken über das Vaterunser, genauer „über das Gebet" rühmend hervor, freilich mit welchem Grad von Herzensbetheiligung, das lehrt das beigefügte Lob einer „naiven empfindsamen Paraphrase." Anders wurden von den meisten und lautesten Stimmen des Publikums und seiner Leiter die folgenden Theile des Asmus empfangen; nur klein war das Häuflein der Getreuen, die bis ans Ende ausharrten, ohne irre zu werden an dem nicht neuen, sondern nur sich selbst treueren Boten, die an seiner Kraft erstarkten zu gleicher Gesinnung oder von der Sehnsucht wenigstens nach gleich tiefem Frieden getragen wurden. Die verdammenden und verketzernden Gegenstimmen, soweit sie eine geschichtliche oder persönliche Bedeutung für Claudius haben, gehören indeß mehr in die folgende Lebensepoche, in die Zeit wirklicher Kämpfe. Den Boten selbst störten sie nicht eben sehr. „Staub unterm Fuße, sagt er *), muß, dünkt mich, dem Mann, dem's warm um's Herz ist, der in Ernst nützen will und den Zeug dazu hat, 'n Bündel Kunstrichter, 'n Jahrgang Zeitungsschreiber sein, die Weisheit plappern."

*) Werke I, u. II, 83.

Unser Urtheil wird anders lauten müssen als jene Stimmen. Wir sehen in der Ändrung des Tons bei dem Schriftsteller eben nur die Abspiegelung innerer Vorgänge im Menschen. Wer will und kann aber in diesen Kern des Lebens hineinblicken? in eine Welt, die auch ihre Geschichte hat, wie alles Wirkliche, wo aber der Geschichtschreiber fehlt, der auch nur den einzelnen Vorgang, geschweige den Zusammenhang durchschaute. Wir ahnen das Licht, das eindringt und sich verbreitet, nur aus den Schatten, die es in den Worten des Schriftstellers wirft. Denn Briefe, die uns über die Genesis seines religiösen Wachwerdens Aufschluß geben, existiren nicht; Claudius' Briefe, soweit mir solche vorliegen, rühren überhaupt nur sehr selten an diese Lebensfragen, und immer nur in Folge ganz bestimmter Anlässe, entweder zur Meinungsäußerung aufgerufen oder wenn es bei schwerer Noth seiner Freunde zu trösten galt. Sonst bewegen sich die vorhandenen Briefe — denn die an seine notabelsten Freunde fehlen — fast durchweg auf dem naturalistischen Boden von Alltagsmittheilungen und Scherzreden. Die kleinen Aufsätze in den Werken enthalten zwar eine treue Abschrift seines innern Lebens, aber, für Viele geschrieben, geben sie doch nur die Früchte, weniger das Werden der Überzeugung, und es gehört schon ein Lesen zwischen den Zeilen dazu, um auch von diesem sich eine Vorstellung zu machen. Jene stellen wir unten in kurzem Überblick zusammen; für dieses wage ich nur einzelne erkennbare Vorbedingun-

gen zu nennen. Dieselben sind theils rein innerliche, die in ihrer letzten Quelle und Verborgenheit nur Gott kennt; theils von Außen, durch Anregungen und Aufnehmen, nach Innen wirkende. Was die ersteren angeht, so ist wohl und wiederholt zu betonen, daß Claudius in keiner Periode seiner Mannesjahre der Wahrheit aus Gott fremd geblieben, daß er sie unter ungünstigen Einflüssen festgehalten und bezeugt hat, aber sie erfüllte ihn nicht ganz, sie herrschte nicht in ihm, auch stellte sie sich nicht zu allen Zeiten seinem Bewußtsein in ihrer vollen Klarheit und Realität dar, sie ward in ihrer Kraft mitunter zerstreut und gebrochen durch Lebenslust und Lebenssorge und durch die starke Reizbarkeit des natürlichen Herzens. Ja ihre Einfalt und gesundmachende Wirkung ward durch eine mystisch-theosophische Neigung in Claudius gehemmt, die, ein Abweg seines anschauenden Tiefsinns und genährt durch eine sein religiöses Leben begleitende und weckende Phantasie auf neue Offenbarungen aus dem Jenseits und der Natur der Geisterwelt wartete. Gewiß dankte er dieser Neigung, die auch eine Gabe war, verborgene Schätze des inneren Lebens, aber die Gefahr des Mißbrauchs lag dicht daneben; die Gefahr, Ausgeburten der eignen Schwachheit mit Enthüllungen einer höheren Natur und mit Ausströmungen einer göttlichen Kraft zu verwechseln; zumal es in jener Zeit — wo Unglaube und Aberglaube sich in dem Besitz der Geister theilten — nicht an dem Irrlicht solcher Schwarmgeister fehlte, die von dem trüben Wahn

eines erhaltenen Prophetenberufs und eitlem Selbstbetrug sich verführen ließen und andre verführten. Auch liegt hier der Unglaube nicht fern an die Zulänglichkeit der Heilsgüter, die in der empfangenen Offenbarung beschlossen sind; ein unruhiges Heraussehnen und Wünschen des natürlichen Herzens, das da ablenkt von den vorliegenden Aufgaben der sittlichen Lebensarbeit, ja zuletzt doch Imagination und Intuition verwechselt. Übrigens ist Claudius vor dergleichen Ausartungen durch denselben gesunden geistigen Takt, wenn ich so sagen darf, bewahrt und gerettet worden, der ihn wie sein guter Genius auch vor andern Abwegen hütete. Überhaupt stellte sich in ihm, wie wir sehen, das Christenthum zuerst vornehmlich von der gefühligen Seite als eine so zu sagen lyrische Religiosität dar, und gerade um deßwillen so entschieden der blos objektiv gewordenen legalen Orthodoxie eines Goeze entgegen. Nie freilich war er von dem biblischen Grunde losgelöst, aber auch da besonders den Schriften zugethan, wo sich das innere Leben des Menschen in seiner Höhe und Tiefe vor Gott offen legt, wie in den Psalmen, und wo das persönliche Lebensbild des Heilands in all seiner Größe und Herrlichkeit zur Darstellung kommt, dem Evangelium Johannis. „In ihm ist so etwas ganz wunderbares. — Dämmerung und Nacht, und durch sie hin der schnelle zuckende Blitz! 'n sanftes Abendgewölk und hinter dem Gewölk der große volle Mond leibhaftig! so etwas schwermüthiges und hohes und ahndungsvolles, daß man's nicht satt

werden kann" *). Wer mag leugnen, daß gerade in diesem innigen Erfassen mit dem vollen und unbeirrten Gefühlsleben die Stärke und Lebenswärme des Boten liegt, die wir um alles nicht missen möchten. Aber doch bedurfte auch diese Seite, wenn sie nicht einseitig und allerlei Willkür ausgesetzt werden sollte, als ihrer Ergänzung und Erfüllung eines engeren und bindenderen Anschlusses an die Zucht der biblischen Wahrheit, damit diese mit ihrer Macht und Autorität auch ihren vollen Segen üben konnte. Und in diese Zeit des Reifens tritt Claudius nun ein. Seine Natur rang mit dem Worte der Wahrheit, weniger bei ihm das sich auflehnende natürliche Erkennen im Zweifel, als sein Gefühl und Wille in schwerem Abmühn. Es ist der Sieg im Unterliegen, den er hier erlebte.

So wurde die Sehnsucht nach der Herstellung einer ursprünglichen Natur, die er so lange auf poetischem Boden zu befriedigen gesucht, nun in der Ganzheit des inneren Menschen wahrhaftig gestillt; aber erst, nachdem das Sehnen selbst und sein Ziel zuvor gereinigt und erneut seinem Geist sich darstellte — die Natur, um die er so inbrünstig geworben, als die göttliche Ebenbildlichkeit und das verlorene Paradies, die Sehnsucht darnach als die Berührung der ewigen Liebe. Aber auch die Hemmungen auf dem Wege erfuhr er in schmerzlicher Selbsterkenntniß. So kehrte das naive Naturleben seiner Kindheit zu sich selbst zurück, nur als ein bewußtes und geweihtes, hindurchgegangen

*) Aus der „Paraphrasis Evangelii Johannis" Werke I, 8.

durch die Läuterungszeiten der Sorge, des Kampfes, der Erfahrung von Ohnmacht, Sünde, Schuld, von hinsiechender Trauer zum fröhlichen Auferstehn des Sieges. Schon früher*) ahnte er „jene merkwürdige katholische transcendentale Veränderung, wo der ganze Zirkel unwiederbringlich zerrissen wird und alle Gesetze der Psychologie eitel und leer werden, wo der Rock von Fellen ausgezogen, wenigstens umgewandt wird und es dem Menschen wie Schuppen von den Augen fällt; die so etwas ist, daß ein jeder, der sich des Odems in seiner Nase einigermaßen bewußt ist, Vater und Mutter verläßt, wenn er darüber etwas sichres hören und erfahren kann.“

Neben diesem unnahbaren inneren Werden und Bewegen stehen Anstöße von Personen und äußeren Erlebnissen. Von den Eindrücken, die jene lebensgefährliche Krankheit auf sein Inneres machte, haben wir oben gesprochen; sie waren e n t s c h e i d e n d. Oft geht ja mit einer leiblichen Krankheit, die den Geist abschließt von der Außenwelt und auf sich selbst zurückbeugt, das geistige Gesunden Hand in Hand. Früher im Äußeren und Unwesentlichen verloren, verliert er nun dieses Äußere, und während jene Bilder in ihrem schönen S c h e i n ferner treten und erblassen, erwacht das e i g n e Seelenbild, und unter Gottes Gnade das innere Urbild und das göttliche Ebenbild. Und wenn die Krankheit an den Rand des Grabes führt, wie mag es die Seele, die von der Wahrheit weiß und

*) Werke I u. II, 61.

lebendige Eindrücke von ihr empfangen hat, hindrängen, sie in ihr volles Recht einzusetzen!

Das Aufgeben eines Amtes, das ihm Auskommen und Ehre gewährt hatte, und — was schwerer wog, als dies äußere Faktum — die demüthigende Selbsterkenntniß, daß er überhaupt nicht geeignet sei, einen größeren Kreis praktischer Thätigkeit zu umspannen, hatte das Verständniß der göttlichen Absicht zur Folge, daß demnach sein eigentlicher Beruf sei, in freier Weise für die Wahrheit zu werben, die er sich zuvor fester und eigner gemacht haben müsse.

Je klarer sich ihm diese Lebensaufgabe darstellte, um so bestimmter mußten auch seine Studien auf diesen Zweck gerichtet, die Seite der Erkenntniß in dem Glaubensleben mußte gepflegt und ausgebildet werden. Seine Amtlosigkeit, wo der Tag frei und ganz da lag und nur zum kleinen Theil durch Übersetzungsarbeit und eigene Produktionen hingenommen wurde, unterstützte dies Bedürfen. Wir sind zwar nicht genau und ausdrücklich von seiner Studienordnung unterrichtet, können aber aus Stellen seiner Schriften und Briefe schließen, womit er sich vorzüglich beschäftigte. Er folgte fortwährend auch dem Gang unsrer Literatur in ihren Hauptwerken; Anzeigen aber schrieb er nur noch von den ihm verwandteren Schriften, wie Hamann's, Herder's, Lavater's und F. H. Jacobi's. Vorzugsweise suchte er in unsrer und fremden Literaturen, zu denen er den sprachlichen Schlüssel hatte, solche Werke auf, die ihn in

seiner Lebensrichtung fördern und kräftigen konnten. Auch in dieser Auswahl sprach sich das Streben von der Peripherie nach dem Centrum aus. So las er die Hauptschriften der Kirchenväter, kirchengeschichtliche Werke, die Schriften der Mystiker. Unter diesen war es Tauler vor allen, dessen Predigten und Schriften ihm theuer und wichtig wurden. Die ersteren wurden ihm ein Haus- und Familienbuch; die anderen beschäftigten sein eigenstes Denken und Leben. Erscheint doch in diesem reifsten Vertreter der Mystik des Mittelalters der Grundgedanke dieser Lebensanschauung durch Schriftforschung, innere und äußere Lebensprüfung und spekulative Gabe am meisten vertieft und abgeklärt, am freiesten von pantheistischer Gedankenverirrung und spiritualistischer Überspannung. Und gerade durch den praktischen Anschluß an die ethischen Bedürfnisse des Lebens, von welcher Tauler überall, in seinen christlichen Volksreden wie in seiner „Nachfolgung des armen Lebens Christi“ und sonst ausgebt, kam er dem, was unsern Claudius von nun an so ernst und so gewissenhaft bewegte, zu Hülfe. Diese Unterordnung des natürlichen Wissens unter das geistliche und göttliche Wissen, unter die Vollkommenheit des schauenden Lebens und den Gebrauch ewiger Dinge; diese Abkehr von den unstäten und unruhigen Dingen, welche das Herz in Unruhe setzen, in der Gott nicht gefunden wird, weil seine Stätte im Frieden ist; diese Forderung, daß der Mensch schweige, wenn Gott der Herr sein Wort in der Seele spreche und gehört werden solle; dies Verlangen, daß aller eigne Willen ausgehe,

damit der göttliche eingehe und mit seinem Lichte den rechten Willen gebäre und fruchtbar mache in allen Tugenden; dies unabläßige Sterben der Creatur in der innerlichen Betrachtung des Leidens Christi; und alle diese Forderungen in der einen des armen Lebens, das Gott selbst schaffe und erfülle mit dem Reichthum seiner Liebe, — das sind die vielfach wiederholten und stets in neuen Wendungen umgebildeten Gedanken Taulers, die dem Boten in's Herz griffen und sich mit seinen eignen Erfahrungen verbanden.

Philosophische Studien schlossen sich an. Namentlich behielt er die Vorliebe für Platon, dessen Dialoge auch in christlicher Zeit überall da, wo das religiöse Leben aus Unglauben oder dürrer Scholastik sich losringt, ihren propädeutischen Beruf übernehmen. Unter den neueren Philosophen zogen ihn Pascal und Bacon von Verulam besonders an; aber auch mit Spinoza, der in der Sturm- und Drangzeit von neuem wieder aufzuleben beginnt, um bald eine so große Bewegung in der Geschichte des spekulativen Geistes zu erwecken, hat er sich in den achtziger Jahren viel beschäftigt. In den beiden erstgenannten Männern ist es zunächst der religiöse Geist, in dem Claudius das Verwandte begrüßt; in Spinoza*) der Ernst des die Wahrheit in Entsagung und Ehrfurcht suchenden Tiefsinns, der auch wo er irrt „auf dem Bette der Ehren“ verunglückt. Wenn Pascal in seinen Pensées eine scharfe Scheidung annimmt zwi-

*) Werke V, 37 u. 102.

schen der Wissenschaft der mathematischen und natürlichen Gesetze als des Endlichen und dem Unendlichen, bis zu dessen Gränze uns die Mathematik führt; wenn er behauptet, durch diese Wissenschaft sollten wir unsre Unwissenheit gründlich kennen lernen und die Vernunft solle inne werden, daß schon das Natürliche, wie viel mehr das Übernatürliche sie übersteige; wenn er darauf besteht, nicht in die geometrischen Wahrheiten, überhaupt in der Natur nicht offenbare sich die wahre Unendlichkeit Gottes, sondern in der inneren Empfindungswelt des Menschen, — so erkennen wir schon in diesen Andeutungen Lieblingsgedanken auch aus Claudius' religiösen Aufsätzen. Auch Pascal kämpft gegen den Übermuth der Philosophie und der endlichen Vernunft, sieht eine Gewißheit nur in der Unmittelbarkeit des Glaubens, für welchen die Natur nur Vorschule und Stütze sei. Nicht minder werden wir an Claudius' Lebensansicht erinnert, wenn Pascal von der hohen Bestimmung und der niedrigen Wirklichkeit des Menschen spricht und die Quelle dieses Widerspruchs in dem Geheimniß des Falls und der Erbsünde erkennt. Und von hier aus findet Pascal den Weg mitten in das Herz der biblischen Lehre. Seine Gedanken werden zu einer Apologie des Christenthums. Auch er redet nicht systematisch, sondern in abgerissenen, oft wunderbar originellen Eingebungen.

Bacon erschien ihm als ein Bundesgenosse, indem derselbe vom Leben der Natur und ihrer Beobachtung aus die dürre Scholastik bekämpfte, über dem Gebiet

des Sichtbaren aber mit großem Nachdruck eine Stätte für den einfachen Christenglauben verlangt. Von ihm hat Claudius einige Bruchstücke übersetzt.*) An diese christlichen Mathematiker und Naturphilosophen schließt er die gleichgesinnten Newton und Robert Boyle an und sagt selbst über seine Vorliebe für sie:**) „Ich leugne Dir nicht, Andres, daß ich an diesem Robert Boyle, an diesem Franz Bacon und an diesem Isaak Newton meine große Freude habe. Nicht sowol der Religion wegen, die kann, versteht sich von selbst, durch Gelehrte nicht verlieren noch gewinnen, sie mögen klein oder groß sein. Aber es freut, wenn man z. E. so einen der fleißigsten und unverdrossensten Natur-Forscher, der in ihrem Dienst grau geworden war und mehr von ihr wußte und erfahren hatte, als die meisten von ihr wissen und erfahren haben; wenn man so einen Vogel Jupiters mit dem hohen und scharfen Blick, der den von den Nachkommen bis itzo mehr bewunderten als benutzten Plan und Grund zu einer neuen und wahrhaft großen Philosophie gelegt hat; und einen der ersten, wenn nicht den ersten, Mathematiker von Europa, der, was Condamine und Maupertius durch Messungen unter dem Äquator und am Pol der Erde über ihre Gestalt fanden, auf seiner Studirstube ahndete und vorhersagte und durch seine kühne Mathematik und sein Attractions-System den Sternenhimmel und die ganze Schöpfung in ein neues Licht setzte cet. —

*) Werke VII, 82 u. 96.
**) VII, 109 folg.

wenn man solche Männer mit ihren Einsichten sich nicht weise dünken, und sie, nachdem sie in die Geheimnisse der Natur tiefer als Andere eingedrungen waren, lehrbegierig und mit dem Hut in der Hand, wie es sich gebührt, neben dem Altar und den größeren Geheimnissen Gottes stehen sieht ... es freut, Andres, und man faßt wieder Muth zu der Gelehrsamkeit, die ihre Freunde und Anhänger wirklich mehr wissen und doch dabei vernünftige Leute bleiben läßt und sie nicht zu Narren und Spöttern macht." Von Fenélons Bedeutung für Claudius werden wir noch zu reden haben. Es sind eben alles solche Werke, die auf das Ganze und Wesentliche Bezug haben und darum einen reicheren Austrag geben auch für die Erkenntniß des einheitlichen Lebens in aller Vielheit. Auch wurde Claudius damals besonders angezogen durch die Bekanntschaft mit den orientalischen Religionssystemen, die in jener Zeit durch kritisch-historische Forschungen angebahnt wurde. Die Anregung für Claudius scheint von Hamann und Herder ausgegangen zu sein, schon in Darmstadt finden wir ihn mit dem Persischen beschäftigt, für welches gerade in jenem Jahre sein späterer Freund Kleuker die Religionsurkunde des Zend-Avesta — 1771 von Anquetil französisch herausgegeben — übersetzte.*) Es ist auch hier wieder die universelle Seite des Mannes, aber freilich gerade hier besonders deutlich mit dem Zug nach dem Mittelpunkt, auf welchen ihn die zerstreuten

*) In 5 Theilen 1776—1783.

Glieder der Menschheit mit ihrem Aberglauben und den verlorenen Strahlen der Wahrheit hinwiesen. Blos gelehrtes Interesse und principlose Wißbegier leitete ihn in dem Gang und der Wahl seiner Studien nirgends; er sucht auch hier die wahre Bildung, das Zunehmen an Weisheit und Erkenntniß Gottes und der Menschen in ihrer wahren Wirklichkeit. Nur deshalb dehnt er seine Studien und Gedanken aus, um sich selbst desto enger und fester wieder zu sammeln, die Vielheit ist ihm nur eine Entfaltung und Auslegung der Einheit und der Offenbarung. —

Unmittelbar in sein Herzensleben griff der Tod seiner Mutter, der in diese Zeit fällt. Sie starb am 21. Sept. 1780 in Reinfeld. Seit dem Tode ihres Mannes hatte sie fast immer gekränkelt und viel gelitten und nach Ruhe verlangt. Wie aber ihr Heimgang innerlich auf Claudius gewirkt, hat er uns selbst im vierten Theil seiner Werke*) kundgethan. „Vor einiger Zeit", heißt es da, „starb mir meine Mutter. Sie hielt vorher viel aus, still und gelassen wie sie immer war, und konnte nicht leben und nicht sterben. Einige Tage vor ihrem Ende reisten wir noch alle zu ihr,**) und standen da um ihr Bette und sahen sie an, einer so klug wie der andre. Ich wollte mir mein Herz gerne trösten und wollte ihr noch so gerne was zu Liebe thun; aber essen und trinken mochte sie

*) Passe-Tems, IV, 110.

**) Es war, wie wir aus einem Briefe an die Katharina Stolberg sehen, in der zweiten Hälfte des August 1780.

nicht mehr, mochte auch sonst nichts mehr. Ich dachte an alle die großen und kleinen Empfindungen der Menschen: an die Seelen-Lehre, an Newton's Attractions-System, an die allgemeine deutsche Bibliothek, an die Genera Plantarum, an den Magister Matheseos, an den Calculum infinitorum, an die gerade und schiefe Ascension der Sterne und ihre Parallaxen u. s. w., aber es wollte mir alles nichts verschlagen — und sie lag out of reach! lag am Abhang und sollte herunter! und ich konnte nicht einmal sehen, wo sie hinfiel. — — Da befahl ich sie Gott, und ging hinaus ... und machte ein Sterbegebet, daß sie's ihr vorläsen. Es war meine Mutter, und hatte mich immer so lieb gehabt und ich konnte doch nicht anders! —" Wenige Jahre später erfuhr Claudius in seinem eigensten Familienkreise den ersten tief schmerzenden Verlust. Es starb, wie schon erwähnt, nach langen Leiden sein kleiner Liebling Matthias, dessen ungewöhnlich gefördertes Seelenleben ihn insbesondere auch der Mutter so innig verbunden hatte, daß man bei seinem Tode für ihr Leben fürchtete. Aus dieser Zeit stammt das Original zu ihrem Bilde, das dieses Buch schmückt und sie deshalb bei aller Lieblichkeit etwas angegriffen erscheinen läßt. Claudius selbst hat den Verlust in weit späterer Zeit seinem Schwiegersohn Perthes bekannt:*) „Ich dachte lange schon, mein Glaube sei fest und stark, in der Stunde aber, in der ich meinen Matthias in den

*) Fr Perthes' Leben III, 177.

Sarg legte, da wollte Ergebung und Demuth fast nicht halten, und der Glaube ward hart geprüft; da erst lernte ich verstehen, was es mit dem Menschenleben auf Erden auf sich hat; was vorherging, war nur Kinderspiel." Die Klage- und Trostesworte am Eingang des fünften Theils der Werke entstammen diesem Erlebniß. „Die Mutter am Grabe" klagt und fleht:

„Wenn man ihn auf immer hier begrübe,
Und es wäre nun um ihn geschehn;
Wenn er ewig in dem Grabe bliebe,
Und ich sollte ihn nicht wieder sehn,
Müßte ohne Hoffnung von dem Grabe gehn —
Unser Vater, o du Gott der Liebe!
Laß ihn wieder auferstehn."

„Der Vater" tröstet:

„Er ist nicht auf immer hier begraben,
Es ist nicht um ihn geschehn!
Armes Heimchen, du darfst Hoffnung haben,
Wirst gewiß ihn wieder sehn,
Und kannst fröhlich von dem Grabe gehn.
Denn die Gabe aller Gaben
Stirbt nicht und muß auferstehn'. —

Der vierte und fünfte Theil seiner Schriften sind nun auf jenem Boden einer innern Erneuung erwachsen. In dem ersteren ist das Hauptstück in belletristischer Form die kleine, meist dialogisirte Erzählung „Paul Erdmann's Fest", die den leiblichen und geistigen Segen einer auf Grund gemeinsamen Glaubens wohlgeordneten menschlichen Gemeinschaft darstellen will.

Es liegt ein Vergleich mit Zschokke's Goldmacherdorf und den Dorfgeschichten nahe; doch steht unsre Erzählung an poetischer Erfindung weit unter diesen Dichtungen; das Romanhafte tritt in ihr zurück, sie ist poetisch wenig ausgeführt, hat eine ganz realistische Tendenz, und wie sie mehr aus dem Leben gegriffen ist, greift sie auch mehr ins Leben ein und ist dabei, wie wir schon oben von den Bauernliedern bemerkten, frei von einer idealisirenden Opposition, die jene Dichtungen hat ins Leben rufen helfen.

Eine tiefere sittliche Selbsterkenntniß suchen auch die sechs Exempel von „Ernst und Kurzweil" zu fördern, die von den wahren und Scheinempfindungen handeln und davon eine Nutzanwendung auf die Poesie machen. Auch hier birgt sich unter der leichten Hülle ein ungewöhnliches Verständniß der Gänge und Irrgänge des inneren Lebens und der sittlichen Gefahren seiner Zeit. Ich wähle das fünfte Exempel als das kleinste aus.*) Der kunstlose Holzschnitt darüber zeigt das Meer mit der aufgehenden Sonne, ein Fleckchen Land ist noch sichtbar, auf dem ein menschliches Wesen steht. — „Ponamus — so lautet das Exempel — der da auf der Anhöhe im Morgendämmer bist Du und siehst hinaus ins Meer, und nun steigt die Sonne aus dem Wasser hervor! — Und das rührte Dein Herz, und Du könntest nicht umhin, auf Dein Angesicht niederzufallen; .... so falle hin, mit oder ohne Thränen, und kehre Dich an Niemand und schäme Dich nicht.

* Werke IV, 68.

Denn sie ist ein Wunderwerk des Höchsten, und ein Bild desjenigen, vor dem Du nicht tief genug niederfallen kannst. Bist Du aber nicht gerührt und Du mußt drücken, daß eine Thräne komme, so spare Dein Kunstwasser und laß die Sonne ohne Thränen aufgehen."

Außerdem nenne ich als besonders sprechende Zeugnisse der Art, wie Claudius in diesem Theil den Leser in seine religiöse und sittliche Anschauung einführt, die Stücke: „Schönheit und Unschuld, ein Sermon an die Mädchen", „Über einige Sprüche des Predigers Salomo", das schon angeführte „Passe-Tems zwischen mir und meinem Vetter in der Schneiderstunde" und vor allem die fünf „Briefe an Andres"*) über die Erscheinung des Heiland und einzelne seiner Reden und Thaten.

In dem zweiten dieser Stücke werden drei Salomonische Sprüche besprochen; der dritte ist: „Lasset uns die Hauptsumma aller Lehre hören; fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das gehört allen Menschen zu".**) Darüber sagt Asmus u. a.: „Aber Furcht Gottes und Furcht Gottes ist zweierlei; und hier liegt der Knoten, dadurch diese Lehre zweideutig und räthselhaft wird. Wir fürchten alle Gott, sprechen mit Ehrerbietung von ihm, hören mit Ehrerbietung von ihm sprechen cet., wollen ihn fürchten und thun uns auch wohl bei der und jener Gelegenheit mit seiner Furcht einigen Zwang an, und übrigens bleibt's bei'm Alten. Solch'

*) Die Stücke stehen Werke IV, 72, 87, 99, 121.

**) Prediger 12, 13.

eine Furcht Gottes mag als seine äußerliche Zucht gelten, sonst aber ist sie der leibhafte Bediente hinten auf der Kutsche. Der steht da auch als ein Schild, daß honette Leute im Wagen sind, gibt ein Zeichen, daß die Wachen heraustreten, macht die Kutschenthür auf und zu cet., und übrigens gehen die Bestien vor dem Wagen ihren ehrbaren Trab oder wilden Galopp, wohin sie wollen, und der Herr dahinten muß immer mit fort und wird nicht gefragt. Wenn die Herrschaft recht gnädig ist, nimmt sie ihn wohl bei einfallendem Regenwetter zu sich in den Wagen.

Was soll solch' eine Furcht Gottes? Was kann die für Wirkungen haben, und wie wäre sie Hauptsumma aller Lehre?

Das war aber auch nicht die Furcht Gottes der Altväter, die uns in der Schrift zum Muster dargestellet worden. Denn bei denen war die Gottesfurcht nicht Bedienter hinten auf dem Wagen, sondern Herrschaft und Kutscher zugleich. Ihnen war nichts so innig und heilig als sie, nichts so sauer, daß sie ihretwegen nicht gelassen hätten. Joseph riß sich aus den Armen eines schönen Weibes los und ließ seinen Mantel im Stich, weil er ein so groß Übel nicht thun kann und wider Gott sündigen. Abraham schlachtet, als Gott zu ihm sprach, seinen einzigen Sohn und bekümmert sich nicht um sein Vaterherz und um seine Vernunft; — und so muß es sein, wenn was daraus werden soll. Und du, der du Gottesfurcht schmähen willst, könne das; und denn komm' und

schmähe, so wollen wir dir glauben. Sonst aber bist du nur ein Faselhans, der nicht weiß, wovon er spricht, du magst lästern oder loben." — Das dritte Stück, das ich oben genannt, enthält in dialogischer Form treffliche Gedanken über Schwärmerei und Glauben, über die Gränzen des Wissens und die Heiligung des Willens. Aus den Briefen an Andres endlich stehe der Schluß hier:

„— Aber, daß Du so gerne im gelobten Lande sein möchtest! —

Es dünkt einen freilich so, Andres, als wäre von den Wegen, die er gewandelt, von den Bergen, darauf er mit seinen Jüngern gesessen ist, noch der Segen nicht wieder genommen; als werde man auf dem Ölberge noch Spuren seines Nachtlagers, auf dem Tabor noch Strahlen seiner Verklärung finden; als stehe, wo er die Stadt ansahe und über sie weinte, wo er niederkniecte und betete, wo er das heilige Abendmahl einsetzte, wo er gekreuziget und gestorben ist, noch immer ein Kreis Engel, und gelüste in das Geheimniß hineinzuschauen und bewache den Ort; kurz, als sei er uns im gelobten Lande näher. Wir wissen aber, daß er Einmal auf Erden erschienen ist sichtbar, damit alle Menschen wüßten, daß er sie und weß sie sich zu ihm zu versehen haben; und daß er unsichtbar allenthalben ist. Und wo er ist, Andres, ist das gelobte Land.

Wie gesagt, solche Empfindungen, so lieblich und

lobenswerth sie sind, können zu weit führen, und sie sind nicht die Sache.

Uns und unserm verderbten Willen aufrichtig entsagen und seinen Willen thun, das ist die Sache; und es ist in keinem andern Heil.

Gott sei mit Dir, mein lieber Andres, und besuche mich bald."

Mit dem fünften Theil der Werke (1790) schließt diese Lebensperiode ab; ja er greift in einigen Stücken und Andeutungen bereits in die folgende, in die Eindrücke der Revolutionszeit über. In ihm sind die sieben Kapitel „über die Unsterblichkeit der Seele" und die „Gespräche, die Freiheit betreffend"*) besonders gedankenreich; ein großer Theil des Bandes wird von der Übersetzung der Platonischen Apologie des Sokrates ausgefüllt. In dem zweiten der genannten Stücke regen sich schon die Gedanken des Boten über das schranken- und bodenlose Freiheitsstreben der Zeit; das Zwiegespräch sucht von dem einseitigen Interesse an der politischen Freiheit auf die ungleich nothwendigere und schwerer wiegende Fordrung der inneren sittlichen Freiheit hinüberzulenken.

*) V, 2 u. 24.

III.

Gebrochene Verhältnisse; alte und neue Freunde.

Wie das Leben der Lehre vorausgeht, so wirkt diese auch wieder zurück auf jenes, auf das innere wie auf das äußere. So hatte auch Claudius in seinen Lebensverhältnissen die Folgen seiner ausgesprochenen Überzeugung zu tragen. Er durchlebte einen Theil wenigstens der von Hamann, gewiß nicht in hochmüthiger Selbstüberhebung, ausgesprochnen Erfahrung: „Wie man den Baum an den Früchten erkennt, so weiß ich, daß ich ein Prophet bin, an dem Schicksal, das ich mit allen Zeugen theile, gelästert, verfolgt und verachtet zu werden“.

Gewiß ist es nun eine der schwersten Lebenserfahrungen des Mannesalters, daß nicht bloß der Tod, sondern auch das Leben selbst alte, dem Anschein nach für immer geschlossene Freundschaften zerstört; ohne daß so leicht neue mit wirklichem Ersatz an die Stelle treten. Claudius hat diese Erfahrung in reichem

Maße gemacht. Auch war diese chaotische Zeit, wo die stürmende Jugend zwar von einer gemeinsamen Quelle ausging, ohne aber irgend auf ein klar erkanntes gemeinsames Ziel hinzustreben, vor andern solcher Erfahrung ausgesetzt. Man denke an Voß und Stolberg, Göthe und Lavater, Göthe und Jacobi — Freundschaft auf Leben und Tod in jüngeren Jahren — Kälte, Entfremdung oder offener Gegensatz nicht gar lange nachher! Was die Jugend noch nicht zeigt, die wahre geistige Gestalt des Menschen, die Physiognomie seines Innern, die er durchs Leben behalten und bewahren soll, bildet erst die Reife der Mannesjahre aus. So entwickelten sich aus der allgemeinen Naturvergötterung der Dichter jener gährenden Zeit, von der wir oben sprachen, vornehmlich drei verschiedene Richtungen: die universale Wissenschaft, die Herder vor allen vertrat, die Kunst als ideale Natur, zu der Göthe seine Jugendpoesie erhob und durchbildete, die Religion als das unsichtbare Reich der Wahrheit, der Claudius sich ganz hingab. Alle diese Richtungen lagen keimend in dem Mutterschooß jener Zeit. War doch das Gemeinsame einerseits ein brennender Durst nach neuem und wahrhaftem Leben und innerem Genuß statt der mumienhaften Überliefrung, die man vorfand. Und dies Verlangen richtete sich so gut gegen den fernstehenden Dogmatismus und eine stolze und kalte Orthodoxie, die sich um den Nothstand der Herzen und das Seuf-

zen der Creatur nicht bekümmerte, als gegen die Gesetzlichkeit in der schönen Literatur. Selbsterfahrung, deren Leben durch alle Adern des Geistes sich ergoß und in frischen Lebensäußerungen pulsirte, sollte auch hier den Meister machen. In diesem Herzschlag alles Schaffens fanden sich Göthe und Herder und Lavater und Claudius u. a. zusammen. Freilich lag da die Gefahr nahe, die objektiven Lebensgesetze herabzuziehen und die Willkür des Subjekts, der Überlieferung mit maßloser Kritik den Krieg zu erklären, das Göttliche menschlich zu machen. Und ganz konnte die Gefahr nicht vermieden werden. Aber in den edleren und tieferen Naturen lag ein Gegenhalt wider solche Ausschweifungen in der Ahnung von der Einheit alles Lebens, die sie in sich trugen. Der Verstand sollte nicht vorwitzig werden, die Empfindung nicht vorlaut; der ganze Mensch sollte sich aussprechen und ausleben und in Rapport setzen mit dem Einheitspunkte in aller Mannigfaltigkeit der Welt. Wie aber mit den Jahren sich das Leben konzentrirt und aus der jugendlichen Allgemeinheit zu schärferer Bestimmtheit und einer Theilung der Arbeit überging, so ergab sich das einigende Lebensprincip für die einzelnen Geister aus ihrer vorwiegenden Eigenthümlichkeit — als Schönheit, Erkenntnißwahrheit, Wahrheit des Glaubens; und der Gegensatz, der in den Prinzipien immer am entschiedensten sich hervorkehrt, war erwacht. Das Finden eines Lebensprinzips oder das Sichfindenlassen von einem solchen ist aber in

jedem Fall ein Thun, dem ein Leiden folgt wie dem Lichte der Schatten, und je höher und reiner das Prinzip, für welches gekämpft wird, um so tiefer das Leiden. Zu einem offenen Kampf steigerte sich indeß der Gegensatz bei Claudius in dieser Periode noch nicht; er verfuhr seinerseits nicht angriffsweise und ließ die Gegenstimmen in Recensionen und sonst einstweilen gewähren. Auch deshalb blieb ihm das volle Odium noch erspart, weil er durch seine noch immer durchblitzenden Scherze und die Erinnrung an seinen einst vorwiegenden Humor auch ein spielerisches Verhältniß zum Publicum hatte. Viele glaubten, wie sie einst über den seltsamen Mann gelacht, jetzt zu achselzuckendem Mitleid über ihn berechtigt zu sein, während gerade umgekehrt der Vortheil in mehr als Einem Sinn auf seiner Seite war. Wie scharf aber bereits die Scheidung von früher befreundeten Geistern war, erkennen wir an einzelnen vertraulichen Äußerungen.

Zunächst nenne ich Voß. Nachdem dieser Wandsbeck verlassen und seine freie Muße mit dem dornigen Rektorposten zu Otterndorf im Lande Hadeln vertauscht hatte, scheint die Freundschaft mit Claudius in Briefen nicht gar lange und eifrig fortgelebt zu haben. Vermuthlich fühlte Voß schon in der letzten Wandsbecker Zeit die innere Scheidung, und in Otterndorf in der strengsten Isolirung, fern von Freundes- und Bücherverkehr aus dem „Geestland“, mit äußrer Noth und dem ungesunden Marschklima kämpfend,

unter überschwerem Amtsdruck, der ihn freigewählter Arbeit entzog, trat in Voß bei aller Vorliebe für die Freiheit seiner Hadeler, die ihm übrigens erst im Rückblick späterer Zeit die andern Mängel überdeckte, der Geist der Verbittrung und einer schroffen Selbstheit, die bei nicht geringem Gefühl des eignen selbsterrungenen und selbstgerechten Werthes immer schwerer auf fremde Individualitäten einging. Um Ostern 1779 sah er Claudius auf einer Reise in Wandsbeck in Gesellschaft von F. L. Stolberg wieder und fand ihn nicht so munter wie früher. „Es verändert sich alles", setzt er in dem Brief an Miller*) hinzu. Dagegen im J. 1785 heißt es**) an denselben Freund, nachdem er von der Hoffnung gesprochen, seinen alten Jugendfreund Fr. Leop. Stolberg „von seiner früh eingeprägten Neigung zur Pietisterei und zum mystischen Unsinne" zurückkommen zu sehn: „Nur Claudius versinkt immer tiefer in den grundlosen Morast, der ihm ein Paradies scheint. Indessen ward er neulich nach einem Gespräche, das ich mit ihm hatte, sehr nachdenkend." — Gewiß ein hartes und schneidendes, ja liebloses Urtheil über den alten Freund. Mag man, um billig zu sein, es begreiflich finden, daß Voß bei seiner vorwiegend verstandesmäßigen Anlage und seiner rüstigen Thatkraft, die sich aus innerem Interesse oder äußerer Nöthigung an immer neue Aufgaben machte, eine

*) Briefe II, 106.

**) Ebendas. II, 111.

natürliche Abneigung gegen das mystische und pietistische Element in Claudius hatte; er sah kein Fortschreiten, keine Werke. Aber wir müssen dabei einmal diese Anschauungsweise, die nicht das Sein des Menschen, sondern nur sein handgreifliches Thun anerkennt, eine dürr rationalistische Pragmatik nennen, mag sie am täglichen Leben oder an der Geschichte geübt werden, ja wir müssen eine völlige Unfähigkeit darin sehen, den wahren Gehalt eines Menschen zu würdigen. Die Art des Seins aber beim Freunde so zu verurtheilen, ist wenigstens kein Zeichen hoher sittlicher Bildung. Claudius fühlte doch gewiß nicht minder tief als Voß ihren Zwiespalt, aber wie anders lauten seine Worte über ihn, die er auch an einen Freund und an einen gegen Voß nicht günstig gestimmten Freund ungefähr um dieselbe Zeit vertraulich richtet! Voß wollte nämlich im J. 1784 gern Rektor in Neubrandenburg in Mecklenburg-Strelitz werden; Claudius wendet sich deshalb an Herder*), der sich zum Besuch in Darmstadt aufhielt, um ihn zu einer Fürsprache bei dem dort gerade anwesenden Prinzen Karl von Mecklenburg zu bestimmen. Auf eine Gegenbemerkung Herder's schildert er Voß wie folgt: „Voß ist keine weiche, gefällige Haut, die für andre Leute, noch für Kinder sanft und lustig anzufühlen ist, und darum, glaub' ich, kann zwischen ihm und Kindern so ein recht herzlicher nexus nicht statt haben. Er hat vielmehr seine eigne Form, die sich nicht an-

*) Aus Herder's Nachlaß I, 433—435.

schmiegt, sondern bleibt, wie sie ist, so daß er bisweilen kalt scheint und gewiß nicht so bedachtsam, als er sein sollte, ist; dabei hat er wenig Weltkenntniß, oder gibt nichts darauf, und keine feine Lebensart, d. i. er macht seinen Bückling sehr schnell und tief herunter und so holterpolter ꝛc. Aber Voß ist auf der andern Seite ein ehrlicher Kerl, der etwas von Edelsein in seinem Charakter hat, der das Seinige treu thut, der ein scharfes Gefühl von Recht hat, und wenn er es gegen sich oder andre beleidigt glaubt, sehr heftig und muthig ist; übrigens ist er ein wohlgewachsener hübscher Geselle.“ Äußerlich blieben beide Männer noch in einer gewissen Verbindung; Claudius liefert hier und da noch einen Beitrag zum Vossischen Musenalmanach; noch im J. 1786 erfährt „Urian's Reise um die Welt“ Einschaltungen von Vossens Hand, und in seiner Luise setzt dieser dem Freund noch ein kleines Denkmal*). Noch im Sommer 1789 waren beide in Eutin zusammen. Offene Fehde brach erst in der folgenden Periode aus.

Haben wir in Voß eine Stimme aus dem Klopstock'schen, unserm Boten einst so nahe stehenden Kreis kennen gelernt, die sich nun als heftige Gegenstimme gegen sein Dichten und Trachten erhebt, — freilich auch nur, indem sie sich zugleich dem alten Chorführer und seiner Richtung selbst theilweise entfremdet, —

*) In der ersten Idylle: »Plauderten viel und sangen empfundene Lieder von Stolberg, Bürger und Hagedorn, von Claudius, Gleim und Jacobi«.

so schließen wir als bedeutsamsten Einspruch aus dem damals glänzendsten Kreis unserer Literatur den Göthe's an. Die persönlichen Beziehungen beider Dichter zu einander waren, wie wir gesehen, bis dahin nur dürftig und mittelbar; ja seit Claudius' Rückkehr aus dem Süden und seiner Freunde Klopstock und Stolberg Bruch mit Göthe war eine größere Annäherung noch unmöglicher geworden. Aber Göthe erkannte in seiner vorweimar'schen Periode Claudius' Lieder und die seiner eignen Muse verwandten Klänge darin wohl an; „ganz vortreffliche Stücke" nennt er damals Claudius' Beiträge zum Musenalmanach von 1773. Später wollte er dem Boten nur unter den „Dilettanten in der lyrischen Poesie" ein Plätzchen gönnen, aber noch im höhern Alter ist ihm das Rheinweinlied, an den sonnigen Ufern des einzigen Stromes gesungen, ein „glückliches Rundwort". Aber der innere Zwiespalt, durch die Übersetzung des St. Martin'schen Buches noch vergrößert, war vorhanden, und Göthe's Art war es überall, diesem den kräftigsten Ausdruck zu geben. Dazu mag die persönliche Bekanntschaft beigetragen haben, die bei längerem, freiem und ganz geradem Austausch alle Differenzen an den Tag brachte. Sie fiel in den September des Jahres 1784. Claudius besuchte den lange nicht gesehenen Freund Herder; F. H. Jacobi kam gleichzeitig zum Besuche Göthe's. Wir wissen von diesem Zusammensein nur, daß Jacobi sehr befriedigt davon zur Heimath zurückkehrte, Clau-

dius aber sich nur wenige Tage halten ließ und sich „wie ein Vertriebener" nach Hause sehnte, weil es ihm nirgend mehr wohlbehagte. Göthe, Herder's, Jacobi mit seiner Schwester und Claudius machten u. a. eine Fahrt nach dem nahen Jena zum Besuch des Major von Knebel. So sah Claudius nach mehr als zwanzig Jahren seine alte Universitätsstadt wieder. In schöner Mondnacht fuhr die eigenthümlich gemischte Gesellschaft nach Weimar zurück, während sie Göthe vom Zustand der Seele nach dem Tode unterhielt; „nur", meint Herder's Frau, „ein wenig nicht schwärmerisch genug für das überirdische Licht, in dem wir dahinglitten". Claudius fühlte wol nicht blos bei diesen Gesprächen, daß er hierhin nicht passe; auch das nahe Hofleben war ihm zuwider; Herder, wie wir sehen werden, hatte sich mehrfach verändert — der Bote mochte unter der vornehmen und geistreichen Umgebung eine sonderbare Rolle spielen. Nicht lange nach diesem Zusammentreffen macht sich Göthe's Abneigung gegen ihn in den italienischen Reisebriefen an Herder Luft. Alle diese Briefe athmen den Geist der neugewonnenen Freiheit und zum Theil den Übermuth in dieser Freiheit. Der lebendige Zug, sich aus den geistigen und sittlichen Halbheiten seines Weimarer Lebens herauszuarbeiten und von dort überkommene, ihm längst lästige Verhältnisse gründlich abzuschütteln, durchdringt diese Briefe. Und dieser Durchbruch zur reinen und klassischen Kunstrichtung, der zugleich sein völliger

Bruch mit dem Naturalismus seiner Jugendperiode war, gab dem Dichter mit neuen Lebensimpulsen, mit dem festen und klaren Bewußtsein seines Berufs auch eine Sicherheit, die, selbstgewiß und auf sich selbst ruhend, alles Fremdartige abstieß und rücksichtslose Unduldsamkeit gegen andre Richtungen übte. Daher erklären sich seine schneidenden Urtheile über Lavater und Jacobi, die alten so geliebten Freunde, wie über Claudius. Mit ihnen allen, sagt er, sei sein Verhältniß nur ein gutmüthiger Waffenstillstand von beiden Seiten gewesen. Den Boten nennt er „einen Narren, der voller Einfaltsprätensionen stecke", und sagt in einem andern Briefe neben ähnlichen Äußerungen voll Bitterkeit: „wenn auch Claudius aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so sei es offenbar, daß er alles was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müsse" *) — Begreiflich ist Göthe's Protest gegen einen Standpunkt, der die Zulänglichkeit der Anschauung und gleichmäßig fortschreitender Thätigkeit, die, nachdem er seinem Faust gleich die Jahre grübelnder Contemplation und rauschenden Genusses hinter sich hatte, sein Element geworden war, verneinte und noch neuerdings in dem Jacobi-Mendelssohn'schen Streit sich geltend gemacht hatte; die Art des Protestes aber zeugt gewiß nicht von Billigkeit und liebevollem Verständniß. War Göthe nach seinem eignen Ausspruch gerade damals von einem „julianischen" Haß gegen das Christenthum

*) Werke, Octavausg. Bd. 24, 121. 126.

erfüllt, so war er freilich mit diesem Haß im Herzen, der auch das Urtheil trüben mußte, nicht im Stande, christlichem Leben gerecht zu werden. Später, in den neunziger Jahren, nähern sie sich wieder unter Jacobi's Vermittlung, ja Claudius ladet den Dichter im J. 1794 nach Wandsbeck ein, bis die Kriegserklärung in den Xenien den Bruch herbeiführt. Es möge hier eine Parallele beider Männer aufgefrischt werden, die von Hamann's Freund Fr. Buchholz in Münster herrührt, lediglich als ein kleines Denkmal der Zeit, in welcher viele das Verhältniß ähnlich auffasten.

„Göthe und Claudius"

„Wärst Du lieber der Sonnenmann oder der Geweihte des Mondes? In ewiger Urkraft flammt hoch die Sonne und weckt zur That um sich her; der Mond dämmert lebende Ruhe.

Verzehrend in der Nähe ist ihr Feuer, blendet fern den starren Blick und demüthigt ihn, aber das leise Wort des Mondes ist Sympathie; geheim ist seine aufrichtende Kraft, so ein naher stiller Lieber, der Frieden um sich her verbreitet und Genuß in seinem kleinen Kreise.

Der Mond ist lieb; die Sonne ist groß. Der Mond ist groß, weil er lieb ist; die Sonne ist lieb, weil sie groß ist.

Wärst Du lieber der Sonnenmann oder der Geweihte des Mondes?

Beide sind Dein Meisterstück, o Gott! Ich wage nicht zu richten über Dein Werk. Ich bin Mensch und achte mich geborgen in Deinem Widerschein, zu sehen, wie doch alles so lieb und so groß ist, was an Deiner Hand hervorgeht.“ —

Bei andern alten Genossen verhütete wol die räumliche Entfernung einen eigentlichen Bruch; so waren Bode, Basedow fern; auch Campe verließ Hamburg 1783. Gleim, den Claudius im Herbst 1784 auf seiner Durchreise nach Weimar besucht und im Jahre darauf in Hamburg und Wandsbeck wiedergesehen hatte, schüttelt über seine mystische Richtung den Kopf wiewohl er den einst so geliebten Boten nicht alsbald fahren läßt. Schreibt er doch gleichzeitig (16. Sept. 1785) an Katharina Stolberg von Hamburg aus: *) „Gibt Gott dem Vater Gleim noch Leben und Gesundheit, so bin ich im künftigen Junius in dieser herrlichen Gegend und quartiere mich ein bei dem Gottlob an Leib und Seele noch gesunden lieben Claudius. An Leib und Seele sag' ich, denn ich besorgte, daß er auch, wie viele sonst gesunde, durch das Gift der Schwärmerei krank geworden wäre.“ Lessing starb schon 1781. Mit Klopstock und dem Hamburger Kreis blieb Claudius fortdauernd noch in leidlichem Einvernehmen. Übrigens vollzieht sich eine solche Scheidung zunächst nur unter den Trägern einer geistigen Lebensrichtung, die das Bedürfniß völliger Durchbildung und Entschiedenheit

*) Ungedruckt.

haben; für die große Mehrzahl bleibt, wenigstens in friedlichen Zeiten, der berühmte Namen mit seinem unvertilgbaren Zauber bestehn, auch wenn er einer Persönlichkeit angehört, die nichts weniger als die „öffentliche Meinung" vertritt. So wurde der Bote nun einmal wollend oder nicht wollend ein „öffentlicher Charakter", von nur zu vielen Fremden und Neugierigen heimgesucht. Gerade im Lauf der achtziger Jahre wurde er mehr und mehr populär. Im Vaterlande selbst war es der Norden besonders, der in ihm einen der Seinen erkannte und ihn zu seinen liebsten Sängern zählte. Aber auch außer Deutschland verbreitete sich sein Ruhm. Damals namentlich in Dänemark, das seine Schriften wie die eines einheimischen Dichters aufnahm, von da kamen sie nach Norwegen, hinauf bis in die einsamen Fiorde des Nordens, wo sie Henrich Steffens auf seinen Fahrten fand. Und gerade die religiöse Seite in Claudius war es, welche in jenen Gegenden vornehmlich anzog und seine Leser beschäftigte. Aber nicht blos seine Werke drangen in die Weite, auch mancher Leser und Verehrer klopfte an die Thür des Boten in Wandsbeck. Besuche der Neugier und leerer Huldigung waren ihm stets zuwider; landläufigen Touristen gegenüber pflegte er still und verdrossen da zu sitzen und sich die Stirne zu reiben. Er kannte die Gefahren wohl, die aus dem „Cultus des Genius" für den Genius selbst wie für die Gesinnung seiner Anbeter erwachsen, und hat sich in dem vierten Exempel von „Ernst und Kurzweil"

bündig darüber ausgesprochen*). Wir sehen da im Bildniß das Haus eines berühmten Gelehrten, vor ihm zwei Herren, die den Gelehrten sehen wollen, und Asmus gibt diesem Instruktionen für sein Verhalten bei der drohenden Huldigung. Für sich allein und im Lehnstuhl könne diesem die Demuth lieb sein, aber, heißt es weiter, „wenn Dir die beiden Herren mit tiefen Verbeugungen erzählen: wie der Schweif Deines Ruhms sich von Zenith bis Nadir erstrecke, wenn sie eine Handvoll Räucherwerk nach der andern vor Dir abbrennen; so kann von dem langen Schweif und dem vielen Rauch Deiner Überzeugung der Kopf schwindlicht werden. In solchem Fall pflegt man denn den ersten den besten Strohhalm von der Erde aufzuheben, um dem Feind eine Diversion zu machen. Wenn Du also merkst, daß Dir Dein Concept verrückt werden will, so erzähle ihnen geschwind von dem großen Horn, das in der Unstrut*) gefunden worden, oder von dem großen Bankerott in Bassora und daß die Bankerotts gewöhnlich daher kommen, daß mehr ausgegeben als eingenommen wird u. s. w. Du mußt aber, damit keine Schelmerei daraus werde, sobald die beiden Herrn weg sind, mit doppeltem Ernst daran gehen, durch neue Verhacke und Pallisaden ähnlichen Unglücksfällen vorzubauen.

Hast Du das alles nicht nöthig; desto besser für

*) Werke IV, 65.

**) M. vgl. über diesen Fund den Deutsch. Merkur v. 1782, IV, 19 flgg. Merck's Briefe I, 368.

Dich und auch für die zwei Herren. Denn wahre, unverstellte Demuth ist sehr lieblich, und wenn sie Dir je in Deinem Leben vorgekommen ist, mußt Du ihre Geberde noch in frischem Andenken haben".

Nur ein paar anekdotenartige Proben von Claudius' Gesinnung in diesem Punkt mögen hier eine Stelle finden.

Der Lyriker Matthison, der sich als Hofmeister der Söhne einer liefländischen Gräfin Sievert im J. 1783 in Altona niederließ, und von dort aus, ebenso wie die Gräfin selbst, in vielfachen Verkehr mit Claudius trat, erzählt uns aus einer etwas spätern Zeit, wo er besuchsweise nach Wandsbeck kam, einen heiteren Zug, wie Claudius sich der zudringlichen Huldigung zu erwehren wußte. „Täglich beinahe", berichtet er, „wird er von neugierigen Anekdotensammlern, gerüstet mit Schreibtafel und Bleistift, wie aus einem Hinterhalte überfallen. Er weiß, daß diese Menschenart keine Silbe, welche den Lippen eines von den Edlen im Volke gefeierten Namens entfällt, diesseits der Druckerpresse untergehen läßt, und empfing daher einmal einen Magister, von dem er bestimmt wußte, daß er nur wandere, um in der Geschichte seiner literarischen Pilgerfahrt eine Nachteule mehr nach Athen zu tragen, blos mit einer stummen Verbeugung.

Hierauf wurde der Fremde durch einen Wink zu einem Spaziergange nach der Wiese eingeladen, wo die Kuh weidete. Fortschweigend, wie ein Karthäuser,

ergriff Claudius die Nachtmütze, um das treue Hausthier, welches mit Stechfliegen ganz übersäet war, von dieser Plage mitleidig zu befreien, und richtete auch wirklich unter der argen Brut eine große Niederlage an. Nun erfogte eine zweite stumme Verbeugung, und der Reisende, den Sinn des Auftritts ahnend, empfahl sich mit sichtbarer Verlegenheit. „Je nun“, sagte Claudius, „Thaten sind mehr werth als Worte, und ich meine, diese heroische Scene werde sich im Drucke nicht ganz übel ausnehmen.“ —

Ähnlicher Art ist sein Zusammentreffen mit der berühmten Frau Händel-Schütz, die in Wandsbeck bei ihm vorfuhr, um seine Bekanntschaft zu machen. Claudius trat selbst an den Kutschenschlag und versicherte mit abgenommener Nachtmütze, Herr Claudius sei nicht zu Hause.

Auch an ansprechenderen Passanten fehlte es in jenen Jahren nicht. So erschien Göthe's späterer Freund K. Ph. Moritz, der Verfasser von Anton Reiser, im Jahre 1785 in Wandsbeck und verbrachte einen „herrlichen Nachmittag“ bei dem „treuherzigen Asmus“, dem er besonders viel von dem Märchenerfinder Musäus erzählen mußte.

Wir kehren zu seinen alten und neuen Freunden zurück.

Von Herder haben wir schon oben gesehen, daß sein altes Verhältniß zu Claudius zwar lauer wurde, aber doch nie ganz zusammenbrach, wenn auch

der einst so lebhafte Briefwechsel, der getreueste Spiegel ihres Verhältnisses, seit der Mitte der achtziger Jahre nur in dünnen Tropfen noch nachtropft. Dieses jahrelange Schweigen hat allerdings theilweise seinen Grund in der Erweitrung von Herder's amtlichen, persönlichen und literarischen Beziehungen sowie in der natürlichen Stockung des Briefschreibens mit zunehmendem Alter, aber nicht minder gewiß in dem weiten Auseinandergehen ihrer geistigen Lebenswege. Schon daß Göthe sein oben angeführtes Verdammungsurtheil über Claudius an Herder richten konnte und durfte, ist hiefür Zeugniß. Aber es ist auch in Herder's Weimarer Periode kaum eine Schrift von ihm erschienen (und seine Schriften ließ er eine Zeit lang nach alter Gewohnheit noch alle nach Wandsbeck gelangen), bei welcher der Bote neben allem tiefen Respekt vor dem Geist und dem lebendigen Wissen des Verfassers nicht zugleich sein bedenkliches „aber“ eingewandt hätte. Er sah mit Besorgniß die Stellung des Freundes zur Offenbarung schwankend und unsicher werden und vermochte nicht den Versuch einer Ausgleichung des Christenglaubens mit dem modernen Bildungselementen irgendwie zuzustimmen. Denn bei der Grundverschiedenheit beider Seiten war ihm eine innere Versöhnung undenkbar, ein künstliches Gleichgewicht aber erschien ihm unhaltbar, weil dem Zeitgeist mit seiner Uebermacht der Sieg bleiben mußte. Er sah die religiöse Lebenssubstanz in Herder sich verflüchtigen und mußte mit

Schmerz auf die Hoffnung verzichten, ihn als ein geistgerüstetes Werkzeug mit der glaubensfeindlichen Aufklärung den Kampf aufnehmen zu sehen, wie er ihn in seiner kühnen und feurigen Jugendzeit im Streit mit dem poetischen Philisterthum gesehen und liebgewonnen hatte. Es ist hier nicht der Ort, von Herder's Geistesentwicklung des weiteren zu reden. Der Übergang aus einer mehr centralen Stellung zum Kerne des Christenthums zu einem reichen und unendlich anregenden Universalismus des Geistes in Herder's späteren theologischen Schriften ist bekannt genug — seine Bahn näherte sich eine Zeitlang sogar wieder der Göthe's und beide gingen gerade während der achtziger Jahre eng verbunden Hand in Hand. Natürlich mußte diese Ausweitung seiner Weltanschauung zu einer Lockerung der alten Freundschaft mit Claudius führen, der sein Herz und seine Liebe wol weiter machen konnte, seine Erkenntniß aber gerade zu verinnerlichen und zu verdichten suchte zu größter Bestimmtheit. Öffentliche Aussprüche des Boten über Herder's Schriften haben wir nicht aus dieser Periode. Im dritten Theil seiner Werke sind aber früher geschriebene Anzeigen über zwei Herder'sche Arbeiten, die Philosophie der Geschichte und die Provinzialblätter wieder abgedruckt, und da in diesen wie in den früheren Recensionen des Boten auch dem Freund gegenüber offener Freimuth herrscht, der namentlich überall auf die nothwendige Scheidung von Dichtung und Wahrheit in Herder's Produktionen

hinweist, so fühlte sich Herder von einigen Stellen als vermeintlichen Stichen und kränkenden Anspielungen verletzt und setzt den Boten etwas unsanft zu Rede; gibt ihm auch nebenbei den Rath, seine „Fratzen und Grillen" aus dem Kopf zu lassen. Claudius weist dem Freunde seinen Irrthum in der Auffassung jener Stellen nach, fährt aber fort: „Ich hätte gegen die Sache, die Ihr mir Schuld gebt, gar nichts, als daß sie unterm Tisch und nicht unter vier Augen geschehen wäre. Ich sehe es täglich mehr ein, daß niemand gut ist, als der einige Gott und daß der nur eigentlich Freund oder braver Kerl ist, der uns hilft, unsrer Narrheit loszuwerden. Wenn ich also eine Zange hätte, damit die Eitelkeit und andre Narrheit sammt den Wurzeln ausgezogen werden könnten, so würde ich erst meine eigne ausziehen und dann Euch die Zange präsentiren, aber nicht vor dem Publico und unterm Tisch, sondern geradezu und ingeheim." — Den alten Freimuth übte nun auch Claudius bei den folgenden Schriften Herder's, zu denen er von Jahr zu Jahr mehr prüfend und auswählend sich verhielt. Von den „Briefen über das Studium der Theologie" (1781) schreibt er: „Das meiste ist sehr für meinen Schnabel gewesen, nur hättet Ihr mir die Mystiker und Schwärmer nicht so heruntermachen sollen. Ob Narren unter ihnen sind, davon ist die Frage nicht, sondern nur über die Sache, und da ist doch klar, wenn wir nicht als Christen geboren werden und das Christenthum was Wirkliches ist, daß es dann wirk-

lich werden müsse.“ Herder's größtes Werk, die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1784 folg.) begrüßt auch Claudius an seinem Theil als eine große Erscheinung, sein „Aber“ und die Wahrung seines Standpunkts unterläßt er indeß auch hier nicht. „Ihr habt eine besondere Gabe“, schreibt er, „ein Ding aufzufassen und hundert zerstreute Spiegelscheiben zu stellen, daß sie die Strahlen auf einen Punkt werfen. Ich glaube auch, daß Ihr in manchen Stücken Recht habt. Die Kapitel von den verschiedenen Graden des Lebens und der Organisation haben mir am Besten gefallen. Doch ob Sie selbst gleich sagen, daß das inwendige Principium von innen herauswirke und baue, so scheinen Sie mir doch die Eigenschaften und Fähigkeiten des inwendigen Principiums zu sehr von der Organisation abhangen zu lassen. Wie es mir vorgekommen ist, fehlt nach Ihrer Meinung z. E. dem inwendigen Principium des Elephanten nur der Bau des menschlichen Kopfs und sein aufrechter Gang, um das Principium des Menschen zu sein; und das ist nach meiner Meinung gar nicht wahr, nicht einmal bei den Thieren, deren inwendige Principia zwar verschiedener Art, aber doch eines Geschlechtes sind, und durchaus nicht von Thier zu Mensch; und der Stufengang von Thier zu Thier kann und muß durchaus nicht wahr sein, vollends der von Thier zu Mensch, der auf einer ganz andern Art in der Kette steht. Es gibt allerdings einen Gang zur Ver-

edlung, die aber ist keine Sache der specierum und generum, sondern der einzelnen individuorum &c., wie Ihr mit mehrern lesen sollt*), wenn mich die Noth zwingt, Euch einen neuen Theil vorzureiten."

Im Mai 1783 besuchte Herder, der zugleich seinen Sohn Gottfried in Hamburg unterbringen wollte, auf acht Tage den ehrlichen Boten in seiner „neuen Burg" zu Wandsbeck, von wo aus er auch auf Claudius' Anregung mit F. H. Jacobi in die erste briefliche Verbindung trat. Von dem kurzen Gegenbesuch des Boten im darauf folgenden Jahre war oben die Rede. Ein Nachklang davon, der als Echo der Ansicht des Mannes gelten kann, findet sich in einem Briefe von Herder's Frau an Johann Georg Müller, den Bruder des Geschichtschreibers, vom 12. Dezember 1784. Sie schreibt: „Wenn Häfeli (der vertraute theologische Freund Lavater's) acht Tage später gekommen wäre, hätte er auch Claudius getroffen. Jacobi, der ihn sehr liebt, hatte ihm ein Rendez-vous hier gegeben. Er ist noch der alte Claudius, voll Einfalt und unbestochener Wahrheit, und steht fest wie eine eingewurzelte Eiche; Haugwitz scheint sein größter Freund in allen Dingen zu sein." — Auch leitete Claudius eine Verbindung zwischen Jacobi einerseits, Hamann und Stolberg andrerseits ein. Bald nach dieser Zeit und nach dem Abgang des jungen Herder von Hamburg, der in Claudius' Haus ganz zu Hause war, — tritt ein tiefes und langes

*) So geschehen V, 3.

Schweigen zwischen beiden Freunden ein, wenn anders keine Briefe sich verloren haben. Dagegen schreibt im Jahre 1795 Herder an Jacobi, der sich damals in Wandsbeck aufhielt: „Was macht Claudius? Grüße ihn freundlich und schreibe mir etwas von ihm. Gieb ihm doch auch meinen Dichter*) zu lesen; wenn er ein Exemplar will, so schreibe mir nur ein Wort. Mich dünkt, er ist alle dem, was ich schreibe oder herausgebe, so fern, daß ich ihn mit Zusendungen zu behelligen glaube.“ Erst i. J. 1797 klingt noch einmal der alte Ton in einem Schreiben des Boten an, in welchem er die Verlobung seiner Karolina mit Friedrich Perthes den Pathen seiner Tochter meldet. So schließt sich auch in diesem Briefwechsel der Kreislauf des Lebens zusammen: die Kinder sind groß geworden, ringen sich los vom Mutterschooß des Familienlebens, der sie getragen, und beginnen ein neues selbständiges Leben. Das mußte der Freund erfahren. Dann tritt wieder ein Schweigen ein und dies war das ewige Verstummen. Wenige Jahre darauf starb der große Mann. Noch in seinem letzten Briefe dankt Claudius für die Bücher, die ihm Herder von Zeit zu Zeit zugeschickt, und bekennt, vieles darin habe ihm sehr gefallen und was in ihn nicht passe, das lasse er stehen. Wir sehen aber, Claudius weiß immer das ewige Theil in Herder von dem zeitlichen zu scheiden, es ist ihm eine Herzensangelegenheit, das zu thun,

*) Herder's Uebersetzung von Balde's neulateinischen Gedichten.

und die Liebe, die über alle Weissagung und Erkenntniß ist, verläßt ihn im Widerstreit der Ueberzeugungen nie. Wie Herder über den Jugendfreund sein schon oben*) angeführtes Generalurtheil abgibt, so äußerte Claudius später über den geschiedenen Freund, er hätte in seinem Leben keinen Mann gesehen, der einen so schönen und unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht wie Herder.

Stand aber Herder in seiner Lebensanschauung seit seinem reiferen Mannesalter auf dem Scheidepunkt, zwischen Freund und Feind dem Boten gegenüber, so schloß sich diesem ein kleiner Kreis edler Männer ganz und ohne Vorbehalt, mit Herz und Geist an. Vor allen ist es Hamann, der bekanntlich mit seines jüngern Freundes Herder Richtungsänderung keineswegs einverstanden war. Seine Freundschaft mit Claudius, die auch ohne Schauen fest und treu, wenn auch nicht ohne alle Schwankungen blieb, rührt, wie wir sahen**), aus dem Anfang der siebziger Jahre her; aber sie mußte in sich gediegener und lebendiger werden mit Claudius' geistiger Wiedergeburt, die ja in ihrem Wesen ein Entgegenreifen zu Hamann's unerschütterlicher Lebensüberzeugung war. Denn in diesem Manne schauen wir wie in keinem zweiten den Elementargeist der Sturm- und Drangzeit an in seiner Doppelgestalt, die sich wie Jugend und Reife, wie Hoffnung und Erfüllung verhält. Er verlangte

*) S. 216.

**) Vgl. ob S. 146 folg.

als Grund und Anfang alles ächten geistigen Lebens und Schaffens, und voran aller Poesie, die ungetheilte, gesammelte, in sich lebendige Kraft des Geistes, die allein lebensfähige Kinder erzeugen könne; und diese innere Einheit des organisch-natürlichen Lebens war ihm der hoffnungsgewisse Vorhof und Bürge eines in Gott zu erneuernden und wiederherzustellenden inneren Lebens. Aber als er zum Bewußtsein der ersten Fordrung nach schweren inneren Kämpfen, Leiden und Verirrungen gekommen war, stand auch schon die zweite höhere, die starke Glaubenssehnsucht in seiner Seele, die ihn dann Blicke in die Geheimnisse des göttlichen und menschlichen Lebens thun ließ, die damals nur den ersten Geistern und selbst diesen meist nur in ahnendem und halbem Verständniß zugänglich waren. Denn freilich war diese Harmonie, die er lehrte, in ihm selbst nicht in Wirklichkeit vollzogen; sie war sein Ideal und seine Hoffnung. Weder sein sittliches noch sein denkendes Leben hatte die durchleuchtete und gereinigte Gestalt gewonnen, die ihn zu einem Muster und Beispiel seiner Lehre gesetzt hätte. Aber Claudius stieß sich an diese Gebrechen nicht. Wie manche Berührungspunkte zwischen beiden! In der mehr naturalistischen und schöngeistigen Periode sprach ihm Hamann aus der Seele, daß das Heil am wenigsten von den Franzosen, aber auch nicht von den Alten komme, sondern daß die Quelle auch ihrer Dichtung, die unsterbliche Natur selbst, zu suchen sei, um zu gesundem Mitsprechen in dieser „Muttersprache

des menschlichen Geschlechts" *) zu gelangen. Aber in Hamann's Worten, auch wo sie andre Gebiete berührten, fand Claudius immer noch eine höhere Wahrheit durchscheinen, die ihm, so umsponnen meist die Gedanken waren, doch vertraut und verständlich entgegenleuchtete, daß wir „nicht dem Baum der Erkenntniß unser Glück zu danken haben, daß es einen bessern, einen höhern Weg gebe als Sprachen und Gnostik." Dabei war in Hamann die Erkenntniß dieser Wahrheit nichts weniger als Erbschaft und Tradition, sondern in eigenthümlichster Weise erlebte, erkämpfte und erflehte Gewißheit. Denn die Schätze einer frommen mütterlichen Erziehung hatte das darauf folgende Leben voll geistiger und sittlicher Entfremdung, Entzweiung und rohster Verführung wenigstens bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Dies Gepräge aber des gewaltigen Kampfes, des nicht entliehenen, sondern erworbenen Gutes konnte ihn allein unserm Boten ansprechend und lehrfähig machen.

Was die Form und Methode der Produktion anlangt, so war zwar in Hamann die Gabe der Spekulation vorherrschend, in Claudius die unmittelbar poetischer Conception, doch dieser scheinbar große Unterschied glich sich wieder aus, indem Hamann wie ein spekulativer Poet lediglich intuitiv verfuhr, keine dialektische und systematische Begabung und Neigung besaß, Claudius aber von vornherein die poetische Kunstform für nichts achtete und immer mehr zum

*) Kreuzzüge des Phil. (Ausg. v. 1762.) S. 163.

dichtenden Philosophen wurde. Beide Freunde gingen von einer breiten Grundlage der Belesenheit, des Wissens, geistiger Interessen überhaupt aus (wenn auch Hamann's Polyhistorie weit schwerer wog, aber auch schwerer zu bewältigen und zu behandeln war), führten dieselben aber als Sokratisches Nichtwissen ins Feld gegen die selbstzufriedenen Lichtfreunde der Aufklärungszeit; Hamann, als der größere Gedankenerfinder, mehr mit schwerem Geschütz tiefsinniger Ideen, der Bote mehr mit den leichteren Waffen von Ernst und Kurzweil kämpfend; auch ihr Humor unterschied sich so. Das Formlose und Unmündige, das beiden gemein war, ging bei Claudius mehr aus freiem Willen und Grundsatz hervor, bei Hamann war es Naturfehler und übertrieb' sich bis zum unverständlichen Stammeln. Indessen gerade weil seine Gedankentiefe und Gedankenschwere in natürlichem Mißverhältniß stand zu seinen sprachlichen und formellen Mitteln, so hielt er mit Absichtlichkeit jenes Dämmerlicht fest bei großer Helle in den Grundanschauungen. Claudius hat unleugbar große Einflüsse durch Hamann's Schriften erfahren, von denen er einige auch kurz angezeigt hat*); namentlich in dem Gebiete der christlichen Philosophie, zu deren Heranbildung alle Arbeiten des nordischen Magus Scherflein und Bausteine sind, d. h. in der Erkenntniß des Weltganzen, des Zusammenhangs aller Dinge von dem einen Mittelpunkt des göttlichen Worts aus, das zwar keines-

*) Werke I, 14, 15. III, 73.

wegs über die ganze Peripherie des Lebens selbst redet, aber in seiner Entfaltung und seinen Konsequenzen allerdings das Licht auch hiefür in die Hand gibt dem demüthigen und den Spuren der Offenbarung nachgehenden, sie in innerer Erleuchtung und Erschauung ergänzenden Forscher. Namentlich klingen Hamann's Ideen über das Wesen von Offenbarung, Natur, Sprache, Geschichte wiederholt, ja bis auf einzelne Ausdrücke, in den Aufsätzen des Boten an — doch nicht als eine bloße Hin- und Annahme, sondern immer eigenthümlich verarbeitet und persönlich geworden. Ihr Verhältniß war überhaupt ein Verhältniß der Freiheit, nicht der Abhängigkeit und Nachahmung, und in den meisten Fällen erklärt sich ihre Gedankenähnlichkeit und geistige Gütergemeinschaft, wie bei Dichtern, aus selbständigem Finden bei großer innerer Verwandtschaft.

Um so beklagenswerther ist der Verlust des Hamann-Claudius'schen Briefwechsels, der muthmaßlich eine reich sprudelnde Quelle für die Erkenntniß von dem inneren Leben des letzteren gewesen wäre. Claudius ließ sich seine Briefe von Hamann's Erben in Königsberg durch L. Nicolovius 1804 ausliefern; anno 1813, als er in den Kriegsstürmen sein Haus in Wandsbeck verlassen und flüchten mußte, sind sie mit andern vernichtet worden. Der schriftliche Austausch der beiden Freunde war sehr lebhaft. Neben mancherlei brieflichen Äußerungen Hamann's über den Boten existirt auch eine humoristische, in den

pythischen Stil des nordischen Magus verkleidete Ankündigung der beiden ersten Theile seiner Werke in der Königsberger Zeitung. Freund Hain wendet sich darin an alle belesenen und empfindsamen Personen in Ost- und West-Preußen und legt ihnen den „ehrlichen Dorflieger vom schönen Geiste“ mit dem „englischen Stumpfschwanz seiner Mundart“ ans Herz. „Bist ein guter, lieber Junge“, ruft ihm der alte Ruprecht Pförtner zu, „hast eine feine Seele, die deine ist, und den Keim mystischer Weisheit“; — „bist weiser, denn die Weisen von Abdera und die Schildbürger des gelehrten Wesens daselbst, die auf Steckenpferden um den Feenring mondsüchtiger Unsterblichkeit spielen“ u. s. w.

Mit Hamann's plötzlichem Tode (1788) ging für das öffentliche deutsche Geistesleben, für das der räthselvolle Mann ohnehin nicht geboren und dem er immer fremder geworden war, nicht eben viel verloren, um so mehr für einen kleineren Kreis edler Menschen, die dem Ewigen in seiner geoffenbarten oder im eignen Ideal angeschauten Gestalt zugewandt waren, die in Hamann bei seiner inneren Energie und seinem ausgiebigen, so manchem Bedürfen, Talent und Lebensstadium gewachsenen Geistesreichthum ihre Seele, ihren Halt, ja ihren geistigen Vater verehrt hatten. Auch Claudius gehört zu dieser kleinen Schaar stiller aber auserwählter Seelen, die ihren Meister und „Patriarchen“ schmerzlich vermißten*).

*) Sogar Herder, den Hamann wohl selbst le Doyen de

Als Hamann seine große und letzte Reise nach dem Westen zu den Freunden in Münster und Pempelfort antrat, sollten auf der Rückfahrt auch Claudius und Herder begrüßt werden. Man war in Wandsbeck in nicht geringer Erwartung, den nie gesehenen Freund endlich von Angesicht zu schauen, als dieser verlangend war, den Unbekannten und doch Bekannten zu umarmen. Er hatte Claudius im tiefsten Innern erkannt und lieb gewonnen, wenn er auch einige Jahre zuvor an Jacobi geschrieben: „ob ich aus dem seltenen Mann klug werden möchte, wenn ich ihn selbst zu sehen bekomme, wie ich so viele Jahre lang gewünscht und gehofft, bin ich neugierig". Um den kränkelnden Gast nahe zu haben, ließ Claudius noch eine Bauveränderung vornehmen und im Haupthause eine Kammer einrichten. Da kam die Trauerbotschaft, daß Hamann am 20. Juni 1780 zu Münster selig entschlafen sei.

Wie sich die erste Bekanntschaft zwischen F. H. Jacobi und Claudius angeknüpft, haben wir oben erzählt. Zum letztenmale in dieser Periode trafen sie im Spätsommer 1789 in Wandsbeck zusammen, wo Jacobi bei Claudius wohnte und dann, wie neun Jahre zuvor, mit ihm Holstein durchreiste. Die Bekanntschaft wurde bald zur Freundschaft. In der

ses amis genannt, schreibt vor H.'s Tod i. J. 1786 an F. H. Jacobi: „Wenn mir der alte und früheste Freund, der Freund meiner Freunde, stirbt, ist das letzte Blatt meiner Knospe von außen dahin, und die inneren Blätter derselben werden es traurig fühlen". Aus Herder's Nachlaß II, 283.

leicht sich verbrüdernden, das Geistige überall suchenden, das Gleichartige vollends anbetenden Zeit hatte gerade Jacobi das ganz besondre Bedürfniß, ein inneres ideelles Zusammenstreben auch zu einem persönlichen, durch Besuche, Briefe, Aushülfen, Grüße, Schriften- und Gedankenaustausch vermittelten Zusammenleben zu erheben. Er war nichts weniger als ein einsamer Denker, sondern ein Mann der geistig-vornehmen Gesellschaft, der die Gabe, sich persönlich darzustellen und ganz und voll zu geben, in hohem Grade besaß. Seine Verhältnisse hatten ihn zum Geschäfts- und Weltmann bestimmt, seine Neigung zog ihn zum Denken und zum Dichten, so wurde aus der Mischung beider Seiten allmählich sein Hauptberuf, die Ergebnisse seines inneren Lebens und des Mitlebens mit der Literatur dem unmittelbaren Leben einzupflanzen, für dessen Genuß und Pflege er geboren war. Persönlichkeit war sein und seiner Philosophie A und O; und wenn er im Leben diesen Begriff mitunter in schwächlicher Sentimentalität und in der Wissenschaft in halbwahrer Einseitigkeit übertrieben hat, so hat er ihn doch für viele Kreise retten und festhalten helfen, als er durch die entgegengesetzten Verirrungen verloren zu gehen drohte. Seine Gedankenstellung zu seinem „Herzensbruder" Claudius, die er uns selbst später in öfientlichen Dokumenten dargelegt hat, gehört mehr dem folgenden Zeitabschnitt an, wo beide Freunde räumlich und verwandtschaftlich eine Reihe von Jahren einander so nahe standen. Die inner-

liche Nähe, die, wie bekannt, in dem allerentscheidendsten Punkte niemals zu einer Identität geworden ist, spricht Jacobi selbst schon frühzeitig aus. Als ihm Claudius den vierten Theil seiner Schriften zugeschickt hatte, antwortet er ihm: „Es steht fast auf jedem Blatte dieses Büchleins geschrieben, daß wir Freunde sind. Über Schwärmerei*) ist auch die äußerliche Ähnlichkeit unsrer Vorstellungen frappant. Die innerliche Ähnlichkeit der Gedanken aller Menschen, die mit Ernst die Wahrheit suchen, die darum bekümmert sind, ist überhaupt ganz sonderbar. Alle diese Leute haben einen gewissen Tiefsinn — der sie tiefsinnig macht, und sie ungefähr dasselbe finden läßt. Scharfsinn ist etwas anders; er wird aber oft für tiefsinnig angesehn, weil er, so zu sagen, tiefsinnig über Form ist“. — In dem vielbesprochenen Streit Jacobi's mit Moses Mendelssohn über den angeblichen Spinozismus Lessing's ließ aus dem Gewirr streitender Parteischriften auch der Bote seine versöhnliche Friedensstimme vernehmen, die allerdings dem Freunde und seiner Grundansicht, daß es eine unmittelbare, mit uns geborene Gewißheit des Glaubens gebe, zustimmt, soweit sie die gegenüberstehende bekämpft, aber auch mit christlicher Gerechtigkeit in Mendelssohn die Spuren der Wahrheit ehrt, wenn er auch seine Halbheit und den Widerspruch in der Ansicht vom Verhältniß der Spekulation

*) Anspielung auf Claudius' Aufsatz Passe-Tems Werke IV, 99 folg.

zur „natürlichen Religion“ nicht verschweigt. Die Blätter fanden auch höheren und höchsten Orts, bei den Fürsten der Philosophie, allen Beifall. Hamann schreibt darüber an Jacobi: „Er hat seine Sache so gut gemacht, daß es keiner ihm nach thun wird. Die beiden Bogen circuliren noch immer. Kant erhielt sie erst gestern Abend und ließ mir durch meinen Sohn sagen, daß er sie noch gestern mit vielem Vergnügen durchgelesen“. —

Unbedingter in der inneren Lebensgemeinschaft mit Claudius stand der berühmte Theolog Johann Friedrich Kleuker, der Freund Jacobi's, Hamann's, Herder's und Lavater's, damals noch Rektor in Osnabrück, später (1798) Professor in Kiel; wenn ein direkter Briefwechsel zwischen beiden sich auch erst im Anfang der neunziger Jahre anknüpft. Er war der gelehrte und gründliche, in Geschichte, Spekulation und Sprachen tiefforschende Apologet des positiven Christenthums, nicht überall des orthodoxen Lehrbegriffs. Und durch diese Eigenschaften, denen ein frommer kindlicher Sinn und männliche Festigkeit höheren Werth verliehen, ward er ein sehr wesentliches Glied des Kreises, von dem ich rede. Er ist durch seine ausgebreitete Kenntniß und Erschließung orientalischer Religionssysteme der eigentliche Schöpfer einer vergleichenden Religionswissenschaft, die Claudius so andauernd beschäftigte, geworden. Mit seinem strengen Bibelglauben, der aber kein wörtlicher Inspirationsglaube war, verband er eine originale

theosophische Richtung, und vorzugsweise war das Element seines religiösen Lebens die Anschauung der Herrlichkeit Christi, weniger der evangelische Gegensatz von Sünde und Gnade. Auf eine überschickte Schrift antwortet Claudius ihm freudig zustimmend u. a. „Die Position ist sehr beschwerlich, darin die neuen Theologen stehen. Von der Höhe des Berges und dem Fundament haben sie die Theologie abgebracht und ganz fallen wollen sie das Ding noch nicht lassen. Am Abhang aber will es nicht liegen, und macht ihnen das Leben sauer, und ich fürchte, die Zeit sei nicht weit, wo sie die Lawine herunterfahren lassen."

Mit den genannten Männern im engsten Seelenbund stand Johann Caspar Lavater. Auch Claudius trat zu ihm in eine lange Zeit indeß nur durch Briefe genährte Gemeinschaft. Leider ist auch dieser Briefwechsel für uns verschlossen. Aber die Schriften beider Männer geben uns über ihre Gleichheit und Verschiedenheit hinreichenden Aufschluß. Da ist denn bei einer wesentlich gemeinsamen Grundlage, dem treuen Festhalten an der christlichen Wahrheit, der bei Lavater wie bei Claudius ein eifriges Mitleben mit dem Sturm und Drang der Geniezeit vorher oder nebenher ging, kaum eine größere Naturverschiedenheit denkbar. Lavater war ungleich mehr in die Geniezeit eingetaucht und besaß in seiner Persönlichkeit alle die Gaben, der so aufgewühlten Zeit als ein Missionar das Wort der Wahrheit vorzuhalten, aber die jahrelange Verbrüderung mit der großen Zeitbewegung und ihren Hauptträgern sowie seine eigne

wunderbare Beweglichkeit ließen ihn nie zu der Schlichtheit und dem stillen Frieden kommen, die unserm Boten mit der Zeit zu eigen wurden. Er ist dessen christliches Gegenbild. Lavater der amtlich berufene Geistliche, Asmus der zurückgezogene Laie; jener mit allen Gaben, in der vornehmen Welt zu leben und zu wirken, dieser scheu davor und mit dem Hausleben zufrieden; er einer der aktivsten Menschen der Zeit, energisch, über das Maß produktiv, eine drastische und dramatische Natur; Claudius nach außen thatenlos, geistig ein weiser Ökonom, mehr einnehmend als ausgebend, mehr lyrischer Anlage. Lavater ist weit reicher angelegt und hatte ein ganz andres Feld der Wirksamkeit, aber er war nicht sicher vor eignen Phantasiegebilden, die er mit dem Geist der Wahrheit verwechselte, vor einem religiösen Sturm und Drang, der ihn zu chiliastischen Träumereien, zur verzehrenden Wundersucht, zur zeitweiligen Theilnahme an krankhaften Erscheinungen der Zeit und mancherlei Ab- und Irrwegen verführte. Und daß er lange Zeit in fieberhafter Spannung eine Garantie seines Glaubens von unmittelbarster Offenbarung und einer persönlichen Erscheinung des Heilandes oder seiner Gesandten erwartete, daß er auf diese Eine Nummer, die nie in die Wirklichkeit trat, das Heil und den Frieden seiner Seele setzte — in welche Versuchung hat er sich und Andre dadurch geführt, und wenn er auch bei solchen Zweifeln vor dem Abfall bewahrt blieb, mehrere seiner nächsten Anhänger entgingen der Gefahr um so weniger. Auch seine Sprache

ist der getreuste Abdruck der Geistesgährung, dithyrambisch, oft hochpoetisch, abrupt oder in aufgewirbelter Wortfülle. Claudius ist durchaus einfacher, in sich beschränkter, aber gediegener, reiner von fremdartigen Zusätzen; sein Humor, der schon einen freien Stillestand in der allgemeinen Unruhe zeigt, fehlt dem Züricher Freunde gänzlich; daher seine Aufsätze christlichen Inhalts noch immer lebensfähig und dem Empfänglichen wohlthuend sind, Lavater nur wenig mehr und nur fragmentarisch noch gelesen wird. Auf seine Zeit wirkte er ganz anders wie der Bote, aber die Zeit auch ganz anders auf ihn, und was die Zeit bringt, geht mit ihr unter. Aber die den seltenen Mann treibende und bewegende Liebe, diese Seele seines Lebens, die immer wieder mit ihm aussöhnt, wenn wir mit Recht an bedenklichen Auswüchsen seines überreichen Geistes anstoßen, findet auch Claudius in seiner Anzeige der Physiognomischen Fragmente als den wahren Charakter heraus. Auch diesem Werk, das so manchen Kopf verrückt hat, dem die großen Schöngeister mit schwindelndem Enthusiasmus zujauchzten, weil sie die menschliche Naturverehrung und den Geniekultus, auch wohl die eigene Eitelkeit dadurch befriedigt sahen, — wie anders stellt sich ihm der Bote gegenüber!*) Denn auch er will nicht schweigen, weil „das schlecht sein müßte, wenn er nicht noch weniger von der ganzen Sache verstände, als seine Herren Collegen". Er verwirft

*) Werke III, 19 folg.

nicht die Sache an sich, sie zieht ihn eher an, aber er läßt doch merken, wie viel Täuschungen dabei unterlaufen müssen und mahnt indirekt zur Besonnenheit; vor allem jedoch setzt er des Urhebers Motiv in die Nächstenliebe, der er dienen gewollt. „Ein Physiognom*), und so stelle ich mir auch den Raphael Lavater vor, ist'n Mann, der in allen Menschengehäusen den unsterblichen Fremdling lieb hat, der sich freut, wenn er in irgend einem Gehäuse, Strohdach oder Marmor, einen Gentleman antrifft, mit dem er Brüderschaft machen kann, und gerne beitragen möchte, die Leibeigenen frei zu machen, wenn er nur ihre Umstände wüßte. Der unsterbliche Fremdling im Menschen ist aber inwendig im Hause, und man kann ihn nicht sehen. Da lauert nun der Physiognom am Fenster, ob er nicht am Widerschein, am Schatten oder sonst an gewissen Zeichen ausspioniren könne, was da für ein Herr logire, damit er und andre Menschen eine Freude, oder Gelegenheit hätten, dem Herrn einen Liebesdienst zu thun. Mag er bei seiner Entreprise parteiisch sein, übertreiben, tausendmal neben der Wahrheit hinfahren, und mehr Unkraut als Weizen sammeln; er bleibt auch mit Unkraut in der Hand ein edler Mann, und dann ist noch immer die Frage erst, ob alles wirklich Unkraut ist, was Du nach Deinem Linneus Unkraut nennst." Die Naturverschiedenheit beider Männer machte sich hier und da auch in einzelnen Urtheilen und vorübergehenden Antipathieen

*) a. a. O. S. 22 folg.

geltend. Mitunter erlaubte sich Claudius ein Scherzwort über den Schweizer, dessen „Freund par bricole“ er sich einmal 1785 brieflich nennt, dessen „Pontius Pilatus“ (1787) er nicht „goutiren“ kann. Doch waren das nur leichte Ausnahmen der Regel.

Die Freunde sahen sich zum ersten und letzten Male auf Lavater's vielbesprochener Kopenhagener Reise im J. 1793. Bekanntlich unternahm er dieselbe in Folge einer Einladung und auf Kosten des, wohl durch seine Gemahlin, die Gräfin Auguste hierzu bestimmten Grafen P. A. Bernstorf in Gesellschaft seiner Tochter Nette, später der zweiten Frau des Pfarrers Geßner, des Biographen Lavater's. Auf der Hin- wie Rückreise sprach er in Wandsbeck bei Claudius ein; zuerst gegen Ende Mai einige Tage, dann im Juli in Gesellschaft der Gräfin Julie Reventlow und Passavants, denen sich die Gräfin Schimmelmann anschloß. Besonders dies zweite Zusammentreffen rühmt Geßner als lebendig und ausgiebig.

Mit beiden in innerm Verkehr stand der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, ja er gerade hat schon in jüngeren Jahren eine nähere Bekanntschaft zwischen beiden vermittelt. Er schrieb nämlich gegen Ende des Jahres 1775 auf der Rückkehr von seiner Schweizerreise, wo er neben den Wundern der Natur auch Lavater, der ihm wie ein Wunder des Geistes erschien, kennen gelernt hatte, einen Brief voll jugendlicher Begeistrung über den großen Züricher an den alten Wandsbecker Freund und ließ das Schrei-

ben in das von Boie neugegründete „Deutsche Museum“ einrücken. Zugleich aber spricht sich in diesem Briefe die treue Anhänglichkeit des Grafen an den Boten in unverfälschter Offenheit aus. Ihre erste Bekanntschaft, von der oben*) die Rede war, wurde später durch die Nachbarschaft der Wohnorte und häufiges Wiedersehen — denn Friedrich Leopold lebte bei weitem die meisten dieser Jahre in Holstein —, mehr noch durch die zunehmende Nähe ihrer innern Geschichte fester und inhaltsvoller. Durch die Katastrophe in Stolberg's religiösem Leben und den widerwärtigen Hader, der im Geleite davon das Verborgenste auf die Straßen gezerrt und gemein gemacht hat, sind Licht und Schatten in diesem edlen Geiste vielbekannt geworden; wir überheben uns daher aller weiteren Andeutung. Vorzüglich durch Stolberg als äußeren Vermittler wurde der Bote auch in den Kreis christlich gesinnter Edelleute in Holstein eingeführt, denen er mehr noch in seiner folgenden, nach außen bewegtesten Lebensperiode manche Stunde geistiger Erquickung und Anregung zu danken hatte. Auf mehreren Edelhöfen des Landes fand sich noch eine altgläubige lutherisch-kirchliche Gesinnung in Verbindung mit einer reichen, dem antiken Leben wie den neueren Literaturen entstammten Geistesbildung, durch welche sich gerade die holstein'sche Ritterschaft in neuer Zeit hervorgethan, dabei ein edler sittlicher Geist, Kraft und Anmuth zugleich. Claudius' Erzählung „Paul Erdmann's

*) S. 80.

Fest" beruht auf Eindrücken dieser Kreise. Der Mittelpunkt und Sammelort der Gesinnungsgenossen, doch auch für Andersdenkende offen, war das Gut Emkendorf, zwischen Kiel und Rendsburg in reizloser, nur durch hübsche Anlagen geschmückter Gegend gelegen, das dem früheren dänischen Gesandten in London, späteren (1800—1808) Kurator der Kieler Universität, Grafen Christian Detlev Friedrich von Reventlow*) (einem Universitätsfreunde der Stolberge) gehörte; dieser selbst, streng conservativ in seinen staatlichen und kirchlichen Anschauungen, aber zugleich sittlich streng und gediegen, vielseitig gebildet, witzig und von geistiger Schärfe; seine Gemahlin Julie, geborne Gräfin Schimmelmann, durch Anmuth und Reichthum des Geistes wie durch die stille Frömmigkeit ihres Wesens, die ihr Kraft in anhaltenden körperlichen Leiden und aufopfernde Treue in ihrem Berufe gaben, eine seltene Erscheinung und die Krone jenes Kreises. In Claudius Briefen an Katharina Stolberg namentlich wird der armen „Kanapee-Dame" oft Erwähnung gethan. Am 23. Sept. 1800 schreibt er: „Das von der Gräfin Julia ist gar zu traurig, und ich kann nicht aufhören: der arme Graf! der arme Graf! zu sagen. — Man soll wohl nicht die Hoffnung fahren lassen, aber bei den Umständen ist es schwer; und ich habe keine mehr, und sehe die gute Julie durch Leiden vollendet, aber der arme Graf! wenn er vielleicht von solcher Vollendung nicht so lebendig überzeugt sein

*) Er starb als Dänischer Gesandter in Berlin 1817.

könnte.“ — Mit unermüdlicher Sorge war sie auf das geistliche und leibliche Wohl ihrer Gutsangehörigen bedacht; besonders eifrig und einsichtig nahm sie sich, selbst kinderlos, der Erziehung und Bildung der Schulkinder ihres Gutes an, für die sie selbst ein Lehrbüchlein schrieb. Im Jahre 1799 sucht sie durch Claudius' Vermittlung einen Schullehrer vom Niederrhein, aus den durch Terstegen befruchteten christlichen Kreisen zu gewinnen. Claudius wendet sich zu dem Ende an den ihm persönlich bekannt gewordenen Kaufmann Fr. Christian Hoffmann in Düsseldorf, den Freund Jacobi's. „Sie haben mir wohl ehedem gesagt,“ schreibt er am 3. Juni 1799 „daß der selige Ter-Stegen dortiger Gegend Samen nachgelassen habe. Die Gräfin Reventlow auf Emkendorf braucht zu Michaelis einen Schulmeister, und wäre sehr geneigt einen Terstegianer d. h. einen Mann, der nicht der neuen Theologie, sondern der alten, die in der Bibel gegründet ist, anhängt, und dem es mit der Besserung des Menschen Ernst ist, und der dabei mit Kindern umzugehen weiß, dazu zu haben. Die Schulmeister auf dem Lande in Holstein sind gewöhnlich nebenher Schneider, das könnte der Mann, der gesucht wird, gerne auch sein, doch ist das keine Bedingung, denn die Stelle ist bisher mit einem Seminaristen aus dem Kieler Schulmeister-Seminar besetzt gewesen. Das Haus ist in seiner Art sehr artig, die Einnahme kann ich nicht genau angeben. Aber, im Allgemeinen gesagt, nährt sie ihren Mann. Und

wenn dieser Mann sonst ist, wie er sein soll, so wird die Gräfin ihn nicht Noth leiden lassen, sowie er darauf rechnen kann, daß sie ihm in seinem Geschäft auf alle Weise an die Hand gehen werde, denn sie hat keine nähere Angelegenheit" — Die Empfehlung Hoffmann's zerschlug sich daran, daß die Terstegianer reformirt waren. „Hier ist nicht die Rede, antwortet Claudius, von Toleranz; aber ein öffentlicher Schulmeister in Emkendorf darf nicht reformirt sein." — Das „Lied der Schulkinder" im sechsten Theil der Werke scheint Claudius auch für die Gutsherrin von Emkendorf gedichtet zu haben. Schon aus einzelnen Äußerungen von ihr und über sie in Jacobi's, ihres Freundes, Briefwechsel ist diese bedeutende Frau dem Leser näher gerückt. Der Sinn für Musik, Malerei und Poesie, selbst bis zum eignen Schaffen*), lebte in dem Hause, das mit den Kunstschätzen alter und neuer Meister, großentheils in Italien gesammelt, angefüllt und durch Fresco-Malereien von der Hand eines italienischen Künstlers geschmückt war. Göthe wurde vor der Erscheinung der Xenien verehrt und hingewünscht, wenn auch sein Wilhelm Meister (den F. L. Stolberg sogar, mit Ausnahme des sechsten Buchs, feierlich verbrannte) dem Geist des Hauses widerstand. Das Interesse für ihn scheint übrigens erst Jacobi, der das gräfliche Paar schon in England

*) Unter dem Namen „Juliane" stehen Gedichte von ihr in dem Voß'schen Musenalmanach von 1777.

kennen gelernt hatte, geweckt zu haben; sein eigentliches Dichterideal war und blieb Klopstock.

Claudius stand schon als alter Freund der Schimmelmann'schen Familie auch diesem Hause nahe; außerdem hat wol Schönborn der als Legationssekretär unter Reventlow in London gearbeitet und die Gräfin Julie durch eine seiner kühn geschwungenen Oden gefeiert hatte, auf den Wandsbecker Freund noch aufmerksamer gemacht. Die Gräfin steht später Pathe bei dem zweiten Sohne Fritz. So wandert der Bote nicht selten, besonders in der ersten Hälfte der neunziger Jahre, nach dem gastlichen Hause. Mit der Gräfin steht er in fortdauendem Briefwechsel, auch macht sie wiederholt Gegenbesuche in Wandsbeck. Als sie auf einer italienischen Reise (1795—1797) in Rom ihren Landsmann, den berühmten Maler Karstens*), den Propheten der neudeutschen Kunstblüthe, kennen lernt, schreibt sie an Ludwig Nicolovius: „Und dann hat dieser Karstens, mir auch das Herz gestohlen, weil er meinem innig geliebten Claudius so ähnlich sieht. Auch Karstens ganzes Wesen durchfließt eine lebendige Quelle des Lebens." Mit Claudius fanden sich in Emkendorf ein die beiden Stolberge — der ältere Graf Christian war Amtmann in

*) Von ihm brachte die Gräfin eine Komposition, die den Aristophanischen Sokrates im Korbe schwebend und sein Publikum apostrophirend darstellte, aus Italien mit nach Emkendorf. Auch Hakert'sche Landschaften hatte sie von dort heimgebracht, zu deren Mitgenuß Claudius geladen wird.

Tremsbüttel zwischen Lübeck und Hamburg und mit der hochbegabten Gräfin Luise von Reventlow vermählt — der alte Kanzler J. A. Cramer († 1788) und sein excentrischer Sohn Karl Friedrich*), der später politisch so ganz andere Wege ging; der ältere Hensler aus Kiel; Klopstock selbst; des Grafen Friedrich Bruder, der Graf Cai Reventlow auf Altenhof bei Eckernförde im Schleßwig'schen, seit 1797 Nachfolger seines Schwiegervaters, des verstorbenen Ministers A. P. Bernstorf; die schöne Gräfin Kornelia Baudissin, die andersgesinnte Schwester der Gräfin Julia, und ihr Gemahl Graf Heinrich Friedrich, eine Zeit lang dänischer Gesandter in Berlin. Im Anfang des Jahres 1791 trat in jenen Kreis ein Neuling, der aber als Schüler und Liebling des seligen Hamann, als Freund Jacobi's und F. L. Stolbergs, wohl legitimirt war — G. H. L. Nicolovius, der spätere Preußische Staatsrath. Er war bald mit Geist und Herz ein lebendiges Glied des Kreises, aus dem ihm das Echo seines eignen innersten Lebens entgegenklang. Auch dem Boten kam er nahe und näher. Besonderes Leben brachte in diesen Kreis eine der Schwestern des Stolberg'schen Dichterpaars, die unverheirathet gebliebene Gräfin Katharina**), Stiftsdame in Wallö. „Sie war eine

*) S. oben S. 81; er hat auch einen Theil seines seltsamen Werkes über Klopstock: „Kl.; Er und über ihn" der Gräfin Julie gewidmet.

**) Vgl. oben S. 113.

ungewöhnliche Erscheinung, sagt ein jüngerer Zeitgenosse von ihr, an nachhaltigem, im tiefsten Grund ihres Wesens lebenden Feuer für Religion, Wahrheit und Recht ihren Brüdern vielleicht noch überlegen, an Energie gewiß. Ihr Profil war bedeutend, ohne schön zu sein, es quoll aus ihrer Brust mit einer seelenvollen Stimme und eigenthümlichen Betonung eine Fülle von innerer Überzeugung und Zuversicht, von warmer Zuneigung für alles Höhere und Bessere, das dem Menschen gegeben ist, eine überschwängliche Geringschätzung für alles Gemeine, ja Gleichgültige, die ihre Gegenwart den Schlechten unleidlich, den Flachen drückend, denen, die sie verstanden, anziehend machte“. Mit Claudius, seiner Rebekka, mit der sie sich duzte, und der Kinderschaar, der sie als allbeliebte und stets willkommne Tante galt, stand sie auf dem vertrautesten Fuße und in einem ununterbrochenen Briefwechsel, von dem mir Zeugnisse in langer Reihe vom März 1778 bis zum September 1804 vorliegen. Gar manchesmal sprach sie in der Hütte des Boten vor, überraschte die Kinder zum heiligen Christ mit reichen Gaben, sucht Rath, Trost und Klarheit wie oft bei Claudius, der im vollen Sinn ihr Vertrauensmann, auch wohl ihr Seelsorger war, wenn er gleich ihrer inneren und äußeren Unruhe und „Nomadennatur“ mitunter neckisch oder ernst zusetzt. „Daß Sie uns übrigens, — scherzt Claudius — wie Sie sagen, eigentlich zu lieb haben, ist aber doch wahr genug, und ich habe das immer gesagt und mir, wie Sie

wohl bemerkt haben, ein Gewissen daraus gemacht, Ihre Liebe anzunehmen. Frau Rebekka aber nimmt sie an, denn die kann nicht Liebe genug haben, und nimmt sie ohne Gewissen und Skrupel hin. Ein jeder hat so seine Methode, und sie befindet sich bei der ihrigen sehr wohl". — Ein paar andre Briefstellen aus dieser und der folgenden Lebensperiode, mögen hier stehen. Im Jahre 1788 schreibt Claudius: „A. war gestern wohl und munter, und es scheint, als wenn er noch einmal den Kukuk hören werde, welches ich ihm gerne gönne und wünsche. Über die Pflege der Freundschaft, wenn wir den Kukuk nicht mehr hören, seien Sie ganz ruhig. Wer tausend Thlr. gewinnt, kann sich über den Verlust von einem Thlr. wohl trösten. Und am Ende wird einem jeden, denk' ich, wohl frei stehen nach seiner Liebschaft zu thun, wenn er nur Gutes thut." — „Ihre philosophische Speculation — heißt es in einem Briefe vom 3. März 1801 — und Frage, daß und ob der Christ bei gewissen Gelegenheiten Boten in die Ferne schicken und bei gewissen Gelegenheiten selbst sich aufmachen und hinziehen könne, können wir Ihnen nicht gar ins Reine bringen. Wir denken aber, daß wir uns schicken und reisen müssen, weil etwas an uns körperlich ist, und daß wir deswegen dem Geist was ähnliches andenken, daß aber der Geist nicht brauche zu reisen, sondern überall sei, wo er sein will, und daß es bei ihm nur auf ein lebendiges Wollen ankomme und

damit entschieden werde.“ Auch als Dichterin versuchte sich die Gräfin. Im Jahre 1779 schreibt Claudius: „Ihren Tractat von der Freude habe ich gelesen und denke ihn heute Klopstock zu seinem Geburtstag in Ihrem und meinen Namen zu schicken; ich vergleiche ihn den Sprüchen Salomonis, bis auf die Stellen von den Poeten und Autoren. Salomo kannte die Poeten und Autoren zu gut, als daß er so vortheilhaft von ihnen hätte denken sollen als die Gräfin Katharina zu Stolberg, und darum nehme ich diese Stellen aus, wenn ich dem übrigen Theil mein unverstelltes Kompliment mache.„ — Im Mai 1801 werden kleine Gedichte über Lavater und an und von Freund Hain erwähnt. „Ihre berühmte Epistel — heißt es im Juli 1803 — ist denn in unsern Händen. Meine Vorlesungen: über Metrum sind freilich mit Füßen getreten; doch bei einer so schnellen — (ist unleserlich) — ist an kein Metrum zu denken und ist vielmehr eine Schönheit und ein Verdienst, daß Sie keins gehalten haben. Wir haben, ich die Hälfte und Frau Rebekka die Hälfte, uns selbst und den Kindern vorgelesen, und haben es gerne wieder gelesen, daß Ihrer Liebe nichts zu schwer, als das, zu leben liebeleer“. — Einen Monat später: „ich habe immer geglaubt, daß Sie noch einmal eine Erzscribentin und Vielschreiberin würden; itzo scheint also, nach Ihrem Bericht, der Deich zu brechen oder vielmehr brechen zu wollen, denn Sie zählen alles, was Sie

noch schreiben wollen zu Ihren Schriften, und und da fällt mir Klopstock's Epigramm ein: „Taub bin ich, spricht man mir von Thaten, die man thun will, vor; doch von geschehenen lauter Ohr.“ —

Wie reich war damals das geistige Leben Holsteins!

Mit dem katholischen Kreise in Münster trat Claudius erst in der nächsten Folgezeit in Verbindung. Durch Hamann, der dort seine letzte Lebenszeit verbrachte, war aber schon ein Verkehr eingeleitet. So sehen wir zunächst im Norden Deutschlands sich eine kleine Schaar von ausgezeichneten Menschen um die christliche Wahrheit, die in der großen Welt verstoßen und verfolgt wurde, wie eine stille unsichtbare Gemeine zusammenschaaren. Die schroffen Standesunterschiede, die in Claudius' Jugendperiode auf dem Grund der Genialität sich verwischt hatten, die damals in Frankreich auf dem Grund der Revolution gewaltsam niedergerissen wurden, traten hier zurück auf dem Grund religiöser Gemeinschaft. Da der Unglaube sich ausbreitete, zogen sich die Glaubenskräfte, wie immer, in einzelne Menschen und kleine Gruppen zurück, um in diesen und aus diesen um so lebenskräftiger zu wirken. Es ward das Zeichen des Kreuzes mitten in einer innerlichst widerstrebenden Geisteswelt aufgepflanzt, zum Erinnerungszeichen der guten alten Zeit und für die Zukunft als Wegzeiger in die verlorene Heimath.

Die Männer und Frauen in dieser Diasspora kannten und verstanden sich leicht; der Norden reichte dem Süden, der Osten dem Westen die Hand; die bald hereinbrechende Revolutionszeit drängte, wie bei großen schreckenden Naturerscheinungen, die Gleichgesinnten noch enger und näher zusammen. —

IV.

Glaubensleben und Lehre.

Das natürliche Ergebniß unsers ersten Buchs war ein Blick auf Claudius' Dichterleben; ebenso geradeswegs führt uns das dritte Buch zur Betrachtung seiner religiösen Überzeugung. Was wir bisher nur im Werden und in der Bewegung flüchtig angeschaut, das soll uns nun in seinen Grundzügen als ein fertiges Sein und als zusammenhangendes Ganzes entgegentreten.

Wir stehen im Mittelpunkt oder auf dem Gipfel seines äußeren Lebens, ja wir sind schon über die Mittagslinie hinaus. Auch innerlich steht der Mann schon lange gereift und entwickelt da, die Folgezeit fügt keine wesentlichen und neuen Züge hinzu, es ist nur die Ausgestaltung und Vertiefung zugleich des eingesenkten Lebenskerns. Daher ist der Rück- und Vorblick auf dieses Licht seines Lebens hier an seiner Stelle.

Wol ist es wichtig und interessant, ja es kommt allein der geschichtlichen Wahrheit nahe, wenn man die

religiöse Stellung eines Mannes wie Claudius, der als christlicher Charakter so weithin wirkte, im Anschluß an die Einflüsse seiner Zeit darstellt, ähnlich wie wir bei seiner poetisch-literarischen Stellung verfahren sind. *Zum Theil* haben wir es gethan; aber doch nur im *engeren* Sinn. Wir haben den Faden solcher sichtbaren Einwirkungen nur durch sein Familienleben, seine nächste Umgebung und durch die Genossenschaft innerhalb der Literatur verfolgt und zugleich auf die *stärkere* Anziehungskraft hingedeutet, welche von Geistern vergangner Zeiten auf ihn geübt wurde. Aber hat denn die *gleichzeitige Kirche* und ihre Wissenschaft, die evangelische wie katholische, auf Claudius keinerlei Wirkung gehabt? Die theologische Wissenschaft, kann man sagen, *fast* nur eine *negative* und abstoßende, denn mit seltenen Ausnahmen, wie *Kleuker*, waren ihre Stimmführer Rationalisten, natürlich mit mannigfacher Abstufung des Standpunktes. In Kirche und Gemeindeleben lebten und wirkten allerdings noch in manchen Gegenden des evangelischen Deutschlands verborgene Kräfte, der Glaube der Väter war noch nicht allenthalben erstarrt und erstorben, aber es waren eben die „Stillen im Lande“, in das öffentliche Leben drangen solche Lebensregungen kaum ein. Die Brüdergemeinden schlossen sich ab nach außen; ob Claudius jemals in einer Verbindung mit ihnen gestanden, läßt sich nicht mehr entscheiden: doch ist es nicht unwahrscheinlich, da seine früheren Freunde Graf *Haugwitz* und

Kaufmann denselben so eng verbunden waren, F. L. Stolberg sich eine Zeit lang mit dem Gedanken des Eintritts trug und Claudius selbst, als sein ältester Sohn eine auswärtige Schule besuchen sollte, unter andern Orten auch Barby im Auge hatte. Der Kampf der alten Orthodoxie und des Pietismus in der ersten Hälfte des Jahrhunderts ruhte längst; wir sahen an Göze, daß jene Richtung nun einen andern Widerpart hatte, wiewol gerade in Claudius' Abneigung dagegen Elemente des Pietismus mitwirkten. Und doch, trotz der scheinbaren Zerstreuung und Isolirung fehlt es nicht an einem unsichtbaren Band, das die Vereinzelten bindet und umschlingt. Eigenthümlich dabei ist, daß dieses Band in der That sich vorzüglich um die Enden des Vaterlandes peripherisch herum legt, während im Centrum, dem Hauptheerd der literarisch-poetischen Bewegung, diese Flamme fast erloschen scheint. Nord und Süd, Ost und West, bemerkte ich am Schluß des vorigen Kapitels, reichten sich die Hände. Es war wirklich so. Den Holstein'schen Kreis haben wir kennen gelernt; im Süden steht der Lavater'sche damit in der engsten Verbindung. Außer Lavater selbst Pfenninger, Heß, Passavant, Häfeli, Stolz, man könnte sie die Schule Lavater's nennen. Die beiden zuletzt genannten wurden dann auch nach Norden, nach Bremen verpflanzt, wo sie freilich von Lavater's Grundrichtung weiter und weiter abkamen. An die reformirte Schweiz schloß sich das reich geseg-

nete mild-lutherische Schwabenland, wo Bengel's Walten unvergessen, seine Schule noch lebendig thätig war. Christoph Ötinger († 1782 achtzigjährig), der „Magus in Süden",*) ließ im Geiste des Meisters sein Licht in Bibelforschung und theosophischem Tiefsinn leuchten, ihm zur Seite sein Schüler, der gleichstrebende Pfarrer von Kornwestheim (später in Echterdingen), Ph. Matthäus Hahn (1739—1790) den Schelling einen „großen Mann" nennt, der von ihm als Knabe mit geheimer, unverstandner Ehrfurcht betrachtet worden; dessen Anblick er nie vergessen werde. Wer aus Lavater's Physiognomik auch nur im Bilde diesen klaren schönen fein geschnittenen langlockigen Kopf kennt, wird das gern nachsprechen. Die Bengel'sche Schule übte ihren belebenden Einfluß u. a. auch auf den Niederrhein, zugleich persönlich durch Sendboten vermittelt. Vor allen denke ich hier an den neuerdings biographisch wiederbelebten Thomas Wizenmann, der in Barmen und Düsseldorf unter Philosophen und Pietisten die im Glauben zugleich gebundene und freie Speculation so segensreich vertrat. Leider mußte der reich begabte Denker seine mit großem Nachdruck und Erfolg begonnene Lebensaufgabe als halbes Werk früh verlassen. Während Lavater und die Bengel'sche Schule in dieser Weise auf den Norden, zunächst auf den Niederrhein wirkten, so war Jung Stilling in der elektrischen Geisterkette,

*) Nach Barth's Bezeichnung in den Süddeutschen Originalien I, 4.

von der wir reden, ein Bindeglied, das umgekehrt von Norden her den Zusammenhang mit dem Süden suchte. Hamann endlich im Nordosten ein einsamer Leuchtthurm, der aber seine Strahlen überall hin warf. Zu den Würtembergern und zu Jung-Stilling hatte Claudius kein direktes Verhältniß. Ich finde nirgends eine Spur, daß er mit Bengel's oder Oetingers Schriften wäre bekannt gewesen, wie wir es denn von Hamann bestimmt wissen, daß er des letzteren Werke nur vom Hörensagen kannte. Von Wizenmann, F. H. Jacobi's nahem Freund, den zugleich Hamann, Kleuker und die Fürstin Gallitzin hochstellten, hatte Claudius Mehreres gelesen; daß er sich ihm innerlich nahe wußte, zeigt sein Vorschlag zu einer Grabschrift für den früh Heimgegangenen. Mit Jung-Stilling hat Claudius in keinem persönlichen, schwerlich auch nur in brieflichem Verkehr gestanden, wiewohl dessen unvergleichliche Jugendgeschichte zu den Lieblingsbüchern seines Hauses gehörte. An einem Bewußtsein innerer Verbindung fehlte es indeß nicht, wenngleich die Naturverschiedenheit groß genug war. Der späteren Schriftstellerei Jung's war Claudius nicht durchweg hold, mitunter kritisirt er sie in Briefen nicht ohne Schärfe; namentlich in seinen späteren Schriften findet er ihn „schwächer und schwächer" werden. Die tieferen Gründe dieser Scheidung in aller Einheit darzulegen, ist hier nicht der Ort. Viel unbedingter — und auch dies erklärt sich aus den Charakteren — scheint Stilling der christlichen Art

und Kunst des Boten zugestimmt zu haben. Umfaßte er doch überhaupt in seiner kritiklosen sanguinischen Weitherzigkeit in Liebe und auf Hoffnung so viel weitere Lebenskreise, wenn sie mit ihm nur in demselben Heimathboden Wurzel geschlagen.

Aber den niederrheinischen christlichen Kreisen, in denen Jung-Stilling früher gelebt, mit denen er fort und fort verbunden blieb, stand Claudius nahe. Wir haben oben seiner Sympathie für Terstegen und dessen stille Gemeine Erwähnung gethan; der dort genannte Freund Fr. Chr. Hoffmann gehörte der durch den Dr. Samuel Collenbusch angeregten, durch Gottfried Menken in Bremen weitergebildeten christlichen Richtung an, die noch immer, im bergischen Lande zumal, zahlreiche Anhänger sich erhalten hat. Auch die Mystik Bengels und Oetingers haben wesentlich auf dieselbe eingewirkt. Es ist nicht zu verkennen, daß das in ihr vortretende Betonen des stufenweise sich vollendenden Heiligungsprocesses, des „Geheimnisses Christi in uns“, das Zurücktreten der reformatorischen Grundlehre von der Glaubensgerechtigkeit Claudius' Auffassungsart sich nahe und verwandt fühlen mußte. Wie früh wurde Claudius auch in dem benachbarten Holland, dem streng reformirten Lande, populär. Bereits 1790 erschien eine vollständige holländische Übersetzung seiner Schriften; bis auf den heutigen Tag ist er dort in einem Grade eingebürgert, wie schwerlich ein zweiter deutscher Autor. Es hat das einen naturalistischen und einen geistigen

Grund. In dem so ausgeprägten niedersächsischen Charakter der Schriften des Boten spürt der Holländer die Blutsverwandtschaft, Fleisch von seinem Fleisch; um so leichter dringt der innere Kern aus dieser Naturhülle in die Herzen ein. —

Wir sehen, es ist die Frühlingsahnung einzelner Seelen inmitten des allgemeinen Winters. Auch die katholische Kirche stellt ihre Bundesgenossen; ja gerade im Beginne der neunziger Jahre, wo die praktischen Consequenzen des Unglaubens in Frankreich gezogen wurden, regen sich hier, im deutschen Norden und Süden, die reichsten und fruchtbarsten Lebenskeime, die sofort dem rückhaltslosen Verbrüderungszuge mit jenen evangelischen, hoch und weit hinaus über die kirchliche Scheidung, sich überlassen. Ich erinnere, da ich unten darauf zurückkomme, hier nur an die Namen Michael Sailer, Martin Boos und an den Münster'schen Kreis. Mit allen diesen Männern und Kreisen stand Claudius in einem inneren, durch persönliches Kennen und Briefschreiben vermittelten oder auch nur in Grüßen und stillem Sicheinswissen fortlebenden Rapport. Es durchdrang in jener kirchenlosen Zeit das über den getrennten Kirchen lebende christliche Gemeingefühl, das ebenso rückwärts in eine gemeinsame apostolische Vergangenheit weist, wie es zukunftsvoll in die kommende Zeit und in die Ewigkeit die Wege zeigt und bahnt, — dieses mütterliche Element durchdrang und umfing die zerstreuten Schaaren, von denen ich rede. Unbekümmert um die

Schriftgelehrsamkeit und den feineren oder gröberen Pharisäismus, welche die Zeit beherrschten, gingen sie ihre stillen Wege. Allerdings bleibt es ein räthselhaftes geschichtliches Phänomen,*) wie das noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts so rege religiöse Leben so rasch in einen fast allgemeinen Abfall umschlagen konnte — ein schmerzliches und mahnendes Zeugniß, wie leicht das Ewige in die Abhängigkeit des Zeitlichen verfällt.

So gehört Claudius zu den einsamen Sternen am dunkeln Himmel, wie eine tröstliche Verheißung des zukünftigen helleren Tageslichts. In Wahrheit, es liegt etwas Prophetisches in solchen Erscheinungen. Wer wie er nicht in der äußeren Realität seiner Zeit, sondern in der Anschauung des Ewigen lebt und an seinem Theil durchströmt wird von der ewigen Quelle des Lebens, deren Wirkung mehr in der Vergangenheit sichtbar war, der ist gerade durch seinen Glauben Bürge der Erneurung und Wiederkehr in der Zukunft.

Was die Form seiner Prosaaufsätze angeht, in denen der Kern seiner Überzeugungen niedergelegt ist, so ist dieselbe jedesfalls durchaus originell, in einem Grade, daß alle Nachahmung daran zu Schanden geworden ist. Aber ihre Originalität ist in alter und neuer Zeit vielfach angefochten worden. Manche Einwendungen sind allerdings wohl begründet; namentlich

*) Claudius selbst macht darüber Bemerkungen in dem Postscript an Andres VII, 110.

die, daß das Aphoristische der Mittheilung, dessen äußeren Anlaß wir oben *) besprochen haben, oft auch im Ausdruck zu einer Manier wird, die durch abgebrochene Silben und zugestutzte Sätze den Volksstil erreichen will. Doch kommt davon ein Theil, wie gesagt, auf Rechnung des Ursprungs dieser fliegenden Blätter. Die neue Idee, Gegenstände der Bildungswelt volksthümlich und volksverständlich zu machen, bedurfte einer eignen und neuen Sprache, in welcher sich allerdings in der früheren Zeit hier und da Absichtlichkeit mit Natur mischt; die Ansicht dagegen, jene Manier habe sich mit der Zeit festgesetzt und gesteigert, ist durchaus irrig. Sie verschwindet gerade mehr und mehr zugleich mit der humoristischen und poetischen Einkleidung seiner Gedanken; mit dem reinen Ernst und dem Zurücktreten der bunteren Mannigfaltigkeit der Gegenstände tritt eine edle Einfachheit des Ausdrucks ohne geistreiche Ab- und Seitensprünge ein; der Bote übersetzt seine Mundart mehr und mehr in die seines Vetters Andres **). Gegenüber der Hoheit und Heiligkeit dessen, was er verkünden will, verstummen die kleinen Erdengötter Humor, Witz, Esprit; aber es bleibt das Streben, das seine Natur geworden war, alle künstlerische Form fallen und die Sache selbst nach der in ihm persönlich gewordenen Gestalt, „ohne alle eigne Gerechtigkeit“ reden und wirken zu lassen. Die Rhetorik der Kanzel, die kon-

*) S. 118.

**) Nach dem Vorwort zu Theil I und II, S. 7.

ventionelle erbauliche Form wie die Schulsprache des Systems verschmähte er gleicherweise; im bequemen Ton des Hausvaters oder Hausfreundes redet er und erreicht damit auch eine Vermenschlichung oder ein herzliches Näherrücken des Überirdischen; er denkt dabei, daß wo alles auf die Sache ankommt, die Knechtsgestalt des Wortes nicht schade, sondern jene nur heller in ihrem Lichte scheinen lasse. „Wenn sich etwas neu und tief empfundenes, sagt Jacobi, oder groß und trefflich gedachtes in seiner Einbildungskraft gestaltet hat, und nun in angebornem Glanze hervortreten will, so hält er es an, um ihm vorher die Strahlen zu löschen; er erröthet, windet und versteckt sich — will es nicht gethan haben.“ Und soll man ihm eine andre Redeweise zumuthen oder aufnöthigen wollen, als die ihm natürliche, wo das Wort eher zu wenig als zu viel sagt, jedesfalls immer den Vollgehalt einer inneren Wahrheit, ein Lebenszeichen in sich trägt? Gerade diese Eigenthümlichkeit sichert ihm seine Wirkungen. Die Würde des Gegenstandes und des Schriftstellers innere Beseligung schützt ihn aber durchweg vor Trivialität, ja wir dürfen sagen, sie steigert den an sich so schlichten Ausdruck in seiner eignen Unmittelbarkeit und lebendigen Augenblicklichkeit nicht selten zu einer erhabenen Einfalt in Bild und Wort, der man die Vertrautheit und den Einfluß der Luther'schen Bibelübersetzung und der von ihr getränkten Schriften anfühlt. Mit Vorliebe wählt er die am meisten dem Leben entnommenen und dem ge-

sprochenen Wort nahe kommenden Formen, die Brief- und dialogische Form *); auch die Neigung, seine Gedanken in Parabeln, nach Baco die älteste Form des Beweises, einzukleiden, bei der sich der Poet zugleich bethätigen konnte, rührt von dem engen Anschluß an die heilige Schrift her. So wird unser Endurtheil über die Form von Claudius' Prosaaufsätzen, besonders aus seiner zweiten Lebensperiode, wo er sich nach Jacobi's Ausdruck den honoratioribus etwas mehr gleich stellt, sich nahe berühren mit dem oben über seine poetische Darstellung ausgesprochenen. Was ihnen an leiblicher, künstlerischer Schönheit abgeht, das ist ihnen zugesetzt an geistiger Schöne, an jenem inneren Wohllaut der Wahrhaftigkeit und eigenthümlichen Lebens, der die Poesie einer schönen Seele ist.

Mit den Jahren wurden Claudius' Aufsätze religiösen Inhalts länger, zusammenhängender, ja sie nähern sich hier und da mehr einer gewissen theologischen Technik, doch immer mit Festhaltung des Eigenthümlichen. Es war das ein Bedürfniß bei ihm, den Übergang aus dem Gefühlschristenthum zu dem kirchlichen und geschichtlichen auch in der Form auszudrücken. Er pflegte übrigens, was er schrieb, keineswegs rasch hinzuwerfen, sondern sann lange über den treffendsten Ausdruck, um das Wort zu einem möglichst vollgültigen Zeichen des Gedankens auszuprägen.

*) Nach Hamann Kreuzz. des Phil. S. 102 (Ausg. v. 1762) verhält sich »die Autorsprache als eine todte zur Sprache des Umgangs«.

Systematisch ist er ebenso wenig wie seine biblischen Vorbilder zu Werk gegangen, doch können wir aus den Fragmenten leicht die Einheit, die da ist, herausfinden und zusammenstellen. Natürlich müssen aus dem tiefen Brunnen, der hier zum Schöpfen allen bereit steht, uns hier wenige Tropfen als Vorschmack genügen.

Hören wir in Bezug auf seine religiösen Schriften Claudius selbst. „Es steht nur wenigen an", sagt er in der Vorrede zum siebenten Theil seiner Werke, „das große Thema des Christenthums zu dociren, aber auf seine Art und in allen Treuen aufmerksam darauf zu machen; durch Ernst und Scherz, durch Gut und Schlecht, schwach und stark und auf allerlei Weise an das Bessere und Unsichtbare zu erinnern, mit gutem Exempel voranzugehen und taliter qualiter durchs Factum zu zeigen, daß man — nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand — und ein rechtgläubiger Christ sein könne .... das steht einem ehrlichen und bescheidenen Mann wohl an. Und das ist am Ende das Gewerbe, das ich als Bote den Menschen zu bestellen habe, und damit ich bisher treuherzig herumgehe und allenthalben an Thür und Fenster anklopfe." —

Die Stationen seines inneren Lebens wie seiner Lehre verhalten sich wie Jugend und Mannesalter. Die Wahrheit wächst in ihm wie ein gesunder Baum aus lebenskräftiger Wurzel; derselbe entfaltet sich immer

reicher und blühender vor unsern Augen, aber alles sind nur nothwendige Verwandlungen und Umbildungen desselben Keimes.

Sobald er das Auge des Geistes über die sinnliche Erscheinung zu erheben anfängt, bewegt ihn in jüngeren Jahren vorzugsweise die Idee und Anschauung des Vergänglichen, der Zeitlichkeit, des Todes! in späteren die Erfahrung der Sünde. Jener erscheint auch ihm als der natürliche Feind, die Sünde aber als der geistige Feind des Lebens. Hier liegen die Ausgangspunkte seiner Anschauungsweise. Die Anschauung des Todes führt ihn aber zum Begriff der Ewigkeit und Unsterblichkeit im vollen christlichen Begriff eines ewigen Lebens; die Erfahrung der Sünde durch die Erlösungsbedürftigkeit und Nothwendigkeit an der Hand der Offenbarung zur Thatsache der Erlösung und von ihr zur Herstellung der gottebenbildlichen Menschennatur und zur Lebensheiligung, deren schwere Fragen und Sorgen den älteren Mann besonders beschäftigen. Aber seine „Ethik" entfernt sich nie weit von ihrer Quelle, ohne welche sie versiegen würde. Schon in dieser Aufeinanderfolge seiner Überzeugungen, die natürlich nur von dem Vorwiegen einer bestimmten zu verstehen ist, bis sie sich alle sammeln in harmonischem Leben, liegt angedeutet, daß an die Stelle des subjektiv Gefühligen in der Auffassung der Wahrheit mit den Jahren mehr und mehr der Sinn für das positive und geschichtliche Christenthum, der Sinn für die göttliche Autorität trat.

Von seiner Naturansicht war oben die Rede. Es sind die Wurzeln seiner Poesie; aber er wußte wohl, daß Gottes Wesen nicht aus der Natur und ihrer stummen Sprache erkannt werden kann, daß das Auge, das in diese Wunder blickt, nur, wenn es gereinigt und sonnenhaft, schon von dem Strahl der göttlichen Wahrheit getroffen und erhellt ist, findet was es sucht. „Aus endlichen Halmen läßt sich keine unendliche Garbe binden," und „wer die Leiter anlegt, muß vorher schon wissen, wo er hinsteigen will." *) Vergänglichkeit und Tod weisen schon auf diese Wahrheit hin; der Tod, dieser „eigne Mann, der den Dingen dieser Welt die Regenbogenhaut abstreift und das Auge zu Thränen und das Herz zur Nüchternheit aufschließt." **) Denn „offenbar muß man von Erde und Himmel und von allem, was sichtbar ist, die Augen wegwenden, wenn man das Unsichtbare finden will. Nicht, daß Himmel und Erde nicht schön und des Ansehns nicht werth wären. Sie sind wohl schön, und sind da, um angesehen zu werden. Sie sollen unsere Kräfte in Bewegung setzen, durch ihre Schöne an einen, der noch schöner ist, erinnern und uns das Herz nach ihm verwunden. Aber, wenn sie das gethan haben, dann haben sie das Ihrige gethan, und weiter können sie uns nicht helfen. Der Mensch ist reicher als sie, und hat, was sie nicht geben können. Alles, was er um sich her Leben haben sieht,

*) V, 10 u. 11.
**) IV, 89.

stirbt; und er weiß von Unsterblichkeit. Er sieht in der sichtbaren Natur nichts als Zeitliches und Örtliches; und er weiß von einem Ewigen und Unendlichen"*).

Diese Menschennatur war ein Hauptgegenstand seines Studiums. Er wußte wohl, daß eine wahre und vollständige Menschenlehre auf den Weg zur Gotteslehre führt, daß eine gründliche Anthropologie die erste Sprosse auf der Leiter zur Theologie ist.

Geschichte und Selbsterkenntniß — die Erfahrung also an der Hand des göttlichen Worts hatten ihn ein Bild der Menschennatur erblicken lassen, ganz unähnlich dem Trugbild, wie es die Stimmführer der Aufklärung zeichneten. Ihm bestand das Wesen der Menschennatur nicht in der absoluten Erkenntnißfähigkeit und Erkenntnißthätigkeit, der sich alles unterzuordnen habe; er glaubt nicht, daß die Vernunft aus sich und durch sich der höchsten Vervollkommnung, der Freiheit und Wahrheit fähig sei; ihm liegt in der Verbreitung des Lichts im Sinne des Zeitgeistes keineswegs das ganze Geheimniß aller Bildung und Erziehung beschlossen; in seinen Augen hat dieses Licht mit nichten die Wunderkraft, den sittlichen Organismus des Menschen zu erneuern, das ideale Urbild der Menschheit in seiner

*) VI, 106. Man vergl. u. a. die naturphilosophischen Ideen des Boten im »Morgengespräch zwischen A. und dem Candidaten Bertram«, besonders VIII, 73—80.

Schöne und Reinheit herzustellen. Ihm ist die Annahme einer Erbsünde als unübersteiglicher Schranke dieser edeln Bestrebungen nicht Traum, nicht Aberwitz, nicht eine Erfindung des „schwarzgallichten Augustinus“ *), da er die Schranke der natürlichen Erkenntniß im Ringen nach Wahrheit und die Kluft zwischen dieser Erkenntniß und dem Willen und zwischen diesem wieder und dem Vollbringen gar wohl kennt.

Dieser Einseitigkeit und Hoffahrt des Jahrhunderts tritt Claudius ernst und scharf, oder witzig und lächelnd gegenüber; er sagt ihr die Wahrheit. Denn „der Schmeichler, bemerkt er gelegentlich **), buhlt um Beifall, macht die Menschen groß in ihrem Sinn, und sie werden klein; der bessere Mann macht sie klein, auf daß sie groß werden“. — Doch erkennt Claudius im Menschen einen Trieb zur Wahrheit und zum Guten; weder den Werth der Vernunft verkennt er, noch, richtig verstanden, des natürlichen sittlichen Adels. „Die Vernunft“, sagt er ***) „ist mehr als eine Gabe. Sie ist, so zu sagen, ein Theil des Gebers. Aber sie ist, wie Vulkan, durch den Fall lahm geworden. Zwar hat sie immer noch ihren Muth, wirft immer noch Strahlen von sich; und wo sie unterrichtet ist und sich au fait setzen kann, thut sie noch Wunderdinge. Nur sie geht an Krücken und krüppelt.“ — Auch

*) Wie sie Campe in seinem Theophron nennt.
**) IV, 48.
***) VIII, 67.

der Aufklärung, nach der alles ruft, läßt er in ihrem Bereich, zur Regulirung der Begriffe, ihr Recht. „Nur“, heißt es*) „wer mit dem Medusenkopf der Aufklärung die Neigungen und Leidenschaften zu versteinern denkt, der ist unrecht berichtet. — Es ist zwischen den Begriffen und dem Wollen im Menschen eine große Kluft befestigt. Das Rad des Wissens und das Rad des Willens, ob sie wol nicht ohne Verbindung sind, fassen nicht in einander. Sie werden von verschiednen Elementen umgetrieben, und sind etwa wie eine Wind- und Wassermühle.“ — So sehr also Claudius auch in der Vernunft ein Unterpfand göttlicher Ebenbildlichkeit erkennt, so sieht er in ihr, wie sie wirklich und im kreatürlichen Leben ist, doch auch einen Abfall von ihrem ursprünglichen Wesen, eine Trübung; nur im Bunde mit der Erfahrung vermöge sie unsre Begriffe zu eigentlichen Einsichten und Begriffen zu erheben und das höchste, was sie selbst dann erreiche, sei die Erkenntniß der Schranke und Gränze ihres Vermögens, wo sie, wie Moses auf dem Hügel stehend, ins „gelobte Land“ einen Blick werfe. Wer in der Vernunft und ihren edeln Äußerungen, Kunst und Wissenschaft, das Ziel selbst statt des Weges sieht und darin hängen bleibt, „der“, heißt es**), „verkauft seine Erstgeburt um ein Linsengericht, der sattelt in

*) VI, 24. vgl. IV, 45. III, 107. VIII, 68 unt.

**) VII, 156. Aus dem besonders schönen »Valet an meine Leser«.

der Wüste ab, um das Pferd zu bewundern und bewundern zu *lassen*, mit dem er weiter und ins gelobte Land reisen sollte, wo der *Almosenpfleger* wohnt". —

Und ebenso kennt Claudius auf dem sittlichen Gebiet den Unterschied zwischen *Gut* und *Edel*.

„Ein *edles* Herz *glänzt* hell und hold,
Ein *gutes* ist *gediegen* Gold." —

sagt er im güldnen A.-B.-C.*) „Gut ist ein ander Ding"; heißt es anderswo**), „als edel; und Freisein ein ander Ding, als an seiner Kette reißen und rütteln. Edle Menschen gibt es von Natur, aber *gut* ist Niemand, als der einige Gott, und wen *der* gut gemacht hat". Denn***) „*edel* ist: Ahndung der Heimath; das Gute in Feindes Land; der König im Gefängniß. Wer Freude am Guten hat und gerne gut wäre und mit sich kämpft und streitet, daß er's sei: der ist ein edler Mann". Denn „ohne Kampf und Verleugnung gibt es keinen Adel und wahren Werth für den Menschen, und ohne Kampf kennt er die Kluft nicht, die in unserm Inwendigen zwischen wollen und sein, zwischen Edel und Gut befestigt ist, und *kann* sie nicht kennen. Erfahrung macht den Meister. Und nur die, welche sich in den Defileen jener großen Kluft versucht und mit den seltsamen

*) VII, 74.
**) VI, 102.
***) Das. S. 103 folg.

Wundern und mancherlei Ungeheuern vor den Thoren des Friedens gekämpft und sich selbst daran gewagt haben, nur die können wissen: ob es dort Mühe und Fährlichkeit hat, und ob man dort eines heil'gen Zweigs bedarf oder nicht". — So führen also nach Claudius' Lehre Vernunft und Moral an eine Schranke, die keine Natur übersteigen kann; „Moral", sagt er, „führt freilich zur Religion, aber kurz und gut, wie Armuth und Bedürfniß vor die Thür des reichen Mannes führt". — Aber neben der Trübung der Vernunft und der Ohnmacht des Willens und dem Gefühl dieser eignen Hülflosigkeit, das nach Claudius*) „zu allen Zeiten das Wahrzeichen wirklich großer Menschen gewesen", liegt ihm die Ahnung der Möglichkeit eines bessern Zustandes. Die Sehnsucht nach Freiheit entspringt aus der Erinnerung des verlorenen Paradieses und ist zugleich der sicherste Bürge für die einstige Wiederherstellung. „Einem jeglichen Menschen", sagt Claudius schon in jungen Jahren**), ist Arbeit aufgelegt nach seinem Maße, aber das Herz kann nicht bleiben; das trachtet immer zurück nach Eden, und dürstet und sehnt sich dahin. Und der Psyche wird ein Schleier vor die Augen gebunden, und sie ausgeleitet zum Blindekuhspiel. Sie steht und horcht unterm Schleier hin, hüpft auf jeden Laut zu und breitet die Arme". — Der Mensch kann dies Gefühl übertäuben, überhören kaum. Er

*) IV, 49.

**) In dem „Impetus Philosophicus" I, 5. —

kann den Schwerpunkt dieses Strebens und Sehnens nach Befriedigung und Glückseligkeit aus sich heraus in Außendinge verlegen. Aber man erfülle, sagt der Bote*), dem Ehrsüchtigen, Geldgeizigen, dem Wollüstling, dem Mann von Eitelkeit „alle seine Wünsche, und was ist's denn? — das Auge sieht sich nicht satt und das Ohr hört sich nicht satt, und ich habe noch keinen dieser Art gesehn, der sich ruhig in die Arme genommen und gesagt hätte: ich habe genug. All solch Glück ist mehr mühseliges Hinstreben zum Genießen als wirklicher Genuß, ist keine Flamme, die aus sich selbst brennt, sondern man muß beständig neue Reiser anlegen, neues Öl zugießen, daß sie nicht verlösche, und am Ende verlöscht sie doch! — Nein, es muß für den Menschen eignes Glück geben! Und was man auswärts erbetteln muß und nicht behalten kann, ist ja nicht eigen". — Immer wieder lenkt Claudius auf die innere Welt zurück. Er weiß wohl, daß die Mängel des Erkennens und die „Umneblung" der Wahrheit nicht die einzigen, nicht die größten Mängel unsers Wesens sind. Daß diesem in dem Stand der Natur Frieden und Freiheit fehlen, davon ererkennt er den Grund in dem ziellosen Kampf der beiden Naturen in uns. „Ach du weißt ja wohl, sagt er**), „wo uns der Schuh drückt; weißt ja wohl, daß ein Janus bifrons in uns ist, ein Kopf mit

*) Aus „Passe-Temps" IV, 105.

*) A. a. O. S. 106 folg.

zwei Gesichtern, die nach verschiedenen Seiten sehen." — „Daß der Mensch keinen Hausfrieden in sich hat, das mein' ich; daß man das Bessere wissen kann und das Unedle thun; daß wir von uns selbst gerissen und gehudelt werden! Und uns selbst bringen wir allenhalben hin, uns selbst treffen wir überall an".

„In dir ein edler Sclave ist,
Dem du die Freiheit schuldig bist." —

Dieser kurze Vers des Boten aus seinem güldnen „A.-B.-C." *) bezeichnet das große Thema von dem Fall der Menschennatur. Besonders eindringend und kräftig, nicht selten erhaben, führt er es in dem „Valet an seine Leser" weiter aus. „Man tröstet sich", heißt es dort **) u. a., „mit der innerlichen Größe des Menschen und gloriirt über das Hohe und Göttliche seines Verstandes und seiner Vernunft. Ja wohl, ist der Mensch groß und göttlich; aber gerade hier ist es, wo einem das Gloriiren vergeht und die Thränen in die Augen treten, wenn man sieht und gewahr wird, daß das Große und Göttliche wider seine Natur in uns gehemmt ist; und es sollte walten." Ein tieferes Gefühl von dem Elend des Falls ***) und der Sünde als Claudius hat kaum Jemand

*) VII, 75. Mit Bezug auf Röm. 7, 23 gesagt.

**) VII, 156.

***) Man vgl. den Aufsatz: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen", IV, 116 folg.

gehabt, schwerlich Jemand zu seiner Zeit dies Gefühl so ergreifend ausgesprochen.

Aber dies Gefühl der Leibeigenschaft setzt die Ahnung der Freiheit voraus, auf welche die unterdrückte höhere Natur, der „unsterbliche Fremdling“ in uns hinweist und an welche dem Menschen eine Rückerinnerung geblieben ist, wie sie andrerseits das sicherste natürliche Zeugniß für die Unsterblichkeit bleibt. „Es sind in dem Menschen die Ruinen eines großen heiligen Wesens“, sagt Claudius*). Auch in der Vernunft sieht er diesen Keim der Erneurung. „Wer die Vernunft kennt“, schreibt er**), „verachtet sie nicht. Sie ist ein Strahl Gottes, und nur das radikale Böse hat ihr die himmelblauen Augen verderbt. Aber, es schwebt noch um den blinden Tiresias etwas Großes und Ahnungsvolles, und sie hat, wie der König Lear, auch wenn sie irr redet, noch die Königsmiene und einen Glanz an der Stirne.“ — Und so wird die Herstellung eben darin bestehen müssen, daß der „edle Sclave“ frei wird von dem Drucke des beweglichen sinnlichen Gesetzes, der niederen Natur, die, wie Claudius sagt, jene „aufwärtsstrebende überall hindert, die ihr Licht und Luft dunkelt und färbt, die ungestüm und unbändig ist, und auf dem Bauche kriechen und Staub essen will“***). — Auch das

*) Aus dem Aufsatz „Ueber die Unsterblichkeit der Seele“ V, 18.

**) Aus „Von und Mit“ VIII, 189.

***) V, 8.

Ziel dieser Freiheit, wo nach einem anderen Bilde*) „der Adler, dem die Flügel gebunden sind, der zwar eigentlich nur an der Erde hinflattern kann, aber doch die Kraft und den Beruf in sich fühlt, durch alle Himmel zu fliegen", diesem ursprünglichen Zuge seines Wesens ungehemmt folgen kann, auch dieses Ziel, diesen Triumph der Herstellung hält uns Claudius vor. —

— Das ist das Bild der Menschennatur in ihren Höhen und Tiefen, das Claudius dem des Rationalismus entgegenstellt. Er langt an bei der Gebundenheit der göttlichen Natur in der menschlichen als einer festen Thatsache, bei der Sehnsucht zugleich nach Rettung und Lösung, deren Spuren er in dem einzelnen Menschengeist wie in der Menschheitsgeschichte mit Vorliebe aufsucht. Seiner Zeit, soweit sie zu Wort kam in der Mehrzahl der Schriftsteller, war diese Lehre eine Thorheit; — der gesunden, die des Arztes nicht bedurfte. Aber, wir sehen, nicht die Vernunft an sich ist es, die Claudius angreift, sondern ihr Mißbrauch, ihre Verunstaltung, in welcher die Aufklärung einen neuen Götzen anbetete. Kein Wunder, daß man glaubte, Claudius sehe am hellen Tage Gespenster und wolle die alte Nacht heraufbeschwören helfen; kein Wunder aber auch, wenn er dem Grundirrthum in seine Schlupfwinkel nach-

*) VIII, 188.

geht und von den „chinesischen Spitzköpfen der Deisten“, oder von der „Windmühle“ und „von dem Johanniswurm der allgemeinen Vernunft“ wunderliches zu erzählen weiß, der, statt auf der Erde, seiner Heimath, fortzukriechen, sich kühn über die Religion erhebe*). „Die Religion aber aus der Vernunft verbessern, heißt es anderwärts**), kömmt mir ebenso vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr stellen wollte.“ — Dem selbstherrlichen Hochmuth ruft Claudius mahnend die schönen Worte zu***): „Wir sind nicht groß, und unser Glück ist, daß wir an etwas Größeres und Besseres glauben können“.

Und damit führt er uns weiter in das Innere seiner Lebensanschauung. Die Vernunft, an sich und aus sich, ist ihm unfähig, die ewige Wahrheit zu finden und sich anzueignen. Denn diese Wahrheit ist, wie er sagt†), „ein Riese, der am Wege liegt und schläft; die vorübergehen, sehen seine Riesengestalt wohl, aber ihn können sie nicht sehen, und legen den Finger ihrer Eitelkeit vergebens an die Nase ihrer Vernunft“. — Die sittliche Kraft, die vielgepriesene, der Menschennatur erscheint ihm in letzter Instanz als Unkraft, als Ohnmacht, und das demü-

*) Aus „Neue Apologie des Buchstaben H.“ I, 15.
**) III, 106. vgl. 107.
***) Schluß von „Passe-Temps“ IV, 111.
†) III, 109.

thige Bekenntniß der absoluten Hülflosigkeit verhehlt er nicht. Aber Claudius bleibt bei dem Gefühl der Zerschlagenheit oder schmerzlicher Resignation nicht stehn. Er weiß von dem „großen königlichen Weg zur Freiheit, der Niemand gereuet“*). — Alles sehnt sich nach seinem Ursprung zurück, das Erschaffene nach dem Unerschaffenen: die Quellen, Bäche und Ströme nach ihrem Element im Ocean, die Pflanze zur Erde, und der Mensch, fährt er fort**), „der aus Gott entsprungen ist, sehnet und ängstiget sich immerdar, und findet und hat keine Ruhe als in Gott“. — Wie der Vergänglichkeit der äußeren Natur als der Schatten- und Nachtseite die Lichtseite der Unsterblichkeit, so steht der Sünde die Thatsache der Erlösung mahnend, rettend, verheißend zur Seite.

In seiner Ansicht von der Erlösung stellt sich Claudius ganz auf den Boden des göttlichen Wortes. „Ich bin kein Freund von neuen Meinungen und halte fest am Wort“, schreibt er schon in früherer Zeit an Andres***). Und wie er in der heiligen Schrift lebte, wie sie von Kindesbeinen auf sein täglich Brod gewesen, wie er in ihr und an ihrer führenden Hand innerlich geworden und gereift, das sagt uns seine Lebensgeschichte, deutlicher aber fast jedes Blatt seiner Schriften von jenen jugendlichen

*) Schluß des Aufsatzes „über die Neue Politik“ VI, 40.
**) Aus dem „Morgengespräch“ u. s. w. VIII, 75.
***) IV, 121.

Worten über das Johannesevangelium an bis zur Predigt eines Laienbruders, mit der er von der Lesewelt Abschied nahm. Die Richtung des Rationalismus, die bei Aufrechterhaltung der Bibel auf natürliche Wundererklärung hinauslief, stellt er unter allen Kampfesarten gegen das Christenthum am tiefsten, denn „es sei viel schwerer, die Vernunft gegen die Offenbarung, als die Offenbarung gegen die Vernunft zu retten“ *). Aber trotz dem innigen Anschluß an das Gegebene in Gotteswort, verleugnet sich doch nie seine Eigenthümlichkeit in der Aneignung. Man fühlt seinen Worten das Leben an, aus dem sie hervorgegangen, mitunter ist noch der Leidenszug der inneren Kämpfe daran kenntlich, öfter die fröhliche Gewißheit des gläubigen, in sich gefestigten Herzens. Nie verfällt er in seinen so anziehenden und liebenswürdigen Bibelerklärungen in den gewöhnlichen dogmatischen Lehr- oder Erbauungston. Und diese wunderbare Frische gerade, die stille aber gewaltige Macht der einfachen Wahrheit, die überall hervortretende Gesundheit übt ihren Zauber und gewiß auch ihren — Segen. Denn „durch Worte und Floskeln“, sagt Claudius selbst **) in einem höheren Zusammenhang, „wird aus dürrem Winterholz kein grünes; wohl aber durch ein gleichartiges Leben“.

Von der Art, wie Claudius theils im allgemeinen

*) VI, 99.
**) VI, 112.

die Glaubenswahrheiten, — die Thatsache der Erlösung und den Weg der Heilsordnung darstellt, kann nur die Beschäftigung mit seinen Schriften selbst eine ausreichende Vorstellung geben. Einen kurzen Abriß der Christenlehre hat er in dem zunächst seinen Kindern bestimmten „einfältigen Hausvaterbericht über die christliche Religion" niedergelegt. Es ist aber kaum eine Seite dieser großen Lebensfragen, die er nicht noch besonders berührt hätte. Wie könnte ich darum den Reichthum und die Neuheit in dem ewig Alten auch nur ahnen lassen? —

Zunächst und vor allem ist es die Person des Heilandes selbst, „des allgegenwärtigen souverainen Trösters," des Stillers alles Haders" *), auf die er wieder und wieder zurückkommt. Die Anfänge dazu finden wir schon in den frühesten Schriften, und zwar nie, ohne auch die menschliche Seite nahe zu bringen. „Und nun, schreibt er an Andres **), ein Erretter aus aller Noth, von allem Übel! Ein Erlöser vom Bösen! Und nun ein Helfer, wie die Bibel den Herrn Christus darstellt, der umher ging und wohlthat und selbst nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege; um den die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben hören, die Todten aufstehen und den Armen das Evangelium gepredigt wird; dem Wind und Meer gehorsam sind, und der die Kindlein zu sich kommen ließ und sie herzete und

*) VII, 158.

**) IV, 122 folg.

segnete; der bei Gott und Gott war und wohl hätte mögen Freude haben, der aber an die Elenden im Gefängniß gedachte und verkleidet in die Uniform des Elends zu ihnen kam, um sie mit seinem Blut frei zu machen; der keine Mühe und keine Schmach achtete und geduldig war bis zum Tode am Kreuz, daß er sein Werk vollende; — der in die Welt kam, die Welt selig zu machen, und der darin geschlagen und gemartert ward und mit einer Dornenkrone wieder hinausging! —

Andres, hast Du je etwas Ähnliches gehört, und fallen Dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es ist freilich ein Geheimniß, und wir begreifen es nicht; aber die Sache kömmt von Gott und aus dem Himmel, denn sie trägt das Siegel des Himmels und trieft von Barmherzigkeit Gottes.

Man könnte sich für die bloße Idee wol brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an.“ —

In späterer Zeit schreibt er an denselben*): „Keiner hat je so geliebt, und so etwas in sich gutes und in sich großes, als die Bibel von ihm saget und setzet, ist nie in eines Menschen Herz gekommen und über all sein Verdienst und Würdigkeit. Es ist eine heilige Gestalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgehet und sein innerstes Bedürfniß,

*) VI, 98.

sein geheimstes Ahnden und Wünschen erfüllt". — Einzelne seiner Wunder und Reden bespricht er eingehender zum Theil in Betrachtungen, die zu dem Schönsten gehören, was er geschrieben; die Reden sind ihm*), wie der Heiland selbst, „in sich Gnade und Wahrheit und ewiges Gut, und auswendig: armes Fleisch und Blut und Knechtsgestalt". — Daran schließen sich namentlich seine zwei Betrachtungen über das Vaterunser und das heilige Abendmahl an. — Die persönliche Aneignung des Erlösungswerkes, die Heilsordnung bildet sodann das dritte Glied in seiner christlichen Lebensanschauung. Gerade hier legt sich uns sein eignes inneres Leben offen, es ist jedes Wort ein Beitrag zu seiner inneren Lebens- und Bildungsgeschichte, an deren Höhepunkten er uns theilnehmen läßt. Zuerst wehrt er die Feindesangriffe gegen den Glauben ab. „Ihr thätet besser", ruft er den Rationalisten zu**), „wenn ihr suchtet, die Vernunft gläubig zu machen", als umgekehrt, „denn es ist etwas rechtliches und gutes darin, wenn ein Mensch von Scharfsinn und Talent, am rechten Ort, seine Einsicht aufgiebt und für nichts achtet, um einer höheren zu huldigen, zu glauben und zu vertrauen." — Ja dieser Glaube ist ihm so sehr und so allein das wahre und natürliche Verhältniß des Menschen zu Gott, daß er ihn „den einzigen sicheren Bürgen für Wahrheit und Recht

*) IV, 128.

**) Aus dem „Morgengespräch" VIII, 70.

in der Welt, das wahre Palladium des Menschen" nennt*). „Wer es ihm antaste und störe, der bringe ihn um sein Glück, was er ihm auch dagegen wieder bringe und gebe." — In einem eignen, besonders tiefsinnigen und gedankenreichen Aufsatz „Geburt und Wiedergeburt" behandelt Claudius die endliche Wirkung des Glaubens, die Herstellung einer neuen Natur. Wie in der alten Natur zwei Principien im Menschen, ein verständiges und sinnliches, einander bekämpfen, das verständige, das seiner Würdigkeit nach thätig sein sollte, leidend; das sinnliche, das leidend sein sollte, thätig ist; so ist das Wesen der Wiedergeburt Herstellung des richtigen Verhältnisses, indem „der partielle eigne Wille, aller Unordnung und Noth Ursache und Anfang in den großen allgemeinen Willen wieder eingegangen ist**). — Freilich wehrt und sträubt sich die Vernunft, wie Claudius an seinen Vetter schreibt***), gegen den Anspruch des Christenthums, „alle Höhen zu erniedrigen, alle eigne Gestalt und Schöne gar dahinzunehmen, damit ein Neues daraus werde". — Aber er war fern genug vom geistlichem Hochmuth und hatte an sich und andern Lebenserfahrung genug, um zu wissen, daß in diesem neuen Leben des Glaubens das Wachen und die Arbeit am eignen Innern erst wie neu beginne unter neuen Bedingungen,

*) „Vom Vaterunser" VIII, 56. man vgl. VII, 158.
**) VIII, 92.
***) III, 108.

mit neuen Aufgaben. Der gute Kampf war ihm ein Kampf durch's Leben. Nicht ein ängstliches Planmachen, kein Vorherrüsten empfiehlt er, sondern „wenn dem großen Strom des Bösen sein Wasser geschmälert werde, so vertrocknen die kleinen Bäche, die aus ihm abfließen, von selbst" *).

„Zerbrich dir nicht den Kopf so sehr,
Zerbrich den Willen, das ist mehr" —

schließt das güldene A.-B.-C. „Im Willen allein ist Rath", heißt es anderwärts**), „den gilt es, zu stärken und zu üben. Doch ist allen Ernst und Entschlossenheit Noth; denn die sinnliche Natur, die bei allen im Wege steht, ist schwer zu überwinden. Ihr wachsen für einen abgehauenen Kopf drei andre wieder, und der Mensch ist ihr Freund und redet ihr immer das Wort, und ist behende und schlau, Künste und Auswege zu finden, um sie zu retten. Darum muß der Sinn für das göttliche Gesetz täglich und bei einem jeden Anlaß wieder errungen und wieder gefaßt werden, so oft und so lange, bis er in unserm Inwendigen einheimisch geworden, und so fest und beständig ist, wie in dem Inwendigen einer Eiche der Trieb, zu wachsen, den Wind und Wetter und andere äußerliche Zufälle und Umstände hindern und stören, aber so lange die Eiche steht, nicht vertilgen kön-

*) „Vom Gewissen" VIII, 129.
**) A. a. O. S. 130 u. 131.

nen". — Und solche Arbeit im Namen Gottes und in der Kraft des Glaubens führt zu dem Triumph, den Claudius mit Worten, denen man die nahende Siegeshoffnung anfühlt, in seiner Betrachtung über die „Neue Politik" preis't"*): „Wohl sind unsre Sinne und Leidenschaften die Hörner, Cymbalen und Zinken, die den Laut und die Stimme der Wahrheit in uns zerrütten, verdunkeln und überschreien. Sie sind die hundert schweren Ketten, die uns arme Menschen fesseln und halten, und uns mit Schmach bedecken. Wer sich nur von Einer losgemacht hat, ist schon ehrlicher; und so immer weiter den langen sauern Weg hinan. Und, wer ihn ganz erstiegen hat; wer, durch sein Wollen und Laufen oder durch Gottes Erbarmen so weit gekommen ist, daß alle Ketten abgefallen sind und keine mehr an ihm klirrt — der ist wahrhaftiglich ein **freier Mann.** — Er ist los von der Erde und allem kleinen Interesse: auf ihn wirkt, von nun an, nichts, ihm gilt nichts, ihn treibt und bewegt nichts, als das Wahre und Gute. Er hat den Rock des Fleisches ausgezogen, nährt sich mit der Speise der Götter, und schifft auf dem Ocean der reinen Liebe". Hat der Menschengeist dies Ziel erreicht, dann wird er**) „auf dieser Erde, den Fuß in Ungewittern und das Haupt in Sonnenstrahlen haben, wird hier unverlegen und immer größer sein als was ihm begegnet, der hat immer

*) VI, 34.
**) Aus dem Valet VII, 158.

genug, vergibt und vergißt, liebt seine Feinde nud segnet die ihm fluchen; denn er trägt in diesem Glauben die bessere Welt, die ihn über Alles tröstet, und wo solche Gesinnungen gelten, verborgen in seinem Herzen, bis die rechten Schätze zum Vorschein kommen".

Wie nun Claudius in dem Heiland und seiner Heilsthat das Centrum jedes einzelnen Menschenlebens sieht, das ihn entweder anzieht oder abstößt, so erkennt er ihn auch als den Mittelpunkt der Weltgeschichte, zu dem Vor- und Rückwärts in ähnlicher Stellung und diese Weltbedeutung Christi, deren Betrachtung in der Reformationszeit zurücktrat, gegenwärtig aber nach dem Vorbild der ersten christlichen Jahrhunderte wieder aufgenommen wird, war ihm besonders lebendig. Mit besonderer Vorliebe stellt Claudius den Zusammenhang der alttestamentlichen Vorgeschichte und Verheißung zum Erscheinen des Herrn dar, und gerade hier, glaube ich, hat er die Anfänge der neueren gläubigen Theologie in ihren Jüngern mannigfach angeregt und befruchtet. Was er gibt, sind Winke und Blicke, aber es sind Goldkörner darunter und jedesfalls eigne ursprüngliche Gedanken. — Aber nicht minder sucht er die Stellung der vorchristlichen heidnischen Völker zu dem kommenden Heil auf; er geht den Spuren der Wahrheit in ihren Religionsansichten und ihren Cultuseinrichtungen wie in ihren Philosophieen, ich möchte sagen, mit zartschonender Liebe nach, um mit der mensch-

lichen Hülle den göttlichen Keim und Kern nicht zugleich zu zertreten. Ihm hangen alle wahren Weisen und Männer Gottes seit der Welt Anfang mit Christus zusammen, wie die Ströme und Flüsse mit dem Meer. Es ist diese universale Auffassung in Claudius, deren andre, der Gegenwart zugewandte Seite seine lebhafte Theilnahme für die Mission ist, theils ein Ausfluß seiner natürlichen Liebe zu den Brüdern, zu der Menschheit; theils eine Folge des Herder'schen Einflusses, der in allen Lebensäußerungen der Völker die zerstreuten Glieder des großen Leibes sah. Aber beides — diese ethische Seite und diese wissenschaftliche wurden in Claudius verklärt durch den Glauben. So ruft er in dem Vorwort zur Uebersetzung von Ramsay's Reisen des Cyrus aus*): „Nun die blinden Heiden! Es hat mir immer nicht recht eingewollt, daß sie von dem letzten bis zu dem ersten alle so entsetzlich blind gewesen, und es fliegen überall an ihren Altären der Funken so viel, die gerade wie die israelitischen aussehn!" Es schwebt ihm hier eine ähnliche Anschauung vor, wie sie ein auf dem Höhepunkt heutiger theologischer Erkenntniß stehender Dogmatiker im Sinne altchristlicher Ansicht ausspricht, daß „alle heiligen Wahrheitskörner, welche in dem Heidenthum gefunden werden, von dem Sohne Gottes in die Seelen der Menschen eingesäet seien" **). — So gehört es zu seinen frü-

*) IV, 82.

**) Martensen Christl. Dogm. (neue Ausg.) S. 221.

hen Lieblingsgedanken, auch das Band mit dem griechischen und römischen Heidenthum festzuhalten und die adlichen Gestalten dieser Zeiten und Völker für das Bewußtsein und die Bildung der christlichen Neuzeit retten zu helfen. Vor allen ist ihm Sokrates nahe und werth. „Es hat von jeher nicht an Politikern gefehlt", sagt er in ganz früher Zeit*), „die von Sokrates seiner Fahrt nicht viel Gutes vermuthet haben. Da er ein Heide war, sagen sie, so ist er hingefahren, wo die Heiden hingehören. Es ist freilich eine übertriebene Toleranzgrille, die alten Philosophen ohne Unterschied zu Christen machen wollen, weil sie eine hohe Moral gepredigt haben; aber auf der andern Seite ist zu Sokrates Zeiten drei und und eins so gut vier gewesen als itzo, Wasser hat damals schon Feuer gelöschet und so auch Selbstverleugnung ihre guten Folgen haben müssen". Diese Ideen bildete er weiter aus durch die nähere Bekanntschaft mit dem Orient, der gerade damals durch eine Reihe von literarischen Entdeckungen und Veröffentlichungen aufgeschlossen wurde. Claudius las die religiös-mythologischen Schriften der Indier, Chinesen und Perser mit Eifer und hat die Ergebnisse seiner Ansichten im siebenten Theil seiner Schriften, unter dem Titel „Eine asiatische Vorlesung" niedergelegt — eine längere Abhandlung, die zwar keinen wissenschaftlichen Werth hat, um so interessanter

*) Neue Apologie des Sokrates u. s. w. I, 13.

aber für Claudius' Anschauungsweise ist. Wir gehen also hier nicht in das Material selbst ein — nur seine Grundansicht hebe ich hervor. Zunächst ergibt sich ihm aus den Reliquien der altorientalischen Völker in ihren Bauwerken, Sprachen und Religionen die Ansicht von einer ungeheuern Lebenskraft, zu der wir Neuern uns nicht wie fortgeschrittene, sondern wie zurückschreitende verhalten. Mit dieser Geschichtsansicht tritt er der rationalistischen Lieblingsidee von einem Urzustand der Verwildrung und einem steten Fortschritt zu Wahrheit und Glückseligkeit, schroff entgegen. „Diese Völker", sagt er in der genannten Vorlesung*), „mußten nicht durch eitle Spitzfindigkeiten, Unglauben und Kleinmeisterei ausgemergelt und ausgedorrt sein". — Bei ihnen „ging's aus dem Vollen und Großen. Wenn wir auf Velinpapier und an Fiebelbrettern schreiben, so schrieben sie unter'm Himmel an ihren Felsen und Bergen, mit Riesenbuchstaben. Und diese Bergschriften betreffen nicht etwa einen Chan oder Consul, sondern die Angelegenheiten der Menschheit". Mit der Zeit wurde „die Barre aus dem Bergwerk immer dünner und dünner geschlagen, gehämmert, am Ende bleibt es freilich Blattgold zum Vergolden und andern Zierrathen, aber keine Barre mehr". — Diese ihrem Ursprunge noch näher stehenden Völker haben aber namentlich in ihrem religiösen Glauben eine auffallende Familienähnlichkeit, die ebenfalls auf einen gemeinsamen Ur-

*) VII, 23.

sprung schließen läßt. So besonders in der Vorstellung von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Sündfluth; — und diesem „goldnen Faden“, wie er ihn nennt, spürt Claudius überall nach*). „Alle die großen Begebenheiten, welche die christliche Religion zum Theil voraussetzt und zum Theil sich darauf gründet, hallen in den ältesten Schriften der asiatischen Nationen wieder. — Gott weiß, daß ich um einen neuen Beweis für die Wahrheit der Religion nicht weit gehe; aber ich kann es doch nicht gleichgültig anhören, wenn Parther und Meder und Elamiter, Kreter und Araber die großen Thaten Gottes reden; wenn die Söhne eines Vaters Dinge aus dem väterlichen Hause, die ihnen zum Theil nicht zur Ehre gereichen, alle aus einem Munde erzählen“. — Sein Resultat ist**): „Was die Kinder verschiedenes haben, das haben sie, denke ich, ein jedes von sich; was sie aber alle gemein haben, die Familienzüge und Aehnlichkeiten, die haben sie vom Vater, und können sie nicht anders haben als vom Vater.“ — Dann aber verweilt Claudius besonders gern, ja mit Rührung und Andacht bei den Versuchen zur Wiederherstellung des getrübten und gefallenen Urbildes, die allen heidnischen Völkern, auch den Griechen und Römern, gemein sind; — den Büßungen, Opfern, Reinigungen; — freilich fruchten diese Versuche der Selbsthülfe „von außen hinein“ statt von „innen heraus“ nichts, aber als ein

*) A. a. O. S. 6.
**) A. a. O. S. 46.

Ringen nach dem Höchsten unter Furcht und Zittern sind sie ihm ehrwürdig und interessanter als vieles im Leben, das weit und breit berühmt ist*).

Die Geschichte des Christenthums selbst, diese Nachfolge Christi in der Zeit, tritt in Claudius' Schriften, soweit sie Geschichte der Kirche ist, weniger und seltener hervor. Woher sollte ihm damals Interesse an der Kirche kommen? Um so mehr sucht er einzelne vor- und nachreformatorische Zeugen der Wahrheit um sich zu sammeln, nicht als ob dadurch die Wahrheit befestigt werden könnte, denn, sagt er gelegentlich**), „ich denke, die Wahrheit muß durch alle Menschen nicht gewinnen können, aber jeder Mensch durch die Wahrheit"; — aber um sich selbst zu stärken durch den unsichtbaren Bund mit Gleichgläubigen. Von diesen wie von seinen mitlebenden Glaubensgenossen ist in seiner Lebensgeschichte die Rede. Dort wie hier erkennen wir, daß er sich durch konfessionell-kirchliche Verschiedenheit nicht abschrecken ließ; die Armuth an geistlicher Verwandtschaft zu seiner Zeit brachte es mit sich, daß man dem Zug der Gemeinschaft des Glaubens an den Erlöser überall hin nachging, und daß man, je entschiedener die Stellung zum Unglauben der Zeit war, um so milder und nachsichtiger im eignen christlichen Lager wurde. Man sah nicht blos in denen draußen den gemeinsamen Feind, sondern bekämpfte ihn auch

*) M. vgl. „Vom Gewissen" VIII, 120.
**) V, 117.

als solchen und betrachtete sich wirklich als Bundesgenossen. Gewiß war dies die richtige Erkenntniß und Stellung in jener Zeit, wo es die Aufgabe der zerstreuten Treuen sein mußte, in dem allgemeinen Schiffbruch zu retten, was zu retten war, nicht Unterschiede zu scharf zu betonen, die den Streit für ein gemeinschaftliches Gut hemmen und alles Nachdrucks berauben mußten. So finden wir bei Claudius z. B. wiederholt Schutzworte für das Klosterwesen und das Fasten*) aber freilich beide mit dem Hinweis auf die großen Gefahren, mit Einschränkungen und Abweichungen von der geläufigen katholischen Anschauungsweise; er blieb sich wohl bewußt, daß alle Ascese aus der lebendigen Sehnsucht nach Fortschritt in wahrhaftiger Gerechtigkeit entspringen müsse. Merkenswerth ist — und ich habe es oben schon bemerkt — daß die reformatorische Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben bei Claudius nicht so scharf accentuirt wird als von den Reformatoren; daß dagegen das Moment der Heiligung, das in der Reformation bei der Aufstellung ihres Fundamentalsatzes ganz naturgemäß weniger betont worden, bei ihm in den Vordergrund tritt — nicht als fehlte jener Lebenssatz der Reformation bei ihm oder der andere bei den Reformatoren, nur von einem Vorwiegen des einen oder andern ist die Rede. Aber gerade hierdurch entsteht ein neutrales Mittel-

*) In Paul Erdmann's Fest VI, 29 folg. „Vom Gewissen" VIII, 123—128.

gebiet, auf dem sich Claudius mit der nachreformatorischen Mystik der evangelischen wie der katholischen Kirche, mit Fenelon und Terstegen, begegnen mußte und begegnet ist. Halten wir diesen Gesichtspunkt fest, so dürfen wir, fußend auf genauester Kenntniß der Schriften des Boten und auf manchen Briefstellen, auf die wir bei Stolberg's Übertritt zurückkommen, Claudius einen evangelisch-lutherischen Christen im ganzen Wortsinn nennen; wenn er auch in der Gebundenheit frei genug war, wie noch gegen Ende seines Lebens seine übrigens ganz lutherisch tingirte Schrift „über das heilige Abendmahl" *) beweis't, um innerhalb seiner Konfession auch Mängel und Menschlichkeiten zu sehen. Aber der Kampf war damals größer und mehr auf das Wesentliche gerichtet, als der an Menschlichkeiten reichere konfessionelle Kampf der Gegenwart. Dieser Zug zur Einigung oder Wiedervereinigung und das treue Festhalten am Gemeinsamen in der zeitlichen Verschiedenheit und Vielgestaltung des Kirchenlebens bildet eine wesentliche Eigenthümlichkeit in Claudius' Charakterbild. Wie er noch am Abend seines Lebens die verheißende Morgenröthe eines lebendigeren Christenthums erlebte, und wie sein altes Auge noch hell genug war, in den großen geschichtlichen Vorgängen die strafenden und mahnenden Gedanken Gottes zu erkennen, das wird uns später entgegentreten.

*) Werke VIII, 3 folg.

Drittes Buch. 1790—1815.

Digitized by Google

I.

Zeitstürme und Kämpfe.

Ein halbes Jahrhundert von dem Leben unseres Boten liegt hinter uns, vor uns noch ein volles Drittheil seiner Lebensjahre. Dem Gang der Natur nach, die schon die Vorboten des Alters ankündigte, hätten es Jahre des äußeren Friedens und stiller Sammlung sein sollen, wo die Seele im Besitz des Erfahrenen, Erkämpften und Erlittenen aus der Unruhe des Wissens und Lebens eine feste Lebensweisheit und aus dem Wechsel das Dauernde rettet, und wo ihr die bewegten Bilder vergangener Zeiten nur noch einmal in Kindern und Enkeln wieder aufleben. Dem Boten war es anders beschieden. Sein Botendienst war noch nicht zu Ende, ja jetzt gerade muß er, wohl oder übel, den „spitzen Stachel in seinem Knotenstock" fester einsetzen, um die Güter eines funfzigjährigen Lebens und einer gewiß gewordenen Überzeugung gegen den feindlichen Andrang der Zeit tapfer zu schützen.

Die Stürme der französischen Revolution sind es zunächst und vor allem, die auch an sein stilles Haus

anklopfen. Und dieß geschah um so lauter, weil er nicht blos das Brausen und Wogen aus der Ferne hörte, sondern weil einzelne Wellen mit der einströmenden Emigration, die sich erst hinter der Elbe recht sicher fühlte, sich bis in jene Gegenden verloren. Ja gerade in Claudius' unmittelbarster Nähe, in Hamburg wimmelte es von Emigranten, die sich von da nach Kiel, an den Eutiner Hof, nach Plön, auf den Holsteinischen Edelhöfen und weiterhin verbreiteten. Und gerade weil das eigenste Interesse Hamburgs, der Welthandel durch die Revolution und ihre Kriege so tief und mehrere Jahre hindurch mit solchem Glück berührt wurde, nahm man dort in gesteigertem Grade Antheil an den Vorgängen in Frankreich. So ward Hamburg, wie fünf und zwanzig Jahre früher in der literarischen, jetzt in der politischen Bewegung der Hauptort im Vaterlande. Die kleine altberühmte Republik, nur noch in losem Zusammenhang mit dem zerfallenden Reichskörper und selbst angesteckt von dem Haß gegen alle aristokratischen Elemente, erfuhr die Anziehungskraft der verwandten demokratischen Strömungen Neufrankens. Neben ausgewanderten französischen Adel ließen sich französische Kaufleute in Hamburg nieder, und die Gährung, der Kampf der Ansichten entsprach dem Wetteifer der materiellen Interessen. Auch deutsche Auswanderer gesellten sich zu den französischen, als das Land zwischen Rhein und Elbe nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzugs von 1794 nicht mehr sicher schien; viele wohlhabende und angesehene Männer

aus Ostfriesland, dem Oldenburgischen und Hannöverschen zogen sich in die überfüllte Stadt. Im Ganzen und in den einflußreichen Kreisen waren die Bewegungsideeen der Revolution, besonders in ihrem Beginn, die herrschenden; dieselbe erschien wie eine Erfüllung und praktische Ausführung der Gedanken und Wünsche, von denen oben*) die Rede war. Es waren auch hier wieder die Häuser Reimarus, Büsch und Sieveking die Mittelpunkte und Vertreter dieser Richtung. Reimarus schrieb eine Reihe politischer und nationalökonomischer Schriften, in denen er die Adelsvorrechte und das Zunftwesen bekämpfte. Den Staat wußte er nach Rousseau's mechanischer Anschauung nur als Gesellschaftsvertrag zu fassen, vermöge dessen nach freier Übereinkunft und unter dem Schutze einer gesetzmäßigen Obrigkeit keiner den andern in seinen Geschäften beeinträchtigen dürfe. Dies war im allgemeinen, wenn auch die Ausnahmen nicht fehlten, das politische Glaubensbekenntniß des gebildeten Hamburgs. Klopstock, von Alters her Hausfreund und Ehrengast in diesen Kreisen, stand wenigstens im Anfang mit aller Leidenschaft auf der Seite der Revolutionsfreunde, wurde sogar zum Dank seiner zujubelnden Oden französischer Ehrenbürger — eine Ehre, auf die er freilich bald verzichtete. Erst dann stellte sich auch das gute Einvernehmen mit Claudius, das durch jene politischen Differenzen in etwas gelitten hatte, wieder her. Zu den aufgeregtesten Anhängern der re-

*) S. 88 folg.

publikanischen Ideeen und Thaten gehörte der berühmte Kapellmeister J. F. Reichardt, früher eine Zeit lang Claudius' Hausnachbar in Wandsbeck und Komponist vieler seiner Lieder, der eine Zeit lang in Neumühlen, dem Landsitz der Familie Sieveking, eine Zuflucht fand und gleichzeitig die Journale „Frankreich“ und „Deutschland“ herausgab.

Aus dem entgegengesetzten Grunde, dem tiefsten Abscheu gegen die Revolution, — den er besonders seit dem August 1789 aussprach — fand sich unter den deutschen Auswanderern auch ein alter Freund von Claudius, F. H. Jacobi in den überelbischen Landen ein. Im Frühjahr und Sommer des Jahres 1794 hatten die Franzosen unter Pichegru und Jourdan die Niederlande erobert; am 6. Oktober wurde Düsseldorf, damals noch Festung, von ihnen beschossen. *) Schon einige Tage vorher hatte Jacobi, von seiner Schwester Helene und seiner Tochter Clara begleitet, seinen bedrohten Pempelforter Musensitz verlassen und suchte Halt und Trost unter den längsterworbenen norddeutschen Freunden, die ihn auf einen solchen Fall eingeladen hatten. Zehn Jahre brachte er in diesen Gegenden als ein sehr lebendiges Glied der uns bekannten Kreise zu, theils in Hamburg und Wandsbeck, wo er außer kürzeren Besuchen von 1796—1797 ununterbrochen über ein Jahr lang lebte, theils in Eutin, Emkendorf und als flüchtiger Gast noch auf andern

*) Französisch wurde die Stadt erst am 6. Sept. 1795 durch Jourdan's Einnahme.

holsteinschen Rittergütern. Auch Kiel war in Wahl, doch bemerkt Claudius im Seitenblick auf diesen Plan im Juli 1799 an Katharina Stolberg: „ich denke, er hält es in Eutin länger aus, wo der Professor der Gelehrsamkeit nur als Würze zu diesem und jenem Gericht servirt wird, und nicht Vor- und Nach-Tisch und alle die ganzen Gerichte und Schüsseln Professor sind." Zwei Jahre später folgte ihm auf kürzere Zeit (von 1796—1798) Göthe's Schwager, Johann Georg Schlosser, den gleichfalls die Kriegsstürme aus seiner Stellung zu Baden aufgescheucht und nach einem kürzeren Zwischenaufenthalt in Ansbach gen Norden, nach Eutin geführt hatten. Beide Männer brachten der revolutionsfeindlichen Partei Verstärkung und neue Waffen. Dem Pempelforter Philosophen namentlich, dem sonst so milden und von aller Schroffheit fast überfreien Charakter, ist kaum ein Ausdruck stark und heftig genug zur Bezeichnung der französischen Zustände. Diese Gesinnung theilten, vollends als der blutige Theil des Drama's sich entwickelte, die oben aufgeführten adlichen Kreise in Holstein, die Reventlow's, Stolbergs u. a., wiewol der jüngere Graf Stolberg mit seinem poetischen Altmeister anfangs auch der Nationalversammlung zugejauchzt hatte. Besonders hartnäckig und reaktionär gegen das um sich greifende Bewegungsfieber traten die beiden oben wiederholt erwähnten Grafen Reventlow zu Emkendorf und Altenhof auf, beide durch Geist, Kraft und inneren Adel hervorragende Männer; den einen der Brüder, den Grafen

Cai nannte Friedrich Perthes später „den letzten großartigen Adlichen einer vergangenen Zeit.“ Ihr Widerstand gegen die Revolution wurzelte zwar auch, wie natürlich, in ihrer Familientradition und ihrem Stand, war aber tiefer gegründet durch geschichtliche Bildung und religiöse Gesinnung. Daß auch in manchen nichtadlichen Kreisen des Herzogthums sich der Zeitgeist an der Klarheit der Erkenntniß und an der Festigkeit eines treuen Sinns brechen konnte, sehen wir z. B. an der Jugendgeschichte B. G. Niebuhr's, dessen Vater in Meldorf im Süderditmarschen lebte. Die ersten politischen Gedanken des Knaben waren eine entschiedene Abneigung gegen die Revolution. Die französischen Emigrirten reizten und verstärkten natürlich diese Gesinnung. Besonders ward ihnen auch in Emkendorf ein Asyl geöffnet. Dort fanden sich die Flüchtlinge vom Fructidor 1797 mit ihren Familien ein, der General Mathieu Dumas, der unter dem Namen Funk lebte; Portalis, der spätere Graf. Ab und zu gingen Charles Villers, der Übersetzer von Jacobi's Woldemar, der Historiker Quatremère de Quincy, (auch pseudonym Quartini genannt) Vanderbourg, der Graf d' Angiviller, der Jugendfreund Ludwigs XVI., der als Charles Trueman sich in Kiel aufhielt und mit deutscher Literatur sich die Muße vertrieb. Zu Billwerder bei Hamburg lebte seit 1796 in stiller Zurückgezogenheit der Sieger von Jemappes Dumouriez. Claudius hat mit den meisten Verbannten verkehrt. Doch fehlte im Lande auch keineswegs, wie wir sehen werden, eine Gegenpartei und die Reibungen,

Verstimmungen, Verbitterungen störten bald die alte Eintracht und friedliche Gemeinschaft.

Claudius stand von vornherein, als die meisten Schöngeister und Schriftgelehrten noch von der Völkerfrühlingssonne geblendet wurden, mit der Selbständigkeit eines im Innern freien Mannes gegen die Revolution. Bezeichnend ist, daß er schon die Vorboten der französischen Bewegung, die Ereignisse in Brabant und Lüttich aufs Korn nimmt. An die Gräfin Katharine Stolberg schreibt er im Februar 1791: „Nimmt Ihr Frühlingsgeist und sonderlich celui Ihrer Frau Schwiegerin von Tremsbüttel, die Brabanter und Lüttiche auch in Protection; so condolire ich recht sehr. Es scheint, das Reichsgericht, das eigentlich gar nicht einmal schwimmen sollte, werde doch diesmal oben schwimmen.“ Freilich mußte er auch diese Stellung durch innere Leiden und äußere Anfechtung theuer erkaufen. Wenige haben so wie er die schwere Zeit durchlebt und durchlitten; oft verlor er die alte Heiterkeit, nicht selten unter dem Druck und Eindruck, den die Entwicklung und Verwirklichung der Revolutionsideen übte, auch das innere Gleichgewicht, und nur der immer wiederkehrende Glaube an den Sieg und die Wiedergeburt von Recht und Wahrheit schützte seinen Kummer vor Verkümmerung. Als wenn der alte Zeitungsschreiber im eifrigen Zeitungslesen wieder erwachen wollte, beschäftigte ihn diese Lectüre in den letzten fünfundzwanzig Jahren auf das lebhafteste. Er konnte kaum erwarten, bis der Zeitungsbote neue Nachrichten brachte

und ging Morgens ein Mal über das andere hinaus vor die Hausthür, um zu sehen, ob er nicht im Anzuge. Manche seiner Briefe, selbst an die Gräfin Katharine Stolberg, sind mit politischen Tagesfragen gefüllt.

Man hat in Claudius' politischem Standpunkt ein Symptom der Abhängigkeit und einen ärgerlichen Widerspruch mit seiner früheren politischen Freiheitslust finden wollen, die beim Ausbruch der Revolution nicht Stich gehalten und den Rückzug genommen habe. Beides ist irrig. Claudius hatte ganz die nämlichen politischen Ansichten über Königthum und Adel (wie die Erzählung „Paul Erdmann's Fest" zeigt), schon im Anfang der achtziger Jahre; zu einer Zeit also, wo noch von keinem dänischen Gnadengehalt — wenn man denn ja bei einem Claudius an so schmutzige Quellen auch nur denken will*) — die Rede war. Eine Verschiedenheit dagegen dieser Ansichten seiner Mannesjahre mit seinen Jugendträumen besteht allerdings, aber kein Widerspruch. Daß ein junger, mitten in seiner inneren Bildung begriffener Mensch, der eben anfängt, die Augen aufzuschlagen in der weiteren und größeren Welt, schon das politische Programm für sein Leben aufstellen soll, ist ein absurdes Verlangen — Sinn und Treue für das Große und Edle, für Wahrheit und Recht soll er haben und behalten, er soll begeistrungsfähig und darum

*) Tac. Agr. c. 9. „integritatem atque abstinentiam in tali" „viro referre iniuria virtutum fuerit". —

streitfähig für diese Güter sein und bleiben und in dem Naturgrunde alles staatlichen Lebens, dem Hang zum Vaterland, mit kindlicher Liebe stehen, aber die Beurtheilung praktischer Fragen ist eine Sache der Erfahrung und der Einsicht in die Bedingungen und Beschränkungen des Lebens, welche die Jugend weder haben kann noch soll. Hier ist es eine Wohlthat, daß der Mensch veränderlich geschaffen ist, weil allein hierin die Möglichkeit der Bildsamkeit und der Befreiung von angebeteten Irrthümern liegt. Allerdings lautet einer der frühesten Klänge des „Wandsbecker Leiermanns“:

„Und deine Fürsten (sollen sein) groß und gut!
Und groß und gut die Fürsten!
Die Deutschen lieben, und ihr Blut
Nicht saugen, nicht Blut dürsten!

Gut sein! Gut sein! ist viel gethan,
Erobern ist nur wenig;
Der König sei der bessre Mann,
Sonst sei der bessre König!“

Es steht diese unschuldige poetische Licenz im Einklange mit den oben berührten Ideen der Sturm- und Drangzeit, die von der Losgebundenheit des Individuums und seiner schrankenlosen Ausspannung ausging; ein bestimmtes politisches Interesse hatte Claudius damals nicht, es wurden nur Freiheits- und Tyrannen-

oden, wie die von Schönborn*), an ihn gerichtet, er selbst schrieb keine. Gutmüthige und ernstgemeinte Seitenblicke auf die drückende Last der Krone, auf den lästigen Überfluß des Hoflebens, auf den Unsegen der Kriegs- und Eroberungslust, auf die Schmeichler, die allen Fürstengelüsten das Wort reden und in ihren Neigungen Winke der Götter sehen**), — das ist seine Jugendpolitik. Es sind immer nur die allgemeinsten, menschlich-sittlichen Fragen, die Elemente des Gemeinschaftlebens, für deren Beurtheilung ein natürlich gesundes Gefühl oder die Lehre der heiligen Schrift ausreicht. So entwirft er in der mehrerwähnten Audienz in schönen warmen Worten das Bild eines wahren Regenten nach Gottes Willen***), der „Vaterstelle“ an seinem Volk vertreten soll, aber, so stark er Pflicht, Gewissen und Verantwortlichkeit des Regenten betont, — den Gehorsam der Unterthanen verlangt er doch „nicht allein gegen die gütigen und gelinden, sondern auch gegen die wunderlichen Fürsten“ †). Und dieser Satz war bereits anno 1777 geschrieben. Ähnliche Gedanken kehren in „Paul Erdmann's Fest“ wieder ††), wo aber namentlich die Adelsfrage besprochen wird. Klingt da auch die

*) S. oben S. 68.

**) Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan. Werke III, 60 u. 69.

***) A. a. O. S. 64 folg.

†) Nach 1 Petr. 2, 18.

††) Z. B. III, 25 u. 32 folg.

Ansicht vom Ursprung des Adels mehr wie eine geschichtliche Idylle, so ist doch seine wahre Idee und Stellung durchaus treffend bezeichnet. Daß Asmus sehr wohl Unterschiede zu machen weiß, zeigt eben die Rolle des Herrn von Saalbader, in dessen Person das liederliche, franzöſirte, flach freigeistige und innerlich rohe Junkerthum gebrandmarkt wird. Aber eine lebendige Verschiedenheit und ständische Gliederung, eine klare und entschiedene Anerkennung der fürstlichen Alleingewalt, ein patriarchalisches Regiment, wenn man will, als göttliche Ordnung, aber eben auch nur als solche, wo mit der Auffassung der Obrigkeit als einer von Gott eingesetzten um so lauter die Pflichten dieses Amtes in das Gewissen der Regierenden gerufen werden, — das sind seine wenigen politischen Leitpunkte. In diesem Sinne sagt der Dichter*):

„Jeder König sei des hehren,
Großen Rufes werth! —
Doch dann muß er nichts begehren,
Was ein Mensch begehrt;

Muß nicht seine Wege wandeln,
Alles Eignen rein
Nur vor Gott und mit Gott handeln,
Sonst ist er nicht Sein;

Muß, wie Gott, zu allen Zeiten
Nur barmherzig sein,
Und nur Licht und Recht ausbreiten
Sonst ist er nicht Sein;

Und durch jede seiner Thaten,
Wo er deß vergißt,
Hat er Gott den Herrn verrathen,
Dessen Bild er ist;

Und der Königliche Segen,
Licht und Kraft und Glück,
Kehrt zu dem, von dessentwegen
Er sein war, zurück;

Kehrt zurück — der Geist entflieget,
Weil ihm Leid geschah,
Und die große Leiche lieget
Zur Verwesung da.“

*) Kron' und Scepter. 1795. Werke VII, 66. — m. vgl. VI, 32. und die Beilagen.

Diesen im allgemeinen *schon feststehenden* Ansichten trat nun das Riesenereigniß der französischen Revolution mit seinem donnernden *Nein* entgegen. Claudius hat sich nicht einen Augenblick von dem politischen Sturm und Drang, der auch manchen seiner nächsten Freunde ergriff, hinreißen lassen, ohne sich darum gegen die Mißbräuche des absoluten Staates zu verschließen. Und es war das nicht bloßer Quietismus, träge und müde Passivität, die nicht mehr lebendig und beweglich genug ist, um auf eine neue und große Zeit einzugehen, auch nicht ausschließlicher Sinn für das Privatleben, das durch Amt und Haus eben erst fester gegründet und gesichert war und nun so heftig aufgeschüttelt werden sollte. Gewiß sprachen auch diese Neigungen *mit*, aber der Hauptbeweggrund, der ihn, den schon alternden Mann so reizbar und unruhig machte, war ein *positiver*, stammte nicht von weltlichen Rücksichten her, sondern aus der tiefen Überzeugung, diese französische Bewegung sei in ihrer Wurzel wie in ihrer Entfaltung vom *Argen*, ihr etwaiger Einfluß auf unser Vaterland ein *Unglück*. Darum war ihm die Sache des Eifers werth*); „und die Löwin, die ihre Jungen vertheidigt, pflegt nicht mit dem Schwanz zu wedeln". In *einzelnen* und wichtigen Punkten seiner Beurtheilung konnte er dabei hundertmal irren und *hat* er geirrt. Weil ihm das Prinzip der *ganzen* Bewegung zuwider war, machte ihn dieser Widerwille oft auch gegen wirkliche Besse-

*) VI, 5.

rungen innerhalb derselben ungerecht. Auch die Einsicht ging ihm ab, daß die Lebensformen des Staates eine menschlich-zeitliche Seite haben; daß sie sich in ihrer relativen Einseitigkeit aus- und ableben können und daß dies das Schicksal des absoluten Staates jener Zeitepoche war. Das ist der Grundmangel seiner Anschauungsart. Bei der stärksten Verurtheilung der revolutionären Wege hätte er doch die Nothwendigkeit einer politischen Neugeburt erkennen müssen, statt die Wehen mit der Geburt selbst zu verwechseln. Dieses neue Positive sah er nicht; er verneinte nur das Momentane. Aber wie viele in Deutschland übten in ihrem politischen Denken damals diesen freilich nothwendigen Scheideprozeß? Der fast ganz dem Gefühl und der Stimmung angehörende Gegensatz von Verdammung der Revolution und noch blinderem Enthusiasmus beherrschte in Deutschland die Geister, die aus der langen tiefen Ruhe und Nullität des eignen Staatslebens aufgeschreckt, des politischen Selbstdenkens ungewohnt, erfahrungs- und kritiklos den überwältigenden Ereignissen gegenüber traten. Sehen wir Claudius' Stellung etwas näher an. Auch in edleren Versuchen der Revolutionszeit sieht er die Abstraktion walten statt der gesunden Kenntniß des Lebens und der wirklichen Bedürfnisse des Volks; er ahnt ein Übergewicht der politischen Form statt der Fülle der konkreten Anschauung, die nicht blos das Große und Weite, sondern auch das Kleine und Nahe im Lichte des Größten und Höchsten mit Liebe pflegt. Sein Staatssinn,

soweit er vorhanden war, hängt im tiefsten Grunde mit seinem Familiensinn als natürlicher Instinkt zusammen. Dem philosophischen Weltbürgerthum, dem hochmüthigen Übersehen der sittlichen Mächte des Volkslebens trat er entgegen; Sitte ging ihm vor Recht. Und diesen Weg hatte ihm seine ganze Lebensführung gewiesen. Erwachsen aus dem Volk besaß er von Jugend auf Anschauungen aus bäuerlichen und gutsherrlichen Kreisen, den Stammhaltern der alten Sitte. Was in diesem Standesleben geschichtlich erwachsen und gut war, sollte nun von den Zeitstürmen entführt, und das Neue aufgebaut werden auf dem Grund der vermeinten Reinheit und Güte der Menschennatur. Das griff aber in das Innerste seiner Überzeugung. Ein Staatsmann war der Bote freilich nicht; das handelnde und geschichtliche Leben in seiner dramatischen Verwirrung und Entwirrung zog ihn nicht genug an, aber den Grundton aus dem Gewirr der Stimmen und Töne, der Wünsche und Träume herauszuhören, dafür hatte er, gerade wie auch in dem Literaturleben, ein feines Gehör und ein unbestochenes Urtheil. Ihm war allerdings das Ewige näher und wesentlicher als das Zeitliche und die völlige Harmonie der Betheiligung an den Dingen dieser Welt und der Versenkung in das Hoffen einer höheren keineswegs in ihm hergestellt; ihm galt die innere Bildung und Freiheit des Individuums vor allem, und das Beglücken von Außen statt von Innen, durch Ändrung der äußeren Lage statt durch Reinigung des inneren Zustandes, bei ein=

zelnen wie bei einem Volksganzen war in seinen Augen ein Werk des Leichtsinns und eine gleiche Verkehrtheit, als „wenn man am Zeiger drehen wollte, daß das Werk in der Uhr recht gehe“ *). Außerdem aber glaubte er schon in den Grundsätzen der Nationalversammlung, in ihrem Begriff von Freiheit, in der Aufstellung einer Gleichheit, in welcher die Keime aller Zerrüttung lagen, in dem abstrakten Schematismus der Menschenrechte und ihren naheliegenden Konsequenzen einen Abfall von der gottgesetzten Ordnung, einen Ausfluß der Impietät und falschen Aufklärung des Zeitgeistes zu sehen, der zu allem ächten und soliden Schaffen untüchtig und unfruchtbar sei. Eine Beleuchtung dieses „neuen Systems“ hat er versucht in dem charakteristischen Aufsatz „Über die Neue Politik“ **). Er hat es darin keineswegs auf eine Verherrlichung des alten Systems in seiner Wirklichkeit abgesehen, deren Gebrechen und Mißbräuche er vielmehr kennt. Aber „die Besserung müsse nicht ärger als das Übel sein, das man bessern wolle“, und „unbesehends ist Anhänglichkeit und Vorurtheil an und für das Alte edler, als Vorurtheil und Anhänglichkeit für und an das Neue“. Und auf alle Fälle ist ihm ***) „die Procedur etwas voreilig. Wir irren Alle mannigfaltig. Es könnte doch sein, daß wir auch hier irreten; hier: wo der Irrthum so leicht zu be-

*) VI, 6.

**) Werke VI, 1—40. Zuerst als Flugschrift gedruckt 1794.

***) A. a. O. S. 4.

gehen und so schwer zu vermeiden ist; wo der Bogenschütze nicht blos vor sich zu sehen hat, sondern auch: was der Pfeil thun und anrichten werde, wenn er von seinem Bogen dahin und nicht mehr in seiner Gewalt ist; hier: wo es nicht genug ist, daß der Regenbogen in der Luft mit schönen Farben spiele, sondern wo er auch auf die Erde muß können niedergebeugt werden, ohne seine Farben zu verlieren, und wo eine ungemeine Erfahrung und eine feine Mathesis dazu gehört, die Strahlenbrechungen bei der Operation im voraus sicher zu berechnen". Die alte Ordnung erscheint ihm für die menschliche Natur, wie sie ist*), als eine heilsame Zucht und als nothwendige Schranke für Selbstsucht, Frevel und Eigendünkel, als eine Pflege edeln Vertrauens, des Gehorsams, der Bescheidenheit. Denn „was soll man**), Ausnahmen verstehen sich von selbst, von einem Menschen erwarten, der kein Vertrauen hat, der alles selbst sehen und betasten will und immer über seine Rechte brütet? Wenn der nicht auf sehr festem Felsen steht, so stößt ihn die neue Einsicht um; und, unbesehends, ist er kein guter Nachbar. Er führt natürlich immer die Liste seiner Rechte bei sich, ist ungestüm, mißtrauisch, prätendirt immer nicht weniger als er kann, und weiß Alles besser. — Und nun ein ganzer Staat von solchen Rechtsgelehrten!" —

*) Man vgl. a. a. O. S. 20.
**) A. a. O. S. 10.

Er will die unwiderstehliche Kraft der regierenden Obrigkeit nicht gebrochen sehen, ohne welche kein Staat zu denken, „wie ohne einen festen, unbeweglichen Punkt wol eine in parabolischen und Schnecken-Gängen wild durcheinander laufende Figur, aber kein regulärer Cirkel gemacht werden kann". Darum will er die auflösende und ätzende Wirkung der Vernunftkritik, die an jenen wohlthätigen, so weislich und mühsam geknüpften und unentbehrlichen Banden rüttle, den Selbstwillen wieder aus dem Verborgenen hervorgrabe, dem Menschen das Herz aus dem Leibe nehme und ihn zu einem dürren, selbstklugen Hirnschädel ohne Freude für sich und Andre mache, von dem Staate ebenso fern halten helfen, als er es der Kirche gegenüber gesucht. „Aber*) soll denn Liebe, Glauben und Vertrauen ewig lieben, glauben und vertrauen, damit sie ewig betrogen und gemißbraucht werden können? — Sollen denn Viele sich ihrer Rechte begeben, damit Einer oder Einige ungestraft Gewalt und Unrecht üben können?

Das sei ferne! — Betrogene Liebe ist wie Menschenblut; sie schreiet aufwärts um Rache. Nein! Recht muß Recht sein und Recht bleiben. Ich streite nicht wider, sondern für das Volk — und wo dem Kleinen Unrecht und Gewalt geschehen soll, da begehre ich nicht zu heißen der Sohn der Tochter Pharao**), und will viel lieber Ungemach leiden mit

*) A. a. O. S. 31.

**) Nach Hebr. 11, 24.

meinen Brüdern." — Daran schließt er das Bild eines wahren Regenten, das im wesentlichen dem oben erwähnten poetischen Bilde gleicht.

Mag, wie gesagt, dem Boten, der kein Botschafter war und sein wollte, der s. g. praktische politische Blick und eine umfassende geschichtliche Bildung abgehn und manche Ansicht in unsrer hierin so weisen und satten Zeit als kindlich belächelt werden, so bleibt es doch seine Ehre, daß er inmitten des Sturmes und Dranges durch die Wolke von Enthusiasmus und Schwindel mit hellem Seherblick den Grund und dämonischen Kern dieser Zeiterscheinung durchschaute. Und er ist mit solcher Anschauung auch unter seinen sonst gleichgesinnten Freunden nicht der Nachtreter und Geleitete, sondern eher der Vorgänger und Leiter gewesen. Denn, wie er sagt*), „auch die Gutgesinnten waren nicht allerdings schußfrei. Ihr edler Unwille über die Schmach und Schande, die Menschen zu allen Zeiten von der Tyrannei haben erdulden müssen, konnte ihnen ins Auge treten, und es so, in diesem System, was es gerne sehen wollte, Land sehen machen; sie konnten, indem sie für ihr Geschlecht einen Tag des Heils heimlich herwünschten, sich durch den Schein eines Anbruchs übernehmen lassen: das Heil von dieser Seite zu erwarten, und ihm mit Freudengeschrei entgegen gehen".

Die Gräuel der französischen Umwälzung selbst

*) VI, 5.

straft Claudius in dem einfach-ernsten Gedicht „Klage“, aus dem Jahr 1793*).

„Sie dünkten sich die Herren aller Herr'n,
Zertraten alle Ordnung, Sitt' und Weise,
Und gingen übermüthig neue Gleise
Von aller wahren Weisheit fern,
Und trieben ohne Glück und Stern
Im Dunkeln hin, nach ihres Herzens Gelüste,
Und machten elend nah' und fern.
Sie mordeten den König, ihren Herrn,
Sie morden sich einander, morden gern,
Und tanzen um das Blutgerüste.

Sie wollten ohne Gott sein, ohn' ihn leben
In ihrem tollen Sinn;
Und sind nun auch dahin gegeben,
Zu leben ohne ihn.
Der Keim des Lichtes und der Liebe,
Den Gott in unsre Brust gelegt,
Der seines Wesens Stempel trägt,
Und sich in allen Menschen regt,
Und der, wenn man ihn hegt und pflegt,
Zu unserm Glücke freier schlägt,
Als ob er aus dem Grabe sich erhübe —
Der Keim des Lichtes und der Liebe
Der ist in ihnen stumm und todt;
Sie haben alles Große, alles Gute Spott.

*) VIII, 107.

Sie beten Unsinn an, und thun dem Teufel Ehre,
Und stellen Greuel auf Altäre.

Der Chor.

Erbarm' dich ihrer! —"

Der Ernst der Zeit war ganz dazu angethan, das kleine Häuflein der im Land zerstreuten Freunde, die in der Ferne sich doch nahe waren, dichter zusammenzuschaaren und ihre Gesinnung zu noch größerem Ernst anzuregen. Ihnen wurde der aufgepflanzte Freiheitsbaum noch in tieferem Sinn ein Baum der Erkenntniß als im blos politischen, und die zeitweise berauschten Anhänger, wie Stolberg, kehrten bald zur Besinnung zurück. Die Zeit erschloß ihnen die Menschennatur in ganz andrer Weise wie der Alltagsgang der Geschichte; ein handelndes Volk wie eine nur erweiterte Persönlichkeit, das schrittweise die ganze Hefe der Bosheit und Verderbniß ausschüttet!

Stolberg's heftige Ausfälle gegen den weiteren Verlauf der Revolution sind aus seinen Gedichten und Briefen bekannt. Im Januar 1793 schreibt Claudius an des Grafen Schwester Katharina: „Ihr Herr Bruder muß eine gesunde Theorie über die französischen Angelegenheiten haben wie ich aus einem Briefe aus Münster schließe". — Jacobi theilte von vorn herein Claudius' politische Gesinnung, wenn auch die geistigen Motive bei beiden Freunden nicht ganz die gleichen waren. Claudius ging, wie wir gesehen, überall aus von einer religiösen Gottes-

und Menschenerkenntniß und machte diese zum Maß- stab seiner politischen Urtheile. Man kann sagen, die Bibel und die zehn Gebote waren auch sein politi- scher Kanon. Bei Jacobi wirkte, nicht ohne Einfluß der berühmten Burke'schen Reflexionen über die französische Revolution, mehr die philosophische und geschichtliche Einsicht in das Wesen des Staats, sein feiner Sinn für die harmonische Ordnung und Gliedrung öffentlicher Verhältnisse, die Besorgniß vor traurigen Kulturrückschritten, die bekanntlich auch Göthe'n zu einem so entschiedenen „Reaktionär" machten. Dabei erkannte er indeß schärfer die Haltlosigkeit deutscher Zustände und suchte durch den Wust und Graus der Revolution, die ja als solche schon den Ausdruck zeitlicher Vergänglichkeit zur Schau trug, in eine hellere Zukunft und ein neues staatliches Werden zu blicken. So nahe sich in ihren Resultaten also die politischen Ansichten beider Männer berührten, so groß war bei aller Verwandtschaft in den Vorfragen ihre religiöse Differenz. Jacobi war zwar des Glaubens, eben so wie der Bote, die Perle des Christenthums zu suchen und zu schätzen, nur über das was ihm Schale dünkt, über die historische Seite der Offenbarung gingen ihre Wege auseinander. Er findet in der Anerkennung dieser Seite eine Beimischung von religiösem Materialismus, er will in ihr nur das Verhältniß von Körper und Bekleidung zu der inneren Wahrheit und Wesenheit der Sache d. h. zu der ursprünglichen Selbstoffenbarung Gottes in der menschlichen

Vernunft als der Möglichkeit aller Wahrheitserkenntniß gelten lassen. In den biblischen Überlieferungen von der Erscheinung des Heils sieht er insofern — aber auch nur insofern kein absolutes Hinderniß für seine Denkweise, als diese zum Anstoß und zum veranschaulichenden Symbol jenes Kerns dient, aber eine Art unschuldiger Illusion bleibt ihm darum dieser Glaube doch; der göttliche Grundtrieb zur Wahrheit auf der einen, zum Guten auf der andern Seite stellt sich ihm in der Menschennatur urbildlich und abbildlich dar. Durch diesen Bruch mit der Alles, auch das Unbegreifliche, begreifen und beweisen wollenden Richtung der bisherigen Philosophie ist Jacobi recht eigentlich der Philosoph der Suchenden, seine Schriften, eine Propädeutik des Christenthums geworden und für viele geblieben. Doch ist jener „Salto mortale" der menschlichen Vernunft, wie er selbst die Flucht aus den begreifenden Erkennen zum Glauben nennt, für ihn kein Schritt zu festen Zielen und zum vollen Frieden geworden. Und kann er es werden, wenn er nicht vielmehr als ein Lebensweg begriffen und erfahren wird? Wohl war ihm Glaube das Element aller menschlichen Erkenntniß und Wirksamkeit, aber daß dieser elementare Urgrund nur dann Form, Festigkeit, ausgebildetes Leben gewinnen könne, wenn ihm die positive Offenbarung als Inhalt entgegenkomme — vor dieser Sphinx blieb der edle Denker unschlüssig stehen sein Lebelang. Er hat diese Ansichten, auf die wir nur hinzudeuten ver-

mögen, namentlich auch in seiner Schrift „von den göttlichen Dingen“ *) dargelegt und sich mit dem Boten darin auseinandergesetzt. Der Ton, in dem er dies thut, ist zwar hier und da etwas vornehm als die Sprache des „Philosophen von Profession“, doch leuchtet weit mehr die warme Liebe und Hochachtung gegen seinen Freund durch; die einleitenden Worte namentlich sind innig und gemüthvoll. „Der Recensent gehört unter diejenigen, und ist insofern nur ein Mensch wie ein anderer, die es nicht vergessen können, wie vielen Dank allerlei Art ihnen Asmus, Bote zu Wandsbeck, seit fünfundzwanzig Jahren abgewonnen hat: denn so lange durchwandert er nun schon an seinem Botenstabe das weitläufige Deutschland; bestellte während dieser Zeit nicht nur an die Reichen in großen Städten, an die Ueppigen, die in Palästen wohnen; sondern mit gleicher Emsigkeit und Treue, ja wohl noch freundlicher und lieber, im entlegenen Dorfe, in der einsamen Hütte, an den Dürftigen, Kummervollen und Bedrängten, wo es seine Aufträge mit sich brachten. Eine gute biedere Seele! Und ich denke so eben dabei: daß, wenn auf jedes Fenster oder Fensterchen, wo er anklopfte, und etwas hineinreichte, das dem Bewohner lieb war, eine nur geringe Taxe gelegt würde, der gesammelte Ertrag

*) Ich citire die Originalausgabe von 1811. Bekanntlich ist die ganze Schrift aus einer eingehenden Recension von Claudius' sechstem Theil entsprungen, die gedruckt, aber nicht veröffentlicht worden ist. Mir liegt ein Exemplar dieser seltenen Bogen vor.

ansehnlich genug ausfallen dürfte, um selbst Herrn Pitt aufmerksam darauf zu machen." — Und daß ihm die Glaubensgewißheit des Boten doch wie eine Lebenskraft vorkommt und imponirt, scheint der Vorbericht zu der genannten Schrift in den Werken zu beweisen, wo er im Hinblick auf Claudius „diejenigen glücklich preiset, denen ein helleres Licht, eine noch freudigere und festere Zuversicht geworden ist" *). Den Frieden hat dieser edle Geist nie gefunden und von früh an geahnt, daß im geistigen Leben zwischen der Genialität eines Göthe, die sich zeitweise aller Gedanken an göttliche Dinge entschlägt und schaffend ihrer selbstgenugsamen Kraft inne wird, und dem seligen Glauben eines Claudius, der von solcher Kraft nichts weiß und in einer anderen sich stark fühlt, nur eine Mitte voll aufreibender Unruhe denkbar ist. Diese Überlegenheit in aller Unscheinbarkeit hat er, wie wir sahen, schon bei der ersten Bekanntschaft mit Claudius gefühlt.

J. G. Schlosser hatte neben der politischen Gesinnungsgemeinschaft zugleich eine religiöse Verwandtschaft mit dem Wandsbecker Boten. Auch auf ihn hatten die Zeitereignisse tief eingewirkt. Er war ein Mann von seltener Geradheit und Lauterkeit, voll herzlicher Liebe für das Volk, die er in einem mehr als zwanzigjährigen mühe- und opfervollen Amte bethätigt hatte, von gesundem und scharfem Verstand,

*) III, 235. Man vgl. damit die interessante Stelle „Von den göttlichen Dingen" S. 103 und oben S. 268.

ausgezeichneter Jurist, ein praktischer Philosoph, der mit seinen einsamen Gedanken den Gang der Welt in alter und neuer Zeit verfolgt hatte, und genährt von dem Mark der klassischen und neueren Literaturen, deren Sprachen er redete und schrieb, aus denen er manches Werk — namentlich Platonisches — übersetzt hat, ein durchaus ungewöhnlicher Geist und an Kraft und Treue des Charakters, an lauterer Frömmigkeit und ächter Vaterlandsliebe eine der wohlthuendsten Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts. Ihm erregte der Geist der Revolution ein Grauen, er sah in ihm die hereinbrechende „Barbarei des Herzens, das Stocken des Gefühls der edleren Seelen, die Öde der Seelen, den alten Egoismus, den Vorboten und die Folge der Sclaverei.“ Und in der Philosophie der Zeit, der Kantischen, deren Gegner er war, wollte er kein Heilmittel für diese Gefahren erkennen, für den „großen Riß in das Band der Menschheit“, der ein großer Riß auch in sein Herz war. Außer seinem Schwiegersohn Nicolovius, der in Eutin eine Anstellung gefunden hatte, zog ihn gerade Claudius vor allen nach Norden, und er hätte Wandsbeck selbst zum Wohnsitz gewählt, wenn sich ihm dort für die Bildung seiner Kinder die nöthige Gelegenheit geboten hätte. Während seines Zwischenaufenthaltes in Wandsbeck befreundeten sich die beiden Familien auf das engste. Schlossers Tochter Henriette (später Frau Schlosser-Hasenclever) schrieb hierüber eine Erinnerung nieder: „Claudius erste Erscheinung frappirte, weil

sie so einfach, ja unscheinbar war, um das anzukündigen, was er war. Bald aber erwarb sich das liebenswürdigste, väterliche, heitere Wesen dieses Mannes die jungen Herzen im höchsten Grade. Sein Hauswesen war natürlich sehr einfach, aber der Geist, der es belebte, ganz herrlich. Nirgend war mir froher zu Muth gewesen, wie zwischen den liebenswürdigen, lebendigen Töchtern, die sich zu dem vierzehnjährigen Mädchen mit solcher in der That seltenen Freundlichkeit herabließen und mich wie ihres Gleichen behandelten. Damals war F. H. Jacobi mit seinen Schwestern bei Claudius zu Gaste. Diese und meine Eltern bildeten mit Claudius einen Zauberkreis, in dessen Strahlen sich das junge Volk nach bestem Vermögen sonnte, und unbewußt fielen die edelsten Samenkörner in die Gemüther". — Später, nach Schlosser's Tod (1799) schreibt Claudius an die Gräfin Katharina Stolberg: „Wir klagen auch um Schlosser wie Sie und grüben ihn auch gerne wieder aus dem Verborgenen, daß er ferner stritte und schriebe für gut und recht. Und doch wird es ohne ihn wohl gehen, wie es gehen soll; überhaupt möchten in diesem Kriege und Kampfe die Schriftsteller wohl nur zu den leichten Truppen gehören."

Außer den beiden Flüchtlingen aus Westen und Süden trat der katholische Kreis in Münster, der sich um die Fürstin Amalie von Gallitzin und den Minister von Fürstenberg gruppirt*), unserm

*) Damals besonders Overberg, Katerkamp, Kistemaker, Bucholz, die drei Brüder Droste: Caspar, Clemens August und Franz.

Boten und seinen Holsteiner Freunden nahe. Wir wollen hier das seit Katerkamp's Vorgang wiederholt gezeichnete Lebensbild der großen Frau und jenes einzigen Staatsmannes nicht noch einmal nachzuzeichnen versuchen. Die Art, wie sie aus einem freigeistigen und geistverlassenen, glänzenden und innerlich bettelarmen Weltleben zu sich selbst und zu Gott kam, die wunderbare Energie, die sie in dem Kampf der Lösung von allen hindernden Verhältnissen und in dem schweren inneren Kampf bewiesen hat, reihen sie den vornehmsten weiblichen Charakteren aller Zeiten ein. „Es war, sagt Jacobi*) von ihr, eine unermeßliche Fülle von Schönheit und Größe in ihr.“ Ihr Katholicismus bildete sich zu einem bestimmten und dann auch ausschließenden kirchlichen Bewußtsein erst im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts aus, doch unterhielt sie auch dann noch den alten lebendigen Verkehr mit ihren protestantischen Freunden in Wandsbeck und Holstein, von denen Claudius doch außerhalb der Treffweite des Proselytismus stand. Sie besuchte im Frühjahr 1791 und im Sommer 1793 und 1797 in Begleitung ihres Beichtvaters Overberg Wandsbeck und Holstein; auch die Brüder Droste und Katerkamp erschienen bei Claudius. Dieser erwiderte die Besuche in Münster. Ich habe schon bemerkt, daß sich Claudius und die Seinen durch die Konfessionsverschiedenheit nicht stören ließen und daß

*) An L. Nicolovius d. d. 9. Mai 1794. Briefw. II, 165.

sie recht daran thaten. Auch die Fürstin Gallitzin kannte und erkannte in dem Claudius'schen Hause ein Gemeinsames über dem Streit und eine Bundesgenossenschaft, wenn sie auch in dem Protestantismus an sich eine unentwickelte und unvollkommnere Form des Christenthums sah. Sie hat bei Claudius' vorletztem Sohn und noch bei seinem ältesten Enkel Pathenstelle vertreten. Und in welcher Weise sie in der Familie des Boten heimisch wurde, zeigt eine Briefstelle, die Claudius' älteste Tochter Karoline Perthes i. J. 1806 während der tödtlichen Krankheit der Fürstin schrieb*). „Durch nichts in der Welt habe ich einen so großen und so bleibenden Eindruck wie durch die Fürstin erhalten, und von dem Augenblicke an, in welchem ich sie zuerst sah, ist sie mein Leiter zu Gott gewesen.“ — Aus einem ungedruckten Briefe**) des Boten an die Fürstin vom 12. Febr. 1792 theile ich einige Stellen mit. „Gnädige Fürstin, denn wenn einige Fürstinnen sich nicht gefallen lassen, Frau zu heißen, so müssen einige Frauen das wieder gut machen und sich gefallen lassen, Fürstin zu heißen. Liebe gnädige Fürstin, ich schrieb Ihnen gerne

*) Fr. Perthes' Leben I, 128.

**) Dieser Brief zeigt, daß nicht blos: habent sua facta libelli. Von der Nordseeküste ist er in die Hochalpen verweht und verschlagen worden, wo ihn der unermüdliche nun auch ruhende Fußwandrer K. Bädecker aus Coblenz in der Autographensammlung des Bezirkscommissars Wieser zu Zell im Zillerthale gefunden und abgeschrieben hat.

öfter, aber — es ist denn so mit dem Schreiben. Von Mund zu Mund hilft man mit wenigem sich nach, wohl so halb und halb durch, in Briefen verraucht ein weniges gar.

Ich danke sehr für den Augustinus, er soll bald mit den Brosamen zurück kommen. Diese Brosamen enthalten doch viele Kleien, und der gute Terstegen scheint das Mehl für seinen „Weg der Wahrheit" ausgesichtet und gespart zu haben. Die Confessiones des Augustinus habe ich Latein; wenn Sie ein Exemplar im Französischen über haben, so nehme ich's gern für die nicht Latein verstehn. Die Catharina von Siena kenne ich nicht, auch von dem Joh. Klimakus weiß ich nicht mehr, als was in dem Leben der Altväter von ihm steht.

Ich habe einen guten Freund, der viele solcher Schriften hat und täglich dazu kauft; ich bin dieser Tage bei ihm gewesen, seine neuen acquisitiones zu besehn, und will wieder einige von den vorzüglichsten hersetzen, wenn sie Ihnen etwa nicht bekannt wären.

1. Joh. a. Cruce, geistreiche Schriften. Er ist der Lehrer und geistliche Vater Ihrer Therese.

2. Der Weg zum Sabbath der Ruhe durch den Seelenfortgang, ein Werk der Wiedergeburt. Soll von einem Engländer Bromley sein und ist etwas in der Art des J. Böhme.

3. Freimüthige und christliche Discurse betreffend verschiedene Materien des inneren Lebens;

4. Zeugniß eines Kindes von der Richtigkeit der Wege des Geistes in einer Erklärung der Offenbarung Johannis. Beide sind von einem gewissen Marsay, der noch verschiedene andere Schriften der Art geschrieben hat.

5 Joh. Angeli Silesii, Cherubimischer Wandersmann. Der Verfasser ist Protestant gewesen und katholisch geworden.

6. Das verborgene Leben mit Christo in Gott — von Joh. v. Bernières — Louvigni.

7. Reich Gottes in der Seele von P. Johannes Evangelista.

8. Theologia mystica von Christian Hohburg.

9. Margarita Evangelica, von einem unbekannten Verfasser.

Die vier letzten Nummern sollen sonderlich sehr gut sein, fast alle sind selten, das Nr. 9 sehr selten.

Sollten Sie einige davon nicht kennen, will ich Ihnen, wenn ich sie gelesen habe, näheren Bescheid davon thun.

Man hat freilich, wie der selige Hamann sagt, an einem Scheffel Linsen genug, durch ein Nadelöhr zu werfen, doch hat es sein Gutes, vorausgesetzt daß die autores probat sind, zu sehn, wie Ein und dieselbe Sache in mehreren Eins und verschieden ist, und man kann sich in sich selber besser finden, auch die Linse auswählen, die unserm Finger am besten convenirt.

Heute ist es gerade ein Jahr, als die Schulmei-

sterin aus Westphalen *) hier zuerst kam, und wir (nach ihrem Gleichniß) einen bis dahin nicht gekannten Strom der neueren Geographie, der zum Meer eilt und treibt kennen lernten. Wir denken oft an ihn und werden ihn schwerlich vergessen, so lange unsere Ufer halten. Alle Kinder, besonders die älteren, empfehlen sich Ihnen bestens, und sie danken für das schöne Neujahrsgeschenk. Legen Sie gelegentlich noch immer ein paar Exemplare bei; ich habe eins an die Gräfin Reventlow für ihr Pflegekind **) geschickt, und die Katharina Stolberg soll noch einige für die Kinder des Fritz Leopold haben. Auch giebt's sonst noch Plätze, wo dies Geschenk hinpaßt, und es gehört überhaupt zu den Geschenken, die, wo sie hinpassen und wo sie nicht hinpassen, zur Zeit und zur Unzeit gegeben werden mögen. Ich lege Ihnen dagegen einige Lieder von Taulerus bei, zum Behalten und Abschreiben, wie Sie wollen. Sie stehen in einer uralten Ausgabe seiner Werke und können wenigstens den Satz des Opitz rechtfertigen, daß die Poesie anfänglich ein Unterricht von göttlichen Dingen gewesen sei." — „Wir haben neulich von Jemand gehört, daß es mit Ihrer Gesundheit ein wenig besser gehe, und das ist uns sehr lieb. Wir grüßen Sie von ganzem Herzen und hätten gern wieder einige Tage Ver-

*) Die Fürstin selbst, die sich unter diesem scherzhaften Incognito bei Claudius einführte.

**) Gräfin Ina Holk, die 1796 in Rom zur kaholischent Kirche übertrat.

kehr mit Ihnen. Auch sollte der Verkehr eigentlich in dieser Welt getrieben werden, denn in der andern haben wir wohl sonst zu thun und keine Zeit dazu? Die Lerchen im Käfich und mit gebundenen Flügeln leben und weben nachbarlich unter einander, aber wenn der Käfich zerbrochen und die Flügel losgebunden werden, zieht eine jede eine andere Straße und wartet ihren Gesang ab." — Einen ebenfalls ungedruckten französischen Brief der Fürstin am 14. Nov. 1794 aus der Schweiz an Claudius gerichtet, schließe ich an:

„Nous apercevons de tous cotés que la religion fait des progrès merveilleux, que ceux qui lui avaient été les plus contraires s'empressent de profiter des secours plus connus que leur offrent de bons prêtres et on ne peut que remercier Dieu de la bénédiction qu'il répand sur leurs travaux.

D'ailleurs l'opinion devient générale pour la tolérance et la douceur; c'est dans cette vue que la convention a envoyé dans plusieurs départements des commissaires pleins de cet esprit pour destituer les membres de l'administration qui avaient suivi les erreurs de Robespierre et leur substituer des gens pensant bien. Cela s'exécute de notre connaissance à Langres et à Lons le saulnier."

Das ist der norddeutsche Kreis, der unter den Anfechtungen der Aufklärung und der Revolutions=

stürme wie eine zerstreute Gemeinde zusammenhält und das höchste Ziel des Menschenlebens, eine Gemeinschaft der Liebe mit gleichem Glauben und gleicher Hoffnung darzustellen sucht. Wie andersgesinnt auch viele Beurtheiler sein mögen, das sollten sie doch nicht vergessen, daß dieser Kreis inmitten der theoretischen und praktischen Franzosenherrschaft eine Pflanzschule treuer und hingebender Vaterlandsliebe geworden ist, zu der die Nüchternheit des Nationalismus keine Kräfte hergab. Man denke an das tiefe Mit-Leiden und die hohe Mit-Freude zur Zeit der Unterdrückung und des Befreiungskriegs bei Claudius, bei Stolberg, der drei Söhne in den Kampf schickte und den Tod des einen, von Arndt besungenen, ertragen mußte, bei Jacobi, Perthes, Nicolovius, Niebuhr!

Auch die polemische Vertretung seines Standpunktes nach Außen wurde in diesen Jahren für Claudius nothwendig. Menschenfurcht war ihm unbekannt; er handelte nach seinen ausgesprochenen Grundsätzen:

„Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut,
Fahr' zu, gleich zu, wie Paulus thut;" und
„Greif nicht leicht in ein Wespennest;
Doch, wenn du greifst, so stehe fest". —*)

Drei Gegensätze besonders hatte er, direkt angegriffen oder in dem Gefühl der Pflicht zu reden, wo Schwei-

*) Aus dem güldenen und silbernen A. B. C. Werke VII, 74 und 78.

gen ihm sträfliche Unterlassung schien, zu bekämpfen: die politische Neuerungssucht, die Kantische Philosophie mit dem Rationalismus und die schöngeistige Richtung, die in den Xenien ihn herausforderte. Wir können hier auf diese Kämpfe nicht weiter eingehen. Es sei nur wiederholt, daß in Hamburg und hier und da in Holstein auf kirchlichem wie auf staatlichem Gebiet eine der eben geschilderten entgegenlaufende Richtung herrschend war. Ihr literarischer Mittelpunkt war die mit den Zeitbewegungen neu entstandene Zeitschrift der „Genius der Zeit" (1794—1803), ihr persönlicher der Herausgeber dieser Blätter, der dänische Kammerherr und Ober-Commerz-Intendant August von Hennings zu Plön, ein kräftiger und schroffer Anhänger der Aufklärung in Staat und Kirche, verwandt mit der Reimarus-Sieveking'schen Familie (er war Schwager des Reimarus'schen Geschwisterpaars) und mit Voß, dem Mitarbeiter der Zeitschrift, im engen Bund. Dem Berliner Nicolai geistig und persönlich nahe stehend stritt er wie dieser zugleich gegen die tiefere und reichere Entfaltung unsrer Poesie wie gegen alles, was ihm religiöse Schwärmerei und politischer Obscurantismus dünkte; wie dieser wurde er daher von Göthe in den Xenien an den Pranger gestellt und lebte mit den lebendigern christlichen Kreisen in friedloser Fehde. Zu welchem Grad von Nüchternheit dieser Mann in seinen Urtheilen über Dichter und Dichtungen herabsinken konnte, zeigt sein Verdikt über Göthe's Her-

mann und Dorothea. Er schreibt darüber an seinen Freund v. Halem:*) „Ich würde mich in der Gesellschaft des halb betrunkenen Wirthes, des kutschirenden Pastors, des dröhnenden Apothekers, der imperativen Wirthin, des martialisirenden Sohnes und der charakterlosen Huldin der Landstraße sehr unglücklich fühlen und konnte mich nicht an diesem Teniers'schen Gemälde weiden". Dieses nur den Verfasser selbst herabsetzende Urtheil ist im „Genius der Zeit" (v. 1798) zu einer längeren Recension ausgesponnen, die nur zu klar den Aerger über die Verwundung durch die Xenien und die Eifersucht ausplaudert, die den Freund des Dichters der Luise über die formverwandte, aber so viel bedeutendere Dichtung quälte. Mit Hennings hatte nun auch Claudius bald mancherlei Reibung. Der Ankündigung des Genius der Zeit (1793) trat Claudius, der darin das Streben, zwischen Regierern und Regierten Mißtrauen zu säen, zu erkennen glaubte, mit einer Warnung in der Hamburger neuen Zeitung (am 24. Nov. d. J.) entgegen und kündigte in demselben Blatt eine gegen den Genius gerichtete Wochenschrift an. „Es ist nicht von Rechthaberei und Fehde die Rede — heißt es in dieser Ankündigung —, nicht von Ehre und Lorbeeren. Mir liegt ein anderes am Herzen. Ich möchte gerne, daß wir glücklich wären, und die Wahrheit nicht in Worten und Werken vor uns ventilirt würde,

*) v. Halem's Selbstbiographie S. 198. Ganz in demselben Geist ist die Recension des Gedichts von Hennings im „Genius der Zeit" 1797, S. 73—111.

sondern zu uns käme und Wohnung bei uns machte: daß Gott im Lande gefürchtet, und der König geehrt werde. Ich weiß, daß ich dazu wenig beitragen kann und zu einem Herausgeber nicht tauge. Aber es wird an Biedermännern nicht fehlen, die dazu taugen, und demnächst den Canal beschiffen werden, wenn er nur eröffnet ist. Kurz, ich habe vorerst nach meiner Überzeugung gethan, wie ein Genius der Zeit nach der seinigen thun will. Mag er auch unverholen reden und nichts schenken, dafür soll ihm aber auch nichts geschenkt werden." Die Wochenschrift ist nie erschienen; ein Niederschlag jener Absicht ist der oben erwähnte „Beitrag über die neue Politik." Die Ankündigung führte zu einer Privatkorrespondenz zwischen beiden Männern, und da dieselbe keine Verständigung brachte, zu einer Reihe von Invektiven gegen Claudius im Genius der Zeit. Als dieser im April 1798 von dem Herausgeber des Journals den Beweis oder die Zurücknahme solcher Angriffe öffentlich verlangte, gab Hennings den leidigen Handel mit den gewechselten Briefen und einer unerquicklichen Erzählung des Streites heraus in dem Büchlein: „Asmus, ein Beitrag zur Geschichte der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, das von Literatur so gut wie nichts und von Geschichte fast nur persönliche Geschichten enthält. Auch der alte Freund Reichardt zog (1793) anonym gegen Asmus zu Felde in dem „Freundlichen Anschreiben des Vetters Andres an seinen lieben Vetter Asmus in Wandsbeck", das alsbald aus dem Freundeskreise des Boten eine anonyme Ent-

gegnung fand in dem Flugblatt „Wahrheit wider Wahrheit.“ Man hielt Claudius auch auf der gegnerischen Seite für den Verfasser des „Schreibens eines holsteinischen Kirchspielvogts über die neue Kirchenagende 1798“, in welchem die von dem jüngeren Minister von Bernstorf kurz vor seinem Tode eingeführte, von dem Generalsuperintendenten Adler entworfene neue Agende als im Widerspruch mit der heil. Schrift und der Augsburgischen Konfession angegriffen und das Festhalten am Alten den Gemeinden empfohlen ward. Fr. Leop. Stolberg aber war der Verfasser.

Im Oktober des Jahres 1795 ließ Claudius gegen die in Dänemark seit Struensee bestehende Preßfreiheit seine berühmte „Fabel“ im Hamburger Korrespondenten drucken.*) Im aufgeklärten Thierreich nämlich kommt man um Abschaffung des Censors Brummelbär ein, um die Gedanken- und Schreibefreiheit ungehemmt walten zu lassen. Der König genehmigt die Bitte. Da aber alsbald die edleren Thiere in dem neuen Zustand still schweigen und sich zurückziehen, dagegen das ganze Heer des Ungeziefers und Raubviehs sich regt, schüttelt der Löwe den Kopf und spricht:

„Ich rechnete aus angestammtem Triebe
Auf Edelsinn und Wahrheit-Liebe —
Sie waren es nicht werth die Sudler, klein und groß,
Macht doch den Bären wieder los!“

*) S. Werke VI, 50. folg.

Aus dem Kreise der Gegenpartei brach darauf neben andern namentlich Voß im „Genius der Zeit" eine poetische Lanze mit dem alten Freunde in dem Gedicht „der Kauz und der Adler, keine Fabel", das Kant selbst einer „Hekatombe" für werth hält. Ein Kauz kommt darin zum König Adler und verklagt in einer längeren Rede den Hahn als Trompeter der Aufklärung und begehrt den Uhu zu seinem Censor:

„Der Adler that, als hört' er nicht,
Und sah in's junge Morgenlicht." —

Im Jahre 1797 ließ Claudius das Lied „Urians Nachricht von der neuen Aufklärung oder Urian und die Dänen" folgen, worin der Freiheits- und Gleichheitsschwindel in Versen, die allerdings Apoll nicht diktirt hat, durchgezogen wird.

„Ein neues Licht ist aufgegangen,
Ein Licht, schier wie Karfunkelstein!
Wo Hohlheit ist, es aufzufangen,
Da fährt's mit Ungestüm hinein.
Es ist ein sonderliches Licht;
Wer es nicht weiß, der glaubt es nicht" u. s. w.

Die Angriffe blieben nicht aus; in Versen und Prosa, offen und inkognito ward der Bote hart mitgenommen, zum Theil wirklich mit Schmutz beworfen. Ein Gegner vergleicht ihn z. B. mit einem „alten genialischen Pavian, der durch seine Schnurren Hof und Land eine Zeit lang mit ziemlichen Glück belustigt habe", nun

aber, nachdem man seiner Späße müde geworden, auf den Censor Brummelbär antrage, um auch den übrigen Schreibern das Handwerk zu legen. Es ist eben ein Bild im Kleinen von dem leidenschaftlichen Parteigeist, der damals so manche Verhältnisse in Deutschland vergiftete.

„Ihr geht gar unbarmherzig dran,*)
Und schmähet Alles um und an,
Schmäht den Poeten und den Mann,
Und Perthes und den breiten Giebel**) —
Nehmt doch die Wahrheit nicht so übel!"

Er blieb trotz aller Erbitterung fest bei seinen Grundsätzen und verlor seinen Humor nicht:

„Die Wahrheit bleibt doch Wahrheit, wie ich sehe;
Gut eingerieben thut sie wehe." ***) —

Der oben angeführten, zunächst gegen den holsteinischen Generalsuperintendenten Callisen gerichteten Schrift haben wir von Claudius' Hand die Flugschrift „Von und Mit dem ungenannten Verfasser der Bemerkungen" u. s. w. (1796) zu verdanken, in der bei einer Reihe trefflicher Gedanken doch in dem Persönlichen ein spitzerer Stachel und das Gefühl

*) Werke VI, 69.

**) „Hinter dem breiten Giebel" in Hamburg, einer jetzt verschollenen Örtlichkeit, lag Fr. Perthes' anfängliches Geschäftslokal.

***) Werke VI, 75.

der Kränkung, weniger der alte gute Humor sich kund thut. Die letzte schriftstellerische Theilnahme des Boten an den kirchlich-politischen Händeln in Holstein bestand in einer plattdeutsch geschriebenen Flugschrift „an den Naber mit Radt“ (1805), in der er seinen Freund, den damaligen Curator der Universität Kiel, Grafen Friedrich Reventlow wegen einiger amtlichen Maßregeln gegen den Angreifer Pastor Funk in Altona in Schutz nimmt.

Die Hauptpunkte der Anklage, die Claudius widerlegt, betrafen die Berufung des Oberkonsistorialraths Hermes, der bei Friedrich Wilhelms III. Thronbesteigung in Preußen abgesetzt worden war, als Professor der Theologie nach Kiel und Entlassung des rationalistischen Professors Müller von der Leitung des dortigen Schullehrerseminars. Interessant ist die Schrift als erste und einzige Probe, wie der geborene niederdeutsche Volksschriftsteller die Mundart seines Landes handhabt. „Naber — so beginnt die Schrift — waht secht He! . . . . . Dath süht yo schlim vör uns uth: Doctor Luther schal afffettet werden! De Nördümpe schryen ym Middage! De Sünne, un de Män hefft eren Schyn vorlaren, unde de „Fürst der Finsterniß“ wil inne breken — — Un Holsteen leth de Flünke hängen“ u. s. w.

Die Kantische Philosophie, ihre Ausbreitung und ihr zunehmendes Übergewicht in der deutschen Bildung der neunziger Jahre, vorzüglich aber in der Theologie, erfüllte den Boten, ähnlich wie Ha-

mann, Herder, J. G. Schlosser u. a. mit banger Besorgniß vor einer einbrechenden, alles religiöse Leben aufzehrenden Scholastik. Daß er bei dieser großen wissenschaftlichen Erscheinung, die doch im Grunde auch in der Theologie der flachen Aufklärung wie der eudämonistischen Leichtfertigkeit gegenüber einen sittlichen und geistigen Fortschritt bezeichnete, nicht überall die rechte und gerechte Unbefangenheit behielt, ist wahr, aber gerade in der alten unspekulativen Aufklärungstheologie hatte Claudius keinen furchtbaren Feind gesehen, dagegen jetzt, wo sich der Feind in die glänzendste Rüstung der Zeit warf und überall siegreiche Waffen führte, schien ihm die Gefahr ungleich größer, die Verflüchtigung alles biblischen Christenthums und die Erniedrigung der Glaubensidee zu einer bloßen Hülfsidee sah er als einen tödtlichen Angriff auf seine heilige Lebensüberzeugung an. Die Stellung Kants zum Christenthum war schon vor Erscheinen seiner hiefür maßgebenden Schrift, der „Religion innerhalb der Gränzen der reinen Vernunft“ (1793) durch seine „Kritik der praktischen Vernunft“ (1787) klar und entschieden geworden. Die Religion, die ihm die Anerkennung unsrer Pflichten als göttlicher Gebote ist, führt er auf die Moral zurück; der reine Vernunftglaube, des historischen Elements der Offenbarung als eines gleichgültigen und der mystischen Hülle der hl. Schrift als einer störenden Verhüllung der Wahrheit entkleidet, erscheint ihm als die Annäherung des Reiches Gottes. Der menschlichen Ver-

nunft muß sich das Wort der göttlichen Offenbarung beugen. Daß für viele Theologen der Kantianismus nur eine formale Propädeutik, eine geistige Waffenübung wurde, die sie später gerade für den positiven Offenbarungsglauben nutzten, ahnte freilich Claudius nicht, aber wie konnte er es auch ahnen? Oft ängstigen solche Zeiterscheinungen und ihre kräftigen Irrthümer gerade die Naturen am meisten, welche bei vorwiegend poetischer und mystisch-anschauender Begabung wohl einen sehr sicheren Instinkt jenen gegenüber haben, denen aber die Waffen der Dialektik fehlen, ins einzelnste auf sie einzugehen, sie zu zerlegen und zu widerlegen. Es ist wie ein Alpdruck, der sie quält. Auch Claudius fühlt diese Qual wie von einer unheimlichen Macht; er wird zwar keinen Augenblick in seinem Glauben beirrt, aber er möchte mehr thun, als sein Glaubensbekenntniß dagegen setzen. Um nicht von vorn herein sich in das Labyrinth der neuen Philosophie begeben zu müssen, wandte sich Claudius an den Weisen in Pempelfort mit der Bitte, einen Leitfaden durch das System für ihn aufzusetzen. Jacobi ging auf den Wunsch mit allem Eifer ein, indem er ihm eine acht Bogen starke Übersicht in drei Abtheilungen zuschickt, die denn auch bei andern Freunden die Runde macht. Durch einen glücklichen Zufall sind Claudius' originelle Antwortschreiben an Jacobi in meine Hände gekommen, von denen ich Einiges mittheile.

I.

„Wandsbeck, d. 6. Dez. 1791.

Großen Dank für Deine vier Bogen; sie kommen immer noch zu rechter Zeit. Alle Sonnabend ist hier bei uns general und große Wäsche, wo allen Kindern mit einem in Seifenwasser getränkten wollenen Lappen der Hals und die Gesichter gewaschen werden. Es fallen bei der Gelegenheit allemal Sprünge und sonderbare Geberden vor, und sonderlich grimasirt der Hans unter dem Wollenlappen entsetzlich und will nicht stille stehen. Ich muß dir dies erzählen, weil es mir so lebendig bei Deinem Briefe, darin Du mir mit Seifenlappen die Augen auswäschest, eingefallen ist, ich habe auch Grimassen gemacht, wie Hans, habe aber doch gehalten wie ein ehrlicher Kerl, und du sollst noch Freude an meinem Gesicht erleben. Ich will Dir aber nichts davon zeigen, bis Du es durch die Bogen, die noch kommen sollen, auch wirst gebügelt haben. Das Rein habe ich wol begriffen, Kant hat auch den Namen nicht unrecht gewählt, denn ich merke schon, daß es bei ihm **rein** genug ist.

II.

Hochgeehrter Präceptor, lieber Herr!

Nun, lieber Fritz, ein Schwindel hat dem andern in meinem Kopf etwas Platz gemacht. Ich danke Dir nochmals gar schön für Deine Lections, und es thut

mir fast leid, daß Du so viel daran gewandt hast eines so rohen und undankbaren Sünders wegen als ich bin. Es war wirklich auch meine Absicht, als ich Dich bat, nicht, Dich in eine solche Depense zu bringen. Aber freilich mit einem Münzcabinet aus neuer — und fast lauter Scheidemünze läßt sich so kurz nicht umspringen. Du hast Dich en maître acquittirt, so weit ich's aus Deinen Lections selbst und mit dem Auszug von Schmidt beurtheilen kann — wenn die Tage länger werden, will ich den Kant selber lesen. — — In Deiner zweiten und dritten Lieferung möchten noch einige Böhmische Dörfer für mich liegen, die andern meine ich so ziemlich begriffen zu haben.

Vor allen Dingen möchte ich Dich fragen, ob Du meinst, daß Kant sein ganzes System im Ernst selbst glaube. Ich kann es bisweilen kaum meinen. Bei andern Menschen, Philosophen und wes Standes und Denkart sie sonst sind, geht das Treiben immer von Nichts zu Etwas, von Ideen zu Sachen. Kant treibt gerade umgekehrt von Nichts zu Nichts; er verriegelt und verrammelt sich mit unsäglicher Mühe und Aufwand gegen alle seine Sache, um sich auf der weißen Wand seines reinen Bewußtseins der Laterna Magica obzuliegen und sich an Bildern zu weiden, die nichts in der Welt sind als Bilder, und mit nichts in der Welt Ähnlichkeit haben als mit sich selbst. Und wenn bei anderen Systemen, je nachdem sie der Wahrheit näher sind, das Etwas, dazu sie führen, desto

reeller ist, so ist beim Kantischen System vermöge einer besondern eigenthümlich künstlichen Einrichtung, wenn und je mehr er Recht hat, die 0 desto größer und sicherer.

Zuerst von der Zeit, die bei Kant alles gut macht und aufklärt, da nach der wahren Philosophie gerade sie alles verdirbt und wirrt.

Es ist allerdings wahr, daß alle sinnliche Eindrücke Modifications unserer selbst sind und daß die Beschaffenheit des Dinges, das modificirt wird, auf die Art der Modification influire und durch sie eine Regel gesetzt und gegeben werde. Aber alle das Wesen von reinem Bewußtsein, reinen Formen und rein dies und rein das kann ich für weiter nichts halten, als für die bloße Fähigkeit auf die bestimmte Art modificirt werden zu können. So ist das reine Vermögen zu hören die Fähigkeit zu hören, wenn's was zu hören giebt; so ist das reine Vermögen des Sundes die Möglichkeit, daß kleine und große Schiffe durch ihn aus der Nord- in die Ost- und aus der Ost- in die Nord-See segeln können. Ich will gern glauben was Du sagst: daß, wenn ich das ganze Vermögen zu hören kennte, ich dann von Orgel und Waldhorn, von Allegro und Presto Bescheid geben könnte, ohne dazu Erfahrung nöthig zu haben. Aber ich möchte mir gern von diesen Philosophen erklären lassen, wie ich ohne Erfahrung dies Vermögen ganz kennen lernen kann, und ich zweifle nicht, daß hier ein Cirkel in herbis liege. Habe Du zehn oder hundert Glas-

glocken; jede von ihnen hat ihren bestimmten Ton, G oder Gis ꝛc., einen andern Ton kann sie nicht geben, wenn sie berührt wird, als der in ihr ist; aber sie gibt gar keinen, wenn sie nicht berührt wird. Kurz alle die Wunderdinge aus dem reinen Wollen in meinem Kopf können nicht zur Welt kommen, und ich kann, auch nach Kant seiner Methode das a priori nicht absehen und begreifen. Es mag einmal vor der Hand mit Kant seiner Zeit und seinem Raum seine Richtigkeit haben, und mit seinen Kategorieen und Schematibus — die mir übrigens vorkommen wie leere Bouteillen in einem Weinkeller, oder wie Marktschuhe, die auf den Kauf vorläufig gemacht sind und dazu die Füße gesucht werden — es mag einmal pur und put a priori herausoperirt und destillirt sein, wiewol Du, bei näherer Untersuchung in — und unten im Keller — Ingredienzen finden und spüren wirst; so ist das alles zusammengenommen der Ton, den die Glasglocke hat. Aber damit haben wir noch nichts als ein — altum silentium. Ich kann dann höchstens eine reine Logik denken, aber keine reine Naturlehre ꝛc. Höchstens reine analytische Grundsätze, aber keine synthetische. Diese fordern etwas positives, einen Schlag an die Glocke und wie der in der Theologie nur von Offenbarung herkommt, so kann er hier nur von der Erfahrung herkommen, und das ist nicht a priori. Erkläre mir das Ding besser, wie gesagt, ich weiß auch nach diesem System von keinen a priorischen Grundsätzen. Selbst das Principium Contra-

dictionis und rationis sufficientis möchte ich nicht Grundsätze, sondern lieber die Zeit und den Raum der Vernunft nennen".

In den bekannten Xenienstreit, den die Göthe-Schiller'schen Epigramme in den Musenalmanach vom Jahre 1797 hervorriefen, wurde auch der Wandsbecker Bote verwickelt durch das ihm gewidmete Xenion Göthe's:*)

Erreurs et Vérité.

Irrthum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck;
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrthum, den brachtest du fort!

Diese empfindliche Erinnerung an seine so übel aufgenommene Übersetzung des Buchs von St. Martin reizte den Boten leider zu poetischen Entgegnungen, die ziemlich unpoetisch ausfielen. Er hätte bei seiner inneren Stellung und damaligen Fernhaltung von der schönen Literatur besser gethan, ungereizt von den kleinen Stechfliegen, ganz zu schweigen oder, wollte er reden, wenigstens nicht mit gleicher Waffe, sondern in ernster Prosa seinen Gegenangriff ausführen sollen. Seine Kleinigkeiten, wie er sie selbst nennt, bilden in neunzehn Nummern den Anhang zu „Urians Nachricht von der neuen Aufklärung";

*) N. 18. vgl. E. Boas Schiller und Göthe im Xenienkampf I, 57 u. II, 87 folg. Sollte übrigens dieser Titel Göthe'n nicht Anlaß zum Nebentitel seiner Biographie gegeben haben? —

in seine Werke hat er keins der Epigramme aufgenommen. Indeß, so gering der ästhetische Werth der Kleinigkeiten auch ist, so trifft ihr Inhalt doch scharf genug einige sittliche und geistige Gebrechen seiner großen Antipoden, die er als den sentimentalen Widder von der Saale mit den entliehenen Hörnern und als den realen Stier an der Ilm mit vollen Hörnern und Knochen aufführt*). In dem norddeutschen Freundeskreise fand Claudius' Entgegnung ein bereites Echo. Göthe war dort schier gerichtet. So schreibt die Gräfin Julie Reventlow 1797 an Nicolovius, dessen Gattin Göthe's Nichte: „Ach dieser Göthe, wie so bettelarm ist er nun geworden und wohin wird er sich endlich flüchten? Denn ob ihm noch etwas im Busen schlägt, das weiß ich nicht. Herzlich freut es mich, daß Claudius wieder tüchtig gepfeffert." — Mit Schiller hat Claudius nie in irgend einem Verhältniß gestanden; es fehlte zwischen ihnen noch mehr als zwischen Göthe und dem Boten jedes Bindemittel. Diese innere Fremdartigkeit hatte sich schon vor dem Xenienstreit andeutend ausgesprochen. Schiller soll nur durch Herder abgehalten worden sein, in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung**) den Boten namentlich anzugreifen, doch hält es nicht schwer, ihn unter den „Kamönen an der Elbe", denen Schiller ihre Nachahmung der wirklichen Natur

*) Aus der Rubrik „auch ein literarischer Thierkreiß" S. 19.
**) In den Horen v. 1795 u. 96.

und ihren platten Charakter in herben Worten vorrückt*), zu erkennen. Ebenso wegwerfend hatte sich Schiller's nächster Freund und Geistesgenosse W. von Humboldt**), der im J. 1796 in Wandsbeck gewesen war, über Claudius ausgelassen; er wisse, schreibt er an Schiller, durchaus nichts von ihm zu sagen, er sei eine völlige Null. Bekanntlich wußte der hellenisch gebildete und weltgewandte Humboldt auch von Lavater, den er in Zürich aufsuchte, nicht viel mehr zu sagen; für beider Eigenart ging ihm alles Verständniß ab, und beide mochten sich dem fremden stolzen Geist auch nicht sonderlich aufschließen. Schiller war dem Kreise, der sich um Emkendorf gruppirte, eine ganz fremdartige Erscheinung. Wie Stolberg diese gegensätzliche Stimmung in seiner Kritik der „Götter Griechenlands“ ausspricht, so ist eine mündliche Äußerung der Herrin von Emkendorf erhalten, „allerdings trage dieser Dichter die Menschheit wie eine schöne Blume in der Hand, für die aber das Gefäß mit der nährenden Erde, das Christenthum fehle.“ Eigen genug, daß der Bruder der Gräfin, der Finanz- und Commerzminister Ernst Graf Schimmel-

*) Schiller's Werke (Duodezausg. v. 1838) Bd. XII, 252.

**) Auch A. v. Humboldt lernte in seiner Jugend, als er Büschs Handelsschule in Hamburg (s. ob. S. 92) besuchte, Claudius kennen. Noch am 26. Juni 1858 schreibt er an die von Madagaskar heimgekehrte Weltreisende Ida Pfeiffer: „ich habe frohe und dankbare Erinnerungen an Hamburg in die Vorzeit aufsteigend von Claudius, Klopstock, Sieveking, Reimarus Büsch und Ebeling in der Handels-Akademie“.

mann, einer jener freigebigen Helfer in der Noth für Schiller ward.

Von den Kleinigkeiten mögen einige hier stehn.

Tabula votiva.

„Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligthum auf".

Du sollst nicht Heiliges anrühren!
Das Gute nicht unnützlich führen!
Du sollst den Schmetterling verachten!
Du sollst nach Sein im Herzen trachten!
Du sollst das Schöne nützlich wenden!
Du sollst nicht Freundes Antlitz schänden!

Klage. Oder: die Götter und der Mensch.

Sie liebten ihn; vertrauten ihre Gaben
Ihm an, und hatten ihm ihr Kleinod zugedacht.
Doch er verschmähet sie, will nichts von ihnen haben,
Und glaubt nicht an ihr Glück, an ihre Lieb' und Macht;
Will lieber darben Tag und Nacht,
Und lieber irre gehn, und, wie die Henne, kratzen
In Sand und Spreu, und treibt sich ewig um
In Kunstgespinnst und genialischen Fratzen,
Und schwatzt und hört nicht auf zu schwatzen —
Du lieber „Chinese in Rom"! *)

*) Anspielung auf Göthe's bekanntes gegen Jean Paul gerichtetes Distichon.

Göthe's Wilhelm Meister, dessen Erscheinung in jenen norddeutschen Kreisen besonderen Anstoß erregte, wird wiederholt gegeißelt, z. B.*)

„Er singt und pfeift und spielet mit dem Zügel,
Und sinnt und sinnt, wohin er will; —
Und fährt durch Dick und Dünn und über Berg und Hügel —
Und hält bei Vetter Michel still."

Von Göthe selbst, gegen den er sich vornehmlich richtet, während ihm Schiller als Nebenperson gilt, heißt es in dem Epigramm: „der Schriftsteller und der Mensch":

„Er schrieb. Sie beteten den jungen Schreiber an —
Und es war um den Menschen gethan!
O, hättest du den Götzen**) nicht geschrieben;
So wären deine Götter in dir geblieben."

Claudius hatte für diese Gegenwehr mehrfach zu leiden. Er sah aber in dem Bund der beiden Meister nicht blos die Schönheit und den Glanz; er besorgte, das geistige Leben der Gebildeten im Volke möchte sich in Kunst und Poesie als höchsten Lebensäußerungen ausleben und ableben, darin seine volle und alleinige Befriedigung suchen; über den heiteren Festzügen zu dem klassischen Parnaß den schmalen Weg der ewigen Wahrheit verlieren und den heißen Pfad sittlicher Thatkraft verschmähen lernen. Wie der Wissenschaft und

*) N. IX.
**) Natürlich meint er den Götz von Berlichingen.

der neuen Politik gegenüber setzt sich Claudius auch hier fest in seinem Lebensmittelpunkt, dessen Gründung ihm so sehr das Eine Nothwendige ist, daß er selbst vor einseitigem Urtheil übér andere Bestrebungen keine Scheu trägt. Es war für ihn aber die letzte Einmischung in die schöne Literatur und ein völliger Bruch mit ihrer glänzendsten Entwicklung. Schöner freilich und wohlthuender würde dieser Abschiedsruf geklungen haben, wenn er ohne persönlichen Anlaß und eigne Gereiztheit, unter freudiger Anerkennung der hohen Kunstschöpfungen des letzten Jahrzehnts sich frei und kühn als ein Mahn- und Weckruf erhoben hätte für die Rettung der Güter des Volks, die keine Poesie, und wenn sie mit Engelzungen redete, und keine Philosophie wiedererwecken kann, sobald sie einmal von ihnen hinweggeschmeichelt und hinwegspekulirt sind.

II.

Familienleben.

Noch einmal betreten wir die Schwelle des Wandsbecker Boten. Wer ihn da sah mit seinem schlicht zurückgestrichenen, von einem Kamme zusammengehaltenen Haar, die kaum mittelgroße Gestalt im bequemen Hausrock, wer ihn in plattdeutscher Mundart reden hörte, der würde schwerlich den in dem seltenen Manne verborgenen Schatz geahnt haben, wenn nicht ein himmlisches Feuer aus dem herrlich-blauen Auge gesprochen hätte. Dieser Spiegel seines innern Lebens blieb ihm hell und klar bis ins Alter, auch nachdem sein braunes Haar bleich geworden war. Seine Gesichtszüge waren durchaus sprechend; eine gebogene Nase und eine stark vortretende Unterlippe gehören zu ihrer Eigenthümlichkeit. Claudius war auch leiblich eine durchaus gesunde Natur; mit Ausnahme seines letzten Lebensjahres ist er seit seiner schweren Krankheit in Darmstadt nur noch einmal, in der Mitte der neunziger Jahre und abermals an einer gefährlichen Pleuresie, bettlägerig gewesen.

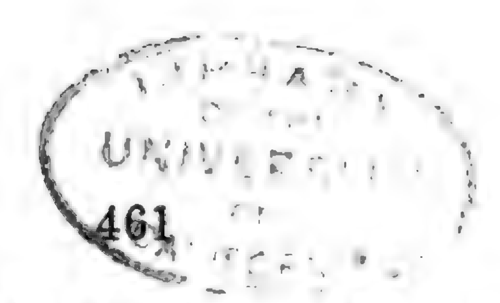
Beinahe wäre er am Anfange des Jahrhunderts dauernd seinem geliebten Wandsbeck entrückt worden. Doch der Genius des Orts als ein guter Lokalgeist ließ ihn nicht fort. Aus Briefspuren in der Correspondenz mit Katharina Stolberg geht hervor, daß es sich um eine Stellung in Kopenhagen handelte. Welche? läßt sich nicht mehr ermitteln. Claudius schreibt am 8. Juli 1800: „Für den anderen Theil Ihres Briefes, Kopenhagen betreffend, der ebenso unerwartet gewesen ist, bin ich indeß sehr verbunden, und ich werde wohl nicht anstehen in alles zu willigen, wenn die Arbeit von der Art ist, daß ich sie übernehmen und ausrichten kann." — Am 5. Sept. kommt er auf die Frage zurück: „Ich danke Ihnen aufrichtig, daß Sie meine Angelegenheit im Sinne behalten und neulich wieder mit unserm lieben C. *) darüber gesprochen haben. Freilich, ich habe noch nicht geschrieben, aber weil „vorher gethan, hernach bedacht, manchen hat in groß Leid gebracht", so will ich lieber vorher bedenken, und das habe ich hin und her gethan, und kann noch nicht ins Reine kommen. Wandsbeck verlaß ich ungern, und ich muß doch auch wissen, daß ich dem Geschäft, das mir zugedacht ist, gewachsen bin. Indeß Noth hat kein Gebot, und wenn das tägliche Brot in der Maßen theuer bleibt, so muß ich und will auch gerne in Einen oder mehrere sauere Äpfel beißen, und vielen Dank dazu wissen. Das

*) Es ist ohne Frage der Kronprinz und Regent von Dänemark gemeint, der erst 1808 König wurde.

versteht sich von selbst. Aber wenn die Stelle qu. nicht gleich besetzt werden muß, und diese Nothwehr für mich in salvo bleibt, so will ich gerne noch etwas mehr und näher bedenken, und mir das Wasser erst recht ans Maul kommen und treten lassen. Ist aber periculum in mora, so ist die Sache freilich anders. Das also übergeb' ich Ihren Händen." — Doch er sollte Bote von Wandsbeck bleiben und dort unter seinem Dach, in seinem Wesen und Walten suchen wir ihn auf.

Die übersprudelnde Fülle von Scherz und Fröhlichkeit in seinen jüngeren Jahren wurde, wie wir sahen, temperirt und gezügelt durch seine innere Umbildung; ausgestorben aber ist die alte Munterkeit niemals. Zwar war er nicht mehr der Bote, der schöne Wiegenlieder sang, auch besang er den Rheinwein nicht mehr, und der neueste „Urian" beklagte nicht blos die allgemeine Narrheit der Menschen; aber seinen Humor hatte er im Familien- und Freundeskreise noch keineswegs verloren. So fand ihn der nicht gleichgesinnte Generalsuperintendent Ewald aus Detmold, der ihn gegen Ende des Jahrhunderts besuchte und überrascht war, den Boten so freundlich, harmlos, ungespannt, so deutsch-humoristisch wie ehemals zu sehen. „Was man also auch", fährt er fort, „von seinen religiösen und politischen Meinungen sagen, für was man sie halten mag, der Mann ist kein anderer geworden. Er hat keinen finstern Blick bekommen, ist allen Menschen herzlich gut, ein braver Gatte, Vater,

Freund und Mensch. Er lacht herzlich über manche Dinge, worüber sich viele unsrer Toleranz- und Humanitäts- und Stoizismusprediger halb todt ärgern würden.“ Weniger in äußerer Lebhaftigkeit als in innerer Lebendigkeit that sich Claudius’ Wesen um diese Zeit kund. Stets hat er gern und viel mit Menschen verkehrt, doch in späteren Jahren mit strengerer Auswahl und vorzugsweise mit gleichgesinnten. Seine Bewegung in der Gesellschaft war natürlich, frei und gewandt. Ein junger Mann, der im Jahre 1809 das Haus besuchte, schreibt über ihn in seinen Erinnerungen: „Claudius trug einen sanften Ernst, der aber nichts von abstoßender Feierlichkeit hatte, in seinem Gesichte. — Er sprach wenig und in kurzen Sätzen. Aber in dem, was er sagte, war Witz und Laune ebenso unverkennbar als Herzlichkeit und Humanität. Dabei verließ zwar jener Ernst ihn niemals, und so zutraulich man auch sehr bald gegen ihn wurde, wenn er die Unterhaltung mit einem launigen Einfall würzte, den er, ohne Aufhebens davon zu machen, hinwarf, so ins Feine gehend waren doch durch sein Betragen die Gränzen gezogen, die von den Kindern gegen ihren Vater, von den Jünglingen gegen den Greis beobachtet werden müssen. — Komplimente, Abgemessenheit und Formalität in Worten und Handlungen kannte hier Niemand. Wer unter diesen Leuten leben wollte, der mußte sich losmachen von Manchem, was sonst die Konvenienz ihm als unerläßlich vorschreibt. Ich blieb einen Tag und eine Nacht in diesem freund-



lichen Hause, aber weder durch meine Anwesenheit noch durch einige andre Besuche wurde etwas in der hier sonst gewöhnlichen Lebensordnung gestört oder verändert".

Frau Rebekka stand mit aller Umsicht und Treue dem Hauswesen vor. Auch ihr Lebensbild, wie es die Jahrzehnte ihres an Lehre und Prüfung reichen Ehestandes ausgeprägt haben, muß uns hier in kurzen Zügen näher treten. Verstand und Herz war ihr von Haus aus in hohem Maße beschieden und beides in schönem Einklang und ungeschwächter Dauer bis in das späteste Alter. Mit diesem lebendigen Quell von Liebe und Einsicht verband sie, die niedrig geborene, eine ungezwungene, aber durchaus feine und achtunggebietende Haltung. Sie war, wenn man das Maß heutiger Kultur anlegt, ungebildet; denn sie hatte weder fremde Sprachen noch Geschichte, Geographie u. dergl. erlernt, weder Belletristik noch Musik getrieben. Auch nach ihrer Heirath hatte sie nie die Zeit gefunden, durch förmliches Nachlernen das Versäumte nachzuholen. Allein ihr natürlicher scharfer Verstand, ihr lebendiges Interesse an allem, was um sie vorging, ihr seltenes Gedächtniß machten es ihr möglich, durch den täglichen Umgang mit Claudius und seinem Kreise sich soweit auszubilden, daß der Mangel an positiven Kenntnissen nicht hervortrat, und sie sich ohne alle Verlegenheit in jenem Kreise bewegte. Sie konnte allen Gesprächen auch wissenschaftlichen Inhalts folgen und wußte durch die Klarheit ihres Blicks, durch die

Einfalt und Reinheit ihres Gefühls manche Fragen und Verhältnisse besser zu beurtheilen als mancher andre, der viel gelernt hatte. Durch die Festigkeit ihres Wesens, durch die große Klugheit, ja Weisheit in der Erziehung der Kinder, durch die Liebe vor allem, aus deren Born Groß und Klein schöpfte, war Frau Rebekka, wie Claudius selbst das Haupt, so die Seele des Hauses.

Aber ihre Gesundheit fing an zu wanken und nöthigte den Boten, seit dem Anfang der neunziger Jahre wiederholt Pyrmont mit ihr zu besuchen.

„Fern aus einer kleinen Hütte
Komm' ich her zu dir. Ich hör', du machst gesund,
Lieber Brunnen, schön und rund,
Bitte dich aus Herzens-Grund,
O du lieber Brunnen! Bitte, bitte,
Mache mir mein Liebchen doch gesund!" *)

Claudius, der Mann der Ebene, hing sehr an dieser bergigen Cheruskergegend, an dem malerischen Thalgrund und der fast zweihundertjährigen Allee. Pyrmont war wol das berühmteste Bad des vorigen Jahrhunderts und als Sammel- und Treffort schöner Geister recht eigentlich in die Geschichte unserer Literatur verflochten. Einer der stetigsten Besucher Pyrmonts, Justus Möser, wandelte nicht mehr unter

*) »An den Brunnen zu Pyrmont« den 4. Aug. 1797. Werke IV, 75. Ein zweites Pyrmonter Lied steht S. 84 folg.

den alten Bäumen und unter den Lebendigen; Claudius hat ihn nicht persönlich gekannt. Doch traf er immer noch gute Gesellschaft; mit dem Publicisten Dohm, dem berliner Buchhändler Nicolai, mit der bekannten Erzieherin Karoline Rudolphi, die damals in Wandsbeck ein Institut hatte, und anderen verkehrte er. Auch fand er in der Regel dasselbe Obdach bei dem Forstrath Nölting wieder. Mit den verwaisten Kindern wurde von Pyrmont aus fleißig gebriefwechselt; — Lebenszeichen, in denen der Bote vollends im gemüthlichen Hausrock auftritt, väterlich, liebenswürdig, kindlich mit den Kindern. Mag es mir, auch wenn der familiäre Inhalt vielleicht sich sträubt gegen die Öffentlichkeit und die Druckerpresse, immerhin gestattet sein, einen solchen Generalbrief, in dem jedem der Kinder das Seine wird, hier einzurücken. Wer seine wahre Freude an dem Wesen und Treiben dieses Mannes hat, wird ihn gern auch in diesem Zwiegespräch mit dem Liebsten, was er sein nannte, belauschen. „Lieben Kinder," schreibt der Vater am 9. August 1794 aus Pyrmont, „Gestern Abend haben wir Euren ersten Brief erhalten. Gott sei Dank, daß ihr darin lauter gute Nachrichten habt geben können. Dem Fritz sagt nur, daß seine Bestellungen in Acht genommen werden sollen, und dem Ernst, daß die Pflaumen und Birnen mit „meinem Papa und meiner Mama" eintreffen werden.

Kurz ehe wir nach Hannover kamen war ein Transport von 1500 gefangenen Franzosen durch die dortige

Gegend vorüberpassirt, und Donnerstag kommt wieder einer, der noch größer ist. Aber ich fürchte einen Tag zu verliehren, fürchte die Ruhe und die Unkosten, sonst führen wir auch wohl hin, sie mit anzusehen.

Das Friedensthal haben wir noch nicht besucht, weil das Wetter kalt und regnigt ist, auch Mama matt und gar nicht recht wohl gewesen ist. Platz ist übrigens für uns noch nicht da, Caroline, denn es steht uns noch ein einziges Haus und wer darin wohnen will, muß Messer machen helfen. Ob Friede im Friedensthal sei, kann ich Dir nicht sagen. Er könnte da wohl sein, wie er überall sein kann, wo die Menschen ernstlich wollen.

Uns wird die Zeit auch lang, Trinette wie Dir, und ich wollte, daß wir Morgen früh aufsitzen und zu Euch wieder kehren sollten. Bei solchem Regenwetter sind die Tage hier noch einmal so lang als bei gutem.

Du sollst Dank haben, liebe Guste, für Deinen Wunsch, wegen Gut bekommen des Brunnens. Er bekommt mir bis dato sehr gut, und ich hoffe, wills Gott, er werde so fortfahren und lange nachdröhnen.

Ich habe noch kein Clavier, Anna, aber es wohnt hier im Hause ein böhmischer Graf Hartig, der hat ein fortepiano, das ich manchmal höre. Lebe wohl, und spiele fleißig, wenn Du nichts bessers zu thun hast.

Ich wollte Dich bitten, Christiane, die Gräfin Julie wieder zu grüßen, aber sie ist fort, wenn dieser

Brief ankömmt. Gestern ist die Gräfin Charlotte von hier abgereist, sie hat versprochen bei Euch anzusprechen. Traktirt sie, womit sie traktirt sein will, wenigstens mit einer sauberen Stube und Anzug.

Mama wird Dir künftigen Posttag antworten, lieber Hans, sie grüßt blos für heute, und bittet Dich Deinen Schreibmeister gut zu brauchen und zu nutzen.

Und Dir, Rebecka, soll ich sagen, daß Du das nächstemal Deinen ganzen Brief selbst schreiben sollst. Aus Anfang und Ende des vorigen sehen wir, daß Du es zur Noth kannst.

Lieber Fritz, Mama läßt Dir guten Morgen sagen, ich auch, sei vergnügt und sei artig, so bringen wir mit, was Du bestellt hast. Lieber Ötsch (Ernst), min Papa nimmt die ope Arm, min Mama nimmt die ope Arm. Adjühs.

Nun adjühs — Ihr alle, Gott sei mit Euch, und betet fleißig für Euch und uns, und daß Mama nicht krank werde.

Grüßt Hr. Werner u. H. und Frau Steuken und grüßt Dorthe auch wieder. Wir hoffen, daß sie Euch gut nimmt.

Wir befehlen Euch alle zusammen, und jeden besonders noch einmal in Gottes Hand, den liebet und fürchtet ohne Unterlaß.

E.

M. Claudius."

In der Wandsbecker Behausung konnte Claudius am 15. März 1797 seine silberne Hochzeit feiern,

der nähere Freunde, namentlich auch der alte Klopstock, noch ein Zeuge der ersten Hochzeit, beiwohnten; mit welcher Jugendlichkeit der Liebe der Bote feiern konnte, das sagt das Festlied, aus dem wir oben schon eine Stelle ausgehoben haben. Wie herzlich klingt das Gelöbniß:

„Ich habe Dich geliebet und ich will Dich lieben,
So lang' Du goldner Engel bist;
In diesem wüsten Lande hier, und drüben
Im Lande, wo es besser ist;"

und wenn es auch Sonn- und Feiertagsstimmung ist, die das schöne Lied durchweht, so ist es doch ein Segen, wenn der Mann, dessen Leben doch Jahre lang eine Kette von Noth und Entbehrung, von Sorge und Bescheidung war, aus voller Seele danken kann:

„Sein Thun ist je und je großmüthig und verborgen;
Und darum hoff' ich, fromm und blind,
Er werde auch für unsere Kinder sorgen,
Die unser Schatz und Reichthum sind.

Und werde sie regieren, werde für sie wachen,
Sie an sich halten Tag und Nacht,
Daß sie werth werden, und auch glücklich machen,
Wie ihre Mutter glücklich macht.

Uns hat gewogt die Freude, wie es wogt und fluthet
Im Meer, soweit und breit und hoch! —

Doch, manchmal auch hat uns das Herz geblutet,
Geblutet .... ach, und blutet noch." — —

Die Worte führen uns in den Kreis der Kinder und zu Freude und Schmerz, die aus ihm der Eltern Theil wurden. Noch zwei Knaben wurden dem Boten in dieser Zeit geboren. Ernst am 19. Juli 1792 und Franz am 30. Dezember 1794. Aber auch der Todesengel klopfte an seine Thür. Am 2. Juli 1796 starb seine zweite Tochter Christiane, die zarteste und lieblichste von allen, zwanzig Jahre alt, am Nervenfieber. „Sanft ist sie eingeschlafen", schreibt ihre Schwester Karoline an die Gräfin Julie Reventlow*), „aber sie hat sehr schwere Stunden gehabt, ehe sie so weit war, und da sie jetzt die Arbeit des Sterbens überstanden hat, möchte ich sie nicht zurückwünschen, auch wenn sie weiter keinen Schaden dabei hätte. Wie lieb ist mir das Sterbebett geworden; dem, der zusieht, wird hier besonders lebendig ausgedrückt und unvergeßlich gemacht, wie nöthig wir es haben, uns nach etwas umzusehen, was uns im Tode halten und begleiten kann." An die Gräfin Katharine Stolberg schreibt dieselbe am 24. Juli 1796, an einer Stelle fast der gleichen Worte sich bedienend (wohl, weil des Vaters Wort zu Grunde liegt): „Papa und Mama haben viel gelitten, wie Sie denken können, besonders durch das Abwechseln von Furcht und Hoffnung. Papa befindet sich erträglich, aber mit Mama will es

*) Aus Fr. Perthes' Leben I, 93.

noch nicht anfangen sich ernstlich zu bessern. Sie werden Ende dieser Woche nach Pyrmont abgehen. Gott gebe, daß wir sie und sie uns gesund wiedersehn. Wir haben dieses freilich immer gewünscht, aber nun doch ganz besonders, da der Tod uns eben so nahe gewesen ist, und wir es nicht allein glauben, sondern noch fühlen: wie geschwind es mit uns aus sein kann. Ich lasse es mir nicht leid sein, daß ich diesmal nicht mit nach Münster gekommen, sondern bei dem Sterbebette der lieben Christiane gewesen bin. Es wird einem hier besonders lebendig eingedrückt und unvergeßlich gemacht, wie nöthig wir es haben, uns nach etwas umzusehen, das uns im Tode trösten und begleiten kann.

Christiane hat elf Tage viel gelitten, sie war die meiste Zeit außer sich, und machte Mama, die sie fast nie verließ, und uns allen viel Angst durch die Heftigkeit ihrer Phantasie. Wenn sie eine freie Stunde hatte, war sie sehr ruhig und gefaßt zu sterben, weil sie, wie sie sagte, nichts dadurch verlöre. Sie hat hierüber sehr rührend und brav gesprochen, und ist außerordentlich sanft eingeschlafen. Daß sie diesen Weg nicht mehr vor sich, sondern schon zurückgelegt hat, ist mir nicht leid, aber *wir haben* sie nicht mehr und sie fehlt uns allenthalben — und wird uns noch lange fehlen." Ihr Vater hat ihr zwei schöne Lieder gewidmet; das eine ist als der „verschwundene Stern" auch in des Knaben Wunderhorn übergegangen:

Es stand ein Sternlein am Himmel,
  Ein Sternlein guter Art;
Das thät so lieblich scheinen,
  So lieblich und so zart!

Ich wußte seine Stelle
  Am Himmel, wo es stand;
Trat Abends vor die Schwelle,
  Und suchte, bis ich's fand;

Und blieb dann lange stehen,
  Hatt' große Freud' in mir
Das Sternlein anzusehen,
  Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
  Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
  Und find' es nun nicht mehr*).

Das andre Lied (v. J. 1799) ist nicht in die Werke übergegangen, aber der Bewahrung werth:

Bei ihrem Grabe.

Diese Leiche hüte Gott!
Wir vertrauen sie der Erde,
Daß sie hier von aller Noth
Ruh und wieder Erde werde.

Da liegt sie, die Augen zu,
Unterm Kranz, im Sterbekleide;

*) Werke VI, 88.

Lieg' und schlaf in Frieden du!
Unsre Lieb' und unsre Freude!

Gras und Blumen gehn herfür
Alle Samenkörner treiben,
Treiben — und sie wird auch hier
In der Gruft nicht immer bleiben.

Ausgesä't, nur ausgesä't
Wurden alle die, die starben,
Wind- und Regenzeit vergeht,
Und es kommt ein Tag der Garben.

Alle Mängel abgethan
Wird sie dann in bessern Kränzen
Still einher gehn und fortan
Unvergeßlich sein und glänzen.

Auch danken dieser Lebenserfahrung unstreitig die beiden Gegenstücke ihr Entstehen:

Der Tod*).

„Ach es ist so dunkel in des Todes Kammer,
Tönt so traurig, wenn er sich bewegt
Und nun aufhebt seinen schweren Hammer,
Und die Stunde schlägt." —

Die Liebe.

„Die Liebe hemmet nichts; sie kennt nicht Thür noch Riegel
Und dringt durch Alles sich;

*) S. 89.

Sie ist ohn' Anbeginn, schlug ewig ihre Flügel
Und schlägt sie ewiglich."

Man sieht wol, im Hause, im Familienglück und Leid kommt die sonst schweigsam gewordene Muse des Boten noch zum Wort, ja ihr Hauskleid ist nunmehr ihr Feierkleid; der Hausvater ist zugleich Sänger, Lehrer und Seelsorger der Seinen. Wo, wie bei ihm, der ganze Mann mit Geist und Leben sich einsenkt in das bildsame Familienleben, das sich mit hingebender Liebe seinem Wort und Beispiel aufschließt, da können die Früchte nicht fern bleiben. Er gab zum Theil selbst den Unterricht; keine Freuden und Zerstreuungen kennt und sucht er außer Zusammenhang mit dem Hause; an den edeln und gewählten Freunden der Eltern hatten auch die Kinder ihren Antheil. Das Bild des Vaters mußte sich ihnen auf solche Art tief einprägen; auch ihnen „war er mehr" als seinen Lesern und Verehrern. Es ist ein deutsches und christliches Familienleben, so erquicklich und erbaulich wie wenige, in dessen Erinnerung noch heute die Kinder im Silberhaar und mit nicht alternder Ehrfurcht und Treue fortleben. Und doch wurde trotz dem so engen und innerlichen Zusammenleben von Eltern und Kindern diesen die möglichste Freiheit zu eigenthümlicher Entwicklung gelassen. Zwar hatte auch Claudius mit dem Feinde im Innern des Menschen zu kämpfen, der in ihm für manche Verhältnisse als

eine angeborene Härte sich geltend machen wollte, oder ihn verleitete, den Eindrücken des Augenblicks mehr als recht war Einfluß zu gestatten, aber das Leben der Familie wurde hierdurch nicht in seiner freien und unbefangenen Bewegung gestört; gemachte und anspruchsvolle Abwechselung der irdischen und der himmlischen Dinge kannte sie so wenig als gewaltsame oder erkünstelte Übergänge. Nur darauf bedacht, die tiefen Mittelpunkte des geistigen Lebens in seinen Kindern zu kräftigen und zu bilden, ließ Claudius sie im übrigen gewähren; und weil ihm der Glaube, versöhnt zu sein mit Gott, nicht ein Lehrsatz war, sondern ein das ganze Innere ausfüllender Zustand der Seele, so blieb ihm und seinem Hause jedes traurige und trübselige, jedes finstere und im Thun und Lassen ängstliche Wesen fremd. Unbeangen gab er sich auch im häuslichen Leben seinen launigen Einfällen hin und konnte sich herzlich der Knabenspäße freuen, an denen die heranwachsenden älteren Söhne einen unerschöpflichen Reichthum besaßen.

Die Doppelseite in Claudius, seine Fröhlichkeit und sein tiefer Ernst, fanden eine Stätte im Hause. Er war nicht jener „Mann im Lehnstuhl“ *), aber ebenso wenig der laxen Aufklärungsmethode in der Erziehung zugethan. Im Scherz spricht er sich selbst darüber

*) Werke III, 76.

gegen seinen Vetter aus*): „dem Vetter kann ich's wol sagen, ich habe auch einmal unter der Hand mit dieser neuen Art und Kunst einen kleinen Versuch bei meinen Kindern gemacht. Aber das wäre mir fast übel bekommen, und die Jungens hätten mich bald zum Hause hinausräsonnirt. Flugs ergriff ich wieder die strikte Observanz und halte seitdem strenge auf Gehorsam; und das geht viel besser. Auch ist, dünkt mich, Gehorsam an sich etwas Löbliches und Liebliches, und man kann ein Kind, das aufs Wort gehorcht, und so ein enfant raisonneur nicht neben einander sehen, ohne das eine zu lieben und dem andern die Ruthe zu gönnen." Zunächst, meint er weiter, soll man die Kinder an das Was gewöhnen, „das Warum ist ein heimlicher Schatz, der ihnen aufbewahrt bleibt, und der am besten vor der Hand mit Fideikommiß belegt wird, bis sie zu Verstand kommen. Dann mögen sie ihn finden und einsäckeln und uns im Grabe danken". Claudius unterrichtete seine Söhne namentlich in den alten Sprachen, in Geschichte und Geographie, doch war der Unterricht weniger regelmäßig und methodisch, als zum Selbststudium aufmunternd. Auch hier ließ er möglichste Freiheit walten. Die leicht geweckten Gaben der Kinder suchten auch außerhalb der Schulgegenstände geistige Nahrung auf eigene Hand. So wurde Astronomie getrieben und Spanisch gelernt. An Gelegenheit zum Lernen und Üben neuer Sprachen fehlte es nicht. Seit dem

*) VI, 54 folg.

Anfang des Jahrhunderts nahm Claudius wiederholt junge Ausländer, Franzosen, Engländer und Spanier, die Deutsch lernen wollten, ins Haus. Im übrigen blieb nicht leicht eine wahrhaft große Erscheinung in der Poesie deutscher und fremder Zunge der Familie fremd. Namentlich war englische Sprache und Literatur einheimisch im Hause, aber alles dies versteckt gleichsam unter der größtmöglichen Einfachheit des Lebens. Die deutschen Bücher, die völlig in den Besitz der Kinder übergingen und wieder und wieder gelesen wurden bis zum Auswendigwissen, waren vor allem das schon genannte Jugendleben Jung-Stillings, der Reineck Fuchs und Pestalozzi's Lienhard und Gertrud. Zu diesem großen Schweizer fühlte sich Claudius frühzeitig hingezogen in innerster Verwandtschaft; findet doch schon Matthisson zwischen beiden eine auffallende Ähnlichkeit. Gesehen haben sie sich nie, an einander geschrieben kaum, aber durch Nicolovius und des Grafen Friedrich Reventlow Vermittlung, die den herrlichen Mann auf ihrer Durchreise nach Italien aufsuchten, kamen sie sich auch persönlich nahe.

Auch die Musik lebte in dem Hause. Die Anregung ging von dem Vater aus, der, wie wir sahen, von frühester Zeit an Musik liebte und übte und ihr bis in die letzten Monate seines Lebens treu geblieben ist. Er war ein fertiger Klavierspieler, auch in der Theorie der Musik nicht unbewandert; und wie er über ihren Geist und ihr wahres Wesen, das in gött-

licher Einfalt und Kraft sich offenbaren müsse, gedacht, hat er schon in jungen Jahren in dem Aufsatz „über die Musik“ *), auch hier ein strenger tiefsinniger Prüfer, kund gethan. Vor allen liebte er die alten geistlichen Musikstücke der großen Italienischen Meister Palästrina und Leonardo Leo, dann die deutschen Komponisten Bach, Händl, Mozart, dann die Lieder von Reichardt, Schulz, Hasse; Beethoven's Erstlingswerke hörte er gern, hat sich aber nicht mehr in die neue Richtung eingespielt. Musik war ein Hausfreund und verschönte alle Familienfeste. Schon in den ältesten drei Töchtern bildete sich Claudius eine Kapelle aus; später traten die jüngeren und die Söhne, die verschiedene Instrumente erlernten, an die Stelle. Der musikalische Geburtstagsgruß für den „langen Emigranten“ F. J. Jacobi**) gibt eine kleine Probe ihrer Aufführungen.

So waren die Lehrjahre der Kinder durchweg auf eine freie und vielseitige Bildung angelegt. Asmus fragt selbst seinen Vetter***), ob er seine Kinder die „kritische Philosophie“ solle studiren lassen; er möge sonst wohl, daß sie von allem mitsprechen könnten; nur müsse es sie nicht verderben. Er antwortet sich darauf selbst in seines Vetters Gestalt: „Seht, diese Philosophie hat viele Gelenke und ist fein in einander

*) Zuerst im Wandsb. Bot. 1771. Nr. 56 und 87; dann Werke I u. II. und 48 flg.

**) Werke VI, 73.

***) VI, 58.

gefügt, und es gehört Talent dazu, zu folgen und sich durch zu arbeiten.

Sind Eure Kinder also muntere Bursche, die da wissen, was sie wollen und die an Muth und Geist grade keinen Mangel haben; so laßt sie daran gehen und sich versuchen und ihre Kräfte üben. Sie werden nicht ruhen, bis sie durchhin sind, und dann sehen was sie haben. Und das wird ihnen den Magen nicht verderben“.

Vor allem andern aber war es Claudius darum zu thun, an seinem Theil auf die Erhaltung und Belebung einer frommen, zweifellos gläubigen Gesinnung in seinen Kindern hinzuarbeiten. Er kannte diesen Lebensschatz und seinen Segen, er überschätzte aber auch eben deshalb seine Arbeit daran nicht, die im besten Fall nur grundlegend sein kann. Aber Lehre und Beispiel, die Angelpunkte aller wahren Pädagogik, gingen von ihm aus. Seiner Lehre verdanken wir den „Einfältigen Hausvater-Bericht über die christliche Religion“, an seine neun Kinder gerichtet, mit dem Zusatz in der Vorrede: „ist für Unmündige. Verderbet es nicht, es ist ein Segen darin“ *). Es ist die kleine Schrift, von der auch Friedrich Perthes bekennt, in dem Kampf seines inneren Lebens Förderung und Segen erfahren zu haben. Claudius schrieb sie im J. 1799 nieder nach alten Aufzeichnungen für den Religionsunterricht; sie enthält die

*) Werke VII, 113—114. Das Motto ist aus Jesaias 65, 8.

Grundzüge des Heilganges nach dem Faden der Bibel alten und neuen Testaments, mit dem Sündenfall anhebend und endigend mit der Wiederherstellung. Die Veröffentlichung dieser väterlichen Kinderlehre begründet Claudius selbst in einem Briefe an seine bereits verheirathete und vom Vaterhaus entfernte Tochter Anna, die um Zusendung der Blätter gebeten hatte. „Den Auszug aus der christlichen Lehre, schreibt er Ende Februar 1799, sollst du gerne haben; ich bin daran, darüber etwas nach der Bibel zu Papier und vielleicht zum Druck zu bringen, da itzo alles so gottvergessen verdreht, und das Christenthum zu einem puren moralischen Discours gemacht wird. Es ist ein sonderlicher Zirkel, den die Menschen machen. Erst haben sie aus dem, daß wir von uns selbst keinen Trost wissen und haben, der uns über das Ungemach dieses Lebens und über die Zukunft trösten kann, und aus dem, daß wir das Gute das wir wollen nicht thun, aber das Böse thun das wir nicht wollen, und in einem innerlichen Streit und Widerstreben stehen, daraus wir uns selbst nicht losmachen können, das Bedürfniß einer Religion, die eine höhere und übermenschliche Eröffnung und Trost gebe, bewiesen, und nun machen sie die höhere und übermenschliche Eröffnung und Trost wieder menschlich, und beweisen, daß wir alles selbst wissen und haben, und daß dies Gesetz die Oberhand hat und uns gefangen nimmt zu thun was nicht recht ist. Laß dich nicht irre machen, liebe Anna; was dem Gesetz und

aller Moral, die nichts als ein Gesetz ist, was dem unmöglich ist, sintemal es durch das Fleisch geschwächt wird d. i. wir es nicht halten können, das that Gott und sandte seinen Sohn, um unsern Geist recht frei zu machen und in seine Herrlichkeit, die er hatte, als er aus Gottes Hand hervorging, wiederherzustellen. Es gibt doch die gesunde Vernunft, daß das was den in den Banden der Sinnlichkeit erdrückten Geist lösen soll, etwas wesentliches, das seiner Natur nach rein ist, sein müsse, und daß das nicht Worte und Regeln thun können". An dieselbe Tochter schreibt er einige Monate später: „das Dir versprochene Büchel ist noch nicht fertig. Es sollte den Weisen dieser Zeit einleuchten und zugleich für Kinder sein, und das ist sehr schwer zu vereinigen. Und ich wollte nicht gern zwei machen". — Innigkeit und Festigkeit der eigenen Überzeugung, strenges Halten am biblischen Wort, der heilige Ernst der Liebe, das beste was er hat und weiß seinen Kindern als Mitgift ins Leben mitzutheilen, die einfache Faßlichkeit des Ausdrucks geben uns ein schönes Bild seiner Religionsstunden.

Mit ihnen ging die Andacht des Hauses Hand in Hand. Gebet war die Weihe seines Lebens; mit dem Lesen der heiligen Schrift wurde der Tag und seine Arbeit eingeleitet.

Um das Detail der Erziehung dagegen kümmerte sich Claudius wenig; in späteren Jahren sah er den größern Theil des Tages die Kinder nicht einmal, sondern blieb studirend und lesend auf seiner Arbeits-

stube. Doch wirkte er durch gelegentliche Äußerungen und Weisungen mehr darauf ein, als die Kinder merkten. Die eigentliche Erzieherin war die Mutter Rebekka. Sie lebte den ganzen Tag inmitten der Kinder; unterwieß die Töchter in Handarbeiten und häuslichen Geschäften; auch an den Gartenarbeiten nahm die Kinderschaar unter ihrer thätigen Mithülfe munteren Antheil, und doppelt eifrig griffen alle zu, wenn es galt, am Geburtstagsmorgen der Eltern solenne Lauben von Buschwerk im Garten zu errichten. Das ganze Familienleben machte sich wie durch innere freie Bewegung von selbst.

Alle Sorglichkeit und alle Zartheit der Vaterliebe, von der das Herz des Boten bewegt war, ist niedergelegt in dem Flugblatt „an meinen Sohn Johannes“, mit dem er ihn wie in Rückerinnerung an den Vorgang seines Vaters*) bei seinem ersten Ausflug aus dem Elternhaus — er sollte anfangs in Hamburg die Handlung erlernen — segnend entließ. Manche dieser Sprüche klingen wie biblische Spruch- und Lebensweisheit, wie Tobiä letzter Wille etwa, und auf biblischem Grund oder in einem Herzen, das dort Grund gefaßt hat, sind auch die Worte erwachsen. Nur einige dieser Sprüche hebe ich aus: „Lieber Johannes, beginnt der Bote, die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen, und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht

*) S. ob. S. 35 flg.

überflüssig ist". — — „Es ist nicht Alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen."

„Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und nichts ist wahr, was nicht bestehet."

„Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur, alle andre Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorübergehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand." —

„Halte dich zu gut, Böses zu thun."

„Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten."

„Was du sehen kannst, das siehe, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort."

„Bleibe der Religion deiner Väter getreu, und hasse die theologischen Kannengießer."

„Lerne gerne von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend &c. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser*), und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß

*) S. Br. Jud. 12. vgl. 2 Petr. 2. 17.

sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie gar so leicht und behende dahin fahren, da sei auf deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes." — —

„Denke oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es nicht ohne Vortheil für dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuere."

„Verachte keine Religion; denn sie ist dem Geiste gemeint, und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne." —

„Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gerne ihretwegen hassen; doch wisse, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht in einander fließen, sonst hast du deinen Lohn dahin." —

„Wolle nicht immer großmüthig sein, aber gerecht sei immer."

„Mache Niemand graue Haare, doch wenn du Recht thust, hast du um die Haare nicht zu sorgen."

„Thue keinem Mädchen Leides, und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist."

„Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Creaturen." —

„Wenn du Noth hast, so klage sie dir und keinem andern".

„Habe immer etwas Gutes im Sinn“.

„Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht.“

„Stehe deiner Mutter bei, und ehre sie so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir.“

„Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Muth; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christenthums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben.“

Der älteste Sohn entschloß sich aber bald darauf zum Studium und bezog zunächst (Ostern 1801) die damals noch chursächsische altehrwürdige Landesschule Pforta, diesen Hort der humanistischen Bildung, blühend um jene Zeit unter dem Rectorat des großen Schulmonarchen Ilgen. Klopstock, selbst ein Zögling jener Schule, scheint hierbei hülfreiche Hand gereicht zu haben; auch fehlte es außerdem an holsteinischen Landesstipendien und später für die Hochschule an Studiengeldern nicht. Dem ältesten folgten der Reihe nach in den Jahren 1803, 1807, 1809 seine drei jüngeren Brüder. Der erstere entging in Pforta augenscheinlicher Lebensgefahr, indem beim Abendessen über einer Schaar von 140 Schülern das Gewölbe des Saals einstürzte und Tisch und Bänke zerschmetterte. Wie durch ein Wunder blieben alle Zöglinge unbeschädigt. Claudius' Söhne gediehen in der gediegenen Schule trefflich und studirten später theils in Kiel, theils in Heidelberg und Berlin. Was

dem Boten selbst versagt geblieben war, — sich ganz und amtlich der Verkündigung des göttlichen Worts zu widmen, das ward seinen Kindern gewährt. Drei seiner Söhne sind Theologen geworden.

Noch etwas früher als der älteste Sohn verließen die beiden ältesten Töchter das Vaterhaus. Ihre Verheirathung knüpft sich an den Aufenthalt F. H. Jacobi's in Wandsbeck, von dem schon mehrfach die Rede war. Dieser lebte, wie wir sahen, von kürzerem Verweilen abgesehen, über ein Jahr lang in dem Ort, er war von seinen beiden Schwestern Charlotte und Helene — seine Frau, eine geb. von Clermont aus Baels bei Aachen, war schon 1784 gestorben — begleitet und wohnte zuerst bei Claudius, dann im Schimmelmann'schen Schloß. Als er zum erstenmal als Flüchtling Wandsbeck besucht hatte, schrieb er an Göthe: „Claudius, den ich etwas verkümmert antraf, hatte bald seine alte Heiterkeit wieder und ließ mich täglich neuen schönen Genuß in seinem Umgange finden. Seine Frau hat sich noch mehr ausgebildet und ist nach aller Menschen Zeugniß das holdseligste Wesen, das man sehen kann. Seine Kinderschaar belebt die einfache friedliche Wohnung ohne störendes Geräusch. Die drei *) ältesten Töchter sind musikalisch und recht wackere, gute Mädchen; die dritte, Anna, aber zeichnet sich aus durch vorzügliches Talent, Reize der Gestalt und eine Mannigfaltigkeit von Geistesfähigkeiten".

*) Die zweite Tochter Christiane lebte damals noch.

Dies nachbarliche Zusammenleben der beiden berühmten Männer zog manchen Fremden nach dem kleinen Ort. Auch der junge kaum erst ansässige Buchhändler Friedrich Perthes wurde durch Jacobi, der ihn zu Hamburg kennen gelernt hatte, nach Wandsbeck geladen und im Nov. 1796 mit dem Hause des Boten bekannt. Von dem Glück und dem Segen, den er dort erfahren, berichtet uns seine Lebensgeschichte. Im April 1797 verlobte er sich mit Karoline Claudius. Doch gab der Vater nicht alsbald seine Einwilligung. Es hielt ihn die gährende werdende Jugend des Bräutigams, der damals noch nicht auf einem Glaubensgrund mit Claudius stand, und die mangelnde Sicherheit seines Geschäfts davon zurück. Das Familienleben war außerdem gerade durch die völlige Hingebung des Vaters ein so fest und dicht zusammenhängendes, ein Leben so aus einem Guß geworden, daß die Lostrennung eines Glieds und gerade der ältesten Tochter, nachdem kaum eine das Haus auf immer verlassen, dem Boten hart ankommen mußte. Erst einen Monat später sagt er Ja und Amen und gab damit nur seinen menschlichen Segen zu einer im Himmel beschlossenen Ehe. So folgte die erste Hochzeit eines Kindes wenige Monate (2. August 1797) auf die silberne der Eltern.

Im Jahre darauf, am 16. Mai 1798, verheirathete sich seine reichbegabte Tochter Anna mit F. H. Jacobi's drittem Sohn Max, der, nachdem er in Jena seine medizinischen Studien vollendet hatte, sich

zunächst in Vaels bei Aachen, der Heimath seiner Mutter, als Arzt niederließ. Der Abschied von dieser Lieblingstochter wurde dem Vater doppelt schwer, weil er sie in französisches Land sollte ziehen sehen. Nach der Geburt ihres ersten Kindes schreibt er an Katharina Stolberg (9. Sept. 1799): „Die kleine Republikanerin trinkt und speit, als wenn sie in einem wohlgeordneten Staate lebte. Aber bei alledem verheirathe ich doch keine Tochter wieder, wenn ich nämlich dabei zu rathen habe, nicht allein nach keiner entfernten Republik, sondern nach keinem entfernten Lande. Die Entfernung ist ein halber Tod, und wenn wir uns über die guten Nachrichten und Briefe gefreut haben, so ärgern wir uns hinterher! — Karoline ist sehr wohl und sehr vergnügt, das ist Anna auch, aber wir sehen's nicht."

Die erste Enkelin, Agnes Perthes, wurde dem Boten am 28. Mai 1798, im August 1799 Max Jacobi's erstes Töchterlein geboren, und nach einigen Jahren umgab den Großvater schon eine kleine Schaar von Enkeln und Enkelinnen. So waltet er wie ein Patriarch über dem erweiterten Kreis, für dessen Glieder er sich eine stets junge Liebe erhielt. Die Perthes'sche Familie hatte er nahe zur Hand und schriftlich wie mündlich bestand ein reger Verkehr; auch seine Tochter Anna kam auf mehrere Jahre wieder in des Vaters Nähe. Im Jahre 1800 wurde ihr Gatte als Physikus nach Eutin berufen und hielt sich auf der Durchreise mehrere Frühlingswochen in Wands-

beck auf. „Die Republikaner, schreibt Claudius an die Gräfin K. Stolberg, sind am 24. Mai glücklich sammt und sonders angekommen und befinden sich hier, in der Monarchie, sehr wohl. Das Wiedersehn ist doch eine angenehme Sache!“ — In Eutin blieb Max Jacobi außer einem dreivierteljährigen Zwischenaufenthalt zu wissenschaftlichen Zwecken in London, bis 1805, wo er mit seinem Vater zuerst nach München übersiedelte. Mit seinen entfernten Kindern unterhielt Claudius einen lebhaften Briefwechsel, der sich meist in dem engen Rahmen häuslicher und örtlicher Erlebnisse bewegt. Auch das Wort des Trostes fehlte ihm nicht. „Guten Morgen, liebe Karoline, schrieb er seiner ältesten Tochter 1806 nach dem Tode eines Kindes*), was die Weihnachtsfreude deines heimgegangenen blauäugigen Engels, die du so gerne wissen möchtest, anlangt, da würde es dir gewiß große und völlige Zufriedenheit geben, wenn du darüber genauen und umständlichen Bericht hättest, aber eben dies muß dir eine Art von Zufriedenheit geben, ohne darüber Bericht zu haben. Wenn die Seelen unschuldiger Kinder nicht vielleicht gleich beim Tode von der Sinnlichkeit befreiet werden, so werden sie sich vor der Hand an den Bildern halten, unter denen ihr Wohlsein gekommen und zugeflossen ist. Und so nach wird der kleine Engel liegen und seine warme Brust suchen und saugen; aber die Wärme ist ihm noch milder und die Milch noch

*) Man vgl. auch das Trostlied VIII, 29.

süßer." — Überhaupt besaß Claudius, so schwer es ihm wol selbst bei der Reizbarkeit seiner Natur und der Heftigkeit seiner Liebe werden mochte, sich bei eignen Verlusten rasch zu fassen und den völligen Trost zu finden, bei andern gar sehr die Gabe des Trostes, welche in der natürlichen Fülle der Liebe, die den Schmerz und Verlust des Nächsten ganz mitfühlt, und zugleich in der Freiheit von der Gebundenheit des Leids durch die Kraft der ewigen Hoffnung besteht. Und der Bote war sein Lebelang umgegangen mit den Bildern des Todes und mit der Gewißheit dieser Hoffnung; an Liebe und Mitgefühl hatte er ein übriges Maß. Es sind zwei solcher Trostbriefe von ihm, der eine an die Gräfinnen Charlotte von Dernath und Emilie Rantzau, (beides Töchter des Ministers A. P. Bernstorf, Nichten der Stolberge), der andere an eine Freundin in Hamburg, aus den Jahren 1807 und 1808 erhalten, beide bis in einzelne Wendungen und Worte hinein von großer Ähnlichkeit. Mit ihnen beschließe ich am liebsten dies Kapitel: „Es kommen Nachbarn Ihnen die Hand zu drücken und mit Ihnen zu weinen, als über die weyland ähnliche Leiden ergangen sind. Sie mögen wohl weinen und die Hände ringen, denn es thut weh: das Lamm das aus unserm Becher trank und in unsern Armen schmeichelte, todt ausgestreckt; das Vögelchen, das uns aus dem Mund aß, auf unsern Schooß hüpfte und sang, davon und aus unsern Augen weg fliegen zu sehen. Aber es flog nur über die Mauer

und singt in einem andern Garten. Es kommt nicht wieder zu uns, aber wir kommen zu ihm! und wer wollte es diesseits der Mauer zurückwünschen unter die tausend Fährlichkeiten und Schmach, sonderlich zu unsrer Zeit! Sind doch die Erwartungen und alle die schönen Aussichten, die man sich etwa gemacht und erdacht hatte, Träume, die kein wahres Wesen haben und nicht der Mühe werth sind, wenn man sie mit dem vergleicht was wir eigentlich sind und seyn sollen; mit dem was allein schön und wahr ist!

Was wir Ihnen da sagen, ist alt und bekannt und Sie wissen es mehr und besser als wir es Ihnen sagen; aber es giebt in diesem Fall nichts neues, und wir wollen auch nichts neues sagen. Wir wollen nur nicht schweigen, weil wir Sie beide und unsre liebe Gräfin Julia und unsern Reventlow, und Rantzau und die Großmutter ꝛc. — fast sehr bedauern und an Ihrer allen Leiden herzlichen Antheil nehmen.

Sey'n Sie Gott befohlen!

Matthias Claudius.

„Wir Endesunterschriebenen Nachbarn wissen aus Erfahrung, wie Ihnen zu Muthe ist, und haben treues Mitleid mit Ihnen; Sie wissen auch daß unter solchen Umständen alle Trostgründe aus dieser Welt kümmerlicher Behelf sind, und wollen Sie auch damit nicht trösten. In Sachen wo es Ernst gilt gibt es keinen andern Trost als in der Religion, deren Werth und Kraft man vorher schon kennt oder bei solcher Gelegenheit kennen lernt. Wenn uns von gu=

ter Hand gesagt wird, daß kein Haar von unserm Haupte fällt ohne den Willen des Vaters, so kann man fest vertrauen, auch wo man ihn nicht versteht und bei seinen Wegen zu verlieren scheint. Und ihr kleiner Fritz ist nicht verloren; er ist nur wie ein Vöglein über die Mauer in einen andern Garten geflogen und da sollen Sie ihn wieder haben. So gut er auch in Ihren Händen war, so ist er nun in besseren; und er hat die lange gefährliche Reise nicht zu machen, von der man schwerlich mit der Unschuld zurückkömmt, mit der Ihr Fritz heimgezogen ist. Gönnen Sie ihm das und entbehren Sie seiner gern eine Zeit lang dafür. Als unsere Kinder starben, weinten wir auch um sie, und doch nähmen wir sie wenn es uns frei gestellt würde, nicht wieder zurück zu uns, und denken lieber daran zu ihnen zu gehen. So wird es Ihnen auch werden, wenn der erste Schmerz überstanden ist. Und das wünschen wir Ihnen, denn man befindet sich wohl dabei, wenn man die Augen nicht blos auf diese Welt richtet."

III.

Alter und Tod.

Mit dem eintretenden Alter ward, wie es der Lauf der Natur ist, das äußere Leben bei Claudius ärmer, das innere reicher. Denn es ist nicht die Bestimmung des Menschen, im Vollbesitz und Vollgenuß der Früchte und Güter des Lebens dem Ende entgegenzugehn. Der Naturgeist muß durch eine Reihe von Wandlungen, die keine Steigerung seiner Lebensthätigkeit sind, sich hindurcharbeiten oder hindurchleiden, ehe er zu der größten Metamorphose gelangt. Wie entblättert und entblüthet er sich im Alter! Es ist die Zeit des Übergangs, die Tage der reifenden Garben. So ist das Greisenalter beides, ein Absterben und ein Aufleben zugleich, wenn es normal ist. Und bei Claudius war es das in besonderem Maße. Wurzel und Wipfel seines inneren Lebens verschlingen sich fester in einander. „Man kann nicht dazu" — konnte er darum in Ehren sagen, — „daß man nicht mehr jung ist, wenn man alt ist" *). Es ist nicht mehr

*) Vorrede zum Theil VIII.

die Macht und der Reiz der Gegenwart, aber wir schauen in diesen alten Zügen das ganze und eigentliche Leben des Mannes an. Und in dieser naturbestimmten oder gottgeordneten Ökonomie des Lebens hat das Alter den schönen Vorzug, eben auch freier und unabhängiger zu sein von den Naturgaben, die es nicht mehr besitzt, dafür aber auch seine eigenthümlichen Blüthen zu treiben in den Gedanken und Stimmungen, in welchen das Zeitgefühl mehr und mehr abfällt und die Ewigkeit hereintritt. „Je mehr die Nacht meines Lebens zunimmt, desto heller wird der Morgenstern im Herzen“ durfte er mit Hamann sagen. So schreibt Claudius selbst im Beginn des Greisenalters (im J. 1803) an seine Tochter Anna Jacobi, nachdem er eine Familienneuigkeit mitgetheilt hat: „Doch mich dünkte fast, ich hätte Dir das schon gesagt. Dann nimm's nicht übel. Man wird alt. Aber Gottlob, mein inwendiges Wohlsein in und durch die Religion wird nicht alt. Und suche dich darüber täglich mehr zu arrangiren, liebe Anna. Es hält nichts als das, wenn die Tage oder Zeiten kommen, die uns nicht gefallen. Ich habe das lange gewußt und oft an großen berühmten Häusen mit meinen Augen gesehen“.

Dies Bild des Greisen sehen wir in den Schriften seiner alten Tage — ein Stillleben wol im Vergleich der Vergangenheit, aber doch nur so, daß die Bewegung und die Unruhe sich mehr nach der Mitte, auf das Wesentliche zurückzieht, wie das Blut seinen Weg nach dem Herzen sucht. Die beiden letzten Theile

seiner Schriften beschäftigen sich, mittelbar oder unmittelbar, nur mit den höchsten Lebensfragen; er hat darin*) „die Fahne etwas höher aufgezogen, daß man am Ende sehe, von welcher Seite die Luft geht". Das eine Stück „Von und Mit" ausgenommen, das, wie wir oben sahen, weit früher entstanden und in den achten Theil erst nachträglich eingeschoben ist, schweigt hier alle kleine Polemik, alle persönliche Gereiztheit — es ist die friedliche Stille des Feierabends und ein Vorgeschmack von jenem Gefühl, das er „einen Seligen an die Seinen in der Welt**) aussprechen läßt:

„Hier ist Alles heilig, Alles hehr!
Und die kleinen Erdenfreuden,
Und die kleinen Erdenleiden
Kümmern uns nicht mehr.
Doch wir denken hier an die da drüben,
Denken hier an sie und lieben." —

Einen politischen Aufsatz, den Claudius im J. 1807 niederschrieb, als die englische Flotte Kopenhagen bedrohte, um die Auslieferung der dänischen Flotte zu erzwingen, hat er in seine Werke nicht aufgenommen. Er erhebt darin seine Stimme gegen den Grundsatz des nackten politischen Interesses. „Die Thiere des Feldes heißt es u. a.***), haben keine

*) Valet VII, 154.
**) Werke VII, 66.
***) Schreiben eines Dänen an seinen Freund S. 11 folg.

andre Regel und reichen damit aus; sie sehen nur vor sich hin und auf die Erde — aber dem Menschen ist ein Antlitz gegeben, das aufwärts sieht. Der Mensch ist wol auch ein Thier des Feldes, aber er ist mehr. Bei seinem Hang, für sich zu sorgen, hat er in sich die Idee von einer Regel, die für alle sorgt ohne Eigennutz und Ansehen der Person; von einer Regel, die ihm bei seinem eigennützigen Thun und Treiben immer in den Weg tritt und einredet; von einer Stimme, die recht richtet und die ihn in der Einsamkeit strafet und züchtiget, mit einem Wort von einem Geist des Rechts und der Gerechtigkeit, der allen und auch ihm wohl will und das Böse in ihm durch Gutes überwinden und ihn besser machen will. Wenn aber ein solcher Geist ist, und wer kann ihn leugnen und sich seiner erwehren, wenn ein solcher Geist ist, und er einzelne Menschen in dem Maß, wie sie auf ihn hören und achten, glücklich macht, was hätten dann die Staaten in solchem Fall von diesem Geist zu erwarten, und was hätten sie gesündiget, daß sie von den Vortheilen seines Einflusses ausgeschlossen wären". — „Ja, wenn alle Fürsten diesen Geist des Rechts und der Gerechtigkeit recht kennten, wenn sie wüßten, was er eigentlich will und was er kann, wie er so edel in sich und uns so nahe verwandt ist, wie er in dem Innersten eines jeden Menschen einen Freund und lieben Buhlen hat, dem er sich mittheilet, ihn aus seinem Schlummer wecket und in seinen angebornen Adel und Wohlstand her-

stellet — wenn sie das alle wüßten, sie würden sich wundern und an ihre Brust schlagen.“ —

Von seinen Schriften haben wir oben zuletzt den fünften Theil genannt; wir heben in aller Kürze die Hauptstücke der folgenden heraus. Der sechste Theil (1798), seinem Hauptinhalte nach ein Kind der Revolutionszeit, ist meist politischen und polemischen Inhalts; wir haben ihn nach dieser Seite bereits besprochen. Der alte Humor erhebt noch einmal sein schalkhaftes Angesicht in dem vortrefflichen „Rencontre“ mit seinem lakonisch-drastischen Schluß und in den „Übungen im Stil“; der Ernst aber hat seine so würdigen Vertreter in den sieben Briefen an Andres über die Person und die Heilsthat des Herrn, über einzelne Züge aus seinem Leben und über den Glaubenskampf und seine Wirkungen im Menschen. So bilden diese Briefe am Schluß des Bandes den Übergang zu den beiden letzten. Um zum Weiterlesen anzuregen, wird die Mittheilung des parabolischen sechsten Briefes genügen: „Es war einmal ein Edler, deß Freunde und Angehörige durch ihren Leichtsinn um ihre Freiheit gekommen und in fremdem Lande in eine harte Gefangenschaft gerathen waren. Er konnte sie in solcher Noth nicht wissen und beschloß sie zu befreien.

Das Gefängniß war fest verwahrt und von inwendig verschlossen, und Niemand hatte den Schlüssel.

Als der Edle sich ihn, nach vieler Zeit und Mühe, zu verschaffen gewußt hatte, band er dem Kerkermei-

ster Hände und Füße, reichte den Gefangenen den Schlüssel durch's Gitter, daß sie aufschlössen und mit ihm heimkehrten. Die aber setzten sich hin, den Schlüssel zu besehen und darüber zu berathschlagen. Es ward ihnen gesagt, der Schlüssel sei zum Aufschließen und die Zeit sei kurz. Sie aber blieben dabei, zu besehen und zu berathschlagen; und einige fingen an, an dem Schlüssel zu meistern und davon ab- und zuzuthun.

Und als er nun so nicht mehr passen wollte, waren sie verlegen und wußten nicht, wie sie ihm thun sollten. Die andern aber hatten's ihren Spott und sagten: Der Schlüssel sei kein Schlüssel, und man brauche auch keinen".

Mit der heiligen Siebenzahl wollte der Bote eigentlich seinen Botengang beschließen. Deshalb erklärte er in der Pränumerations-Anzeige (1802) noch einmal unumwunden, was seiner Botschaft Grund und Zweck gewesen, und nimmt von dem Leser Abschied in dem Valet. „Wiehert doch ein Pferd, wenn es von seinen Genossen getrennt wird." Aus den meisten Stücken auch dieses Theils sind schon einzelne Stellen mitgetheilt worden.*) Ein rechtes Schatzkästlein körniger Weisheit ist das schon oben besprochene güldene A.-B.-C.; die Perle aber vielleicht unter allen Prosastücken des Asmus ist das Valet selbst, ein Scheidegruß und Vermächtniß aus einem wahrhaft tiefen und reichen Herzen. Es ist noch einmal das oft besprochene Thema, von dem er redet, — die unselige Natur des Men-

*) S. 245.

schen und die selige Hoffnung des Christen. „Man ist nur Einmal in der Welt und ist nicht darin, ihr nach dem Sinn zu reden und Heckerlinge zu schneiden. Es schafft nicht, daß der Mensch mit niedergeschlagenen Augen sitze und sich räuspere und seufze; er soll die Augen frei aufschlagen und frisch und fröhlich um sich sehen. Aber man kleinmeistert und lacht sich nicht durch die Welt, und die sind übel berichtet, die da glauben und lehren, daß die Menschen hier nichts anderes zu thun hätten und daß sie hier so recht à leur aise wären.

Sehe doch Einer nur an, wie sie in die Welt hereinkommen und wie sie wieder herausgehen, weß Standes und Ehren sie sind! — Wer dazu lachen und sich aus dem Sinn schlagen oder sich darüber mit den Kategorien trösten kann, der mag ein Philosoph sein; aber ein vernünftiger Mensch ist er nicht.

Und auch zwischen dem Herein und Hinaus, selbst wenn es am besten geht, was ist denn der Mensch und was hat er? — Er hat Himmel und Erde, Meer und Land, Berg und Thal, Sonne und Mond, und die sind groß und herrlich; aber recht bei'm Lichte besehen, ist Alles, was man sieht, doch nur äußere Rinde und Kruste, schöne Kisten und Kasten mit Kleinodien, zwischen denen der Mensch herumgeht wie ein Knecht, vor dem der Herr sie verschlossen hat. Er fühlt wol, daß es anders sein könnte; denn was sind seine kühnen Vermuthungen und seine Träume über den inwendigen Zusammenhang und die verbor-

genen Triebfedern der Natur anders als Zeichen und Beweise seines Anrechts an ihre Erkenntniß? — Aber sein Anrecht ist sequestrirt und er geht neben dem Born des Lichts, hungrig und durstig nach Erkenntniß, und muß es sich kalt und warm um die Nase wehen lassen und mit allen Elementen kämpfen, bis sie ihn wieder verschlungen haben". — „Wir sind nicht umsonst in die Welt gesetzt;" — so schließt er — „wir sollen hier reif für eine andre werden, und man kann unsern Körper als ein Gradirhaus ansehen, wo das wilde Wasser von dem guten geschieden werden soll. Es ist nur Einer, der dazu helfen kann, und dem sei Ehre in Ewigkeit. — Gehabt Euch wohl." — Doch war es noch kein Abschied für immer. Im Jahre 1812 ließ der Bote als „Zugabe zu den sämmtlichen Werken" noch einen achten Theil folgen. Er hat auch in ihm „nicht umgesattelt, und sucht, wie bisher, einfältig und bescheiden an die wahre Größe und den inwendigen Wohlstand des Menschen zu erinnern". Und das thut er nicht mit zitternder Greisenstimme, sondern im festen Ton freudiger Gewißheit. Der Theil besteht fast nur aus Aufsätzen religiösen Inhalts. Das längere Stück vom heiligen Abendmahl, das drei Jahre zuvor besonders erschienen war, hat mehr die Form einer theologischen Abhandlung; Claudius hält darin im wesentlichen die Auffassung Luther's fest, doch also, daß er die Möglichkeit einer Einigung, der selbst die Reformation schon so nahe gewesen, nicht minder ernst betont. Zu

seinen besten Stücken zähle ich das „Morgengespräch zwischen A. und dem Candidaten Bertram“, in welchem er noch einmal das wahre Verhältniß von Vernunft und Glauben, Philosophie und Offenbarung erörtert und eine naturphilosophische Ansicht von der Weltschöpfung durch den Geist Gottes entwickelt, der durch die Natur von ferne, durch den gottähnlichen Menschen von nahe verkündet werde.

„Ein jedes Geschöpf*) hat eine Spur von Gott an sich, dies diese, jenes eine andere. Und du kannst die Geister aller der verschiedenen Geschöpfe, die um uns her sind, als so viele Boten ansehen, die in die Zeit gesandt worden, daß sie uns nicht allein an den Vater erinnern, sondern auch, ein jedes durch seine Natur, Art und Eigenschaft, etwas von ihm sagen und kund thun sollten. Und weil diese Boten, ob sie gleich, wie gesagt, nicht eigentlich Geister sind, doch von uns nicht gesehen werden konnten und also für uns vergeblich gesandt wären; so mußte ein jeder ein sichtbares Kleid anziehen, darauf seine Natur, Art und Eigenschaft mit leserlicher Schrift geschrieben sind, daß wir sie lesen und uns daraus unterrichten möchten.“ — —

Himmel und Erde sind also eine Schrift und alle Geschöpfe Buchstaben dieser Schrift. Der Mensch aber ist der erste und wichtigste Buchstaben von allen, „denn im Menschen ist ein unsterblicher Same und Keim, in dem die Schätze der Wahrheit und der Er-

*) S. 76 und 79.

kenntniß Gottes verborgen liegen und aus ihm entwickelt werden können. Aber wie die Keime in der physischen Natur sich nicht entwickeln können, so auch dieser nicht. Er bedarf, wie jene, eine Reaktion von außen. Je angemessener und homogener diese ist, desto schneller und vollkommener wächst die Frucht hervor. Die Reaktion thäte und schaffte nichts, wenn der Keim nicht da wäre; aber der Keim bleibt ohne sie, was er ist, und kommt nicht von der Stelle. Und so kränkelt auch ohne Reaktion der Keim im Menschen und hat nur dunkle, unvollständige Ahnungen von Gott."

Sodann nenne ich die kürzeren, aber nicht minder inhaltschweren Aufsätze „Geburt und Wiedergeburt", den „Brief an Andres", der die Wunderwirkung der Glaubenskraft an der Geschichte vom Hauptmann von Kapernaum und vom Kananäischen Weibe darlegt, und endlich die sieben Briefe an Andres „vom Gewissen", dessen Begriff er nur im Stande der Sünde, im Widerstreite zwischen dem verständigen und sinnlichen Gesetz gelten läßt. Vornehmlich aber bespricht er die Mittel und Wege, die versuchten äußerlichen und die nothwendigen innerlichen, wie der gestörte Gewissensfriede herzustellen sei. Der Schlußbrief lautet also: „Nun, lieber Andres, Du kennst das Glück eines guten Gewissens, und will's Gott, sind außer Dir noch Viele, die dies Glück kennen und heimlich genießen, ohne daß andere Leute davon wissen. Denn ein gutes Gewissen im Menschen ist wie

ein Edelstein im Kiesel. Er ist wirklich darin; aber Du siehst nur den Kiesel, und der Edelstein bekümmert sich um Dich nicht.

Mir wird allemal wohl, wenn ich einen Menschen finde, der dem Lärm und dem Geräusch immer so aus dem Wege geht und gerne allein ist. Der, denke ich denn, hat wol ein gutes Gewissen, er läßt die schnöden Linsengerichte stehen und geht vorüber, um bei sich einzukehren, wo er bessre Kost hat und seinen Tisch immer gedeckt findet.

Wehe den Menschen, die nach Zerstreuung haschen müssen, um sich einigermaßen aufrecht zu erhalten!

Doch wehe siebenmal den Unglücklichen, die Zerstreuung und Geschäftigkeit suchen müssen, um sich selbst aus dem Wege zu gehen! Sie fürchten, allein zu sein, denn in der Einsamkeit und Stille rührt sich der Wurm, der nicht stirbt, wie sich die Thiere des Waldes in der Nacht rühren und auf Raub ausgehen.

Aber selig ist der Mensch, der mit sich selbst in Friede ist und unter allen Umständen frei und unerschrocken auf und um sich sehen kann! Es gibt auf Erden kein größer Glück.

Andres! — Wer doch sich und andere darnach recht lüstern machen könnte!" — Haben diese Bruchtheile aus den Prosaaufsätzen des achten Bandes schon dargethan, wie reich und hell noch die geistige Lebensquelle in dem alternden Claudius strömte, so kann das folgende Gedicht, vermuthlich seiner letzten eines,

zum Beleg dienen, daß auch der poetische Stillestand des greisen Boten mitunter noch von dem alten Licht erleuchtet und belebt wurde. Der „Philosoph und die Sonne“ *) unterreden sich. Der Philosoph spricht:

„Du edler Stern am hohen Himmelszelt,
Du Herr und König deiner Brüder!
Du bist so gut gesinnt — du wärmest uns die Welt,
Und schmückst mit Blumen uns das Feld,
Und machst den Bäumen Laub, den Vögeln bunt Gefieder;
Du machst uns Gold, das Wunderding der Welt,
Und Diamant und seine Brüder;
Kömmst alle Morgen fröhlich wieder,
Und schüttelst immer Strahlen nieder —
Sprich edler Stern am hohen Himmelszelt,
Wie wachsen dir die Strahlen wieder?
Wie wärmest du? Wie schmückst du Wald und Feld?
Wie machst du doch in aller Welt
Dem Diamant sein Licht, dem Pfau sein schön Gefieder?
Wie machst du Gold?
Sprich, liebe Sonn', ich wüßt' es gern.

Die Sonne.

Weiß ich's? Geh, frage meinen Herrn.“

*) VIII, 103. Zuerst in F. Schlegel's deutschem Museum I, S. 160.

Auch eine größere Übersetzungsarbeit, die der religiösen Schriften seines Lieblings Fenelon hat er von 1800 bis 1811 in drei Bänden vollendet. „Es kann nicht fehlen, meint Claudius in der Vorrede zum ersten Theil*), ob Fenelon wol eigentlich für die Christen seiner Konfession geschrieben hat, und die der andern in einigen Punkten verschiedener Meinung sind, daß nicht alle, denen Ein Kampf verordnet ist und die Eine Hoffnung und Einen **Jesum Christum** haben, ihn gern und mit Nutzen lesen werden. Und vielleicht werden selbst von den Nicht-Christen und Un-Christen einige durch die Milde und den Ernst dieses liebenswürdigen Schriftstellers veranlaßt, ihren Weg noch einmal in Überlegung zu nehmen, so sehr sie auch glauben, desselben gewiß zu sein.

Die Geschichte des griechischen Jünglings ist bekannt: der kam, auch seines Weges und seines Glückes gewiß, das Haar nach dem Sinn der Zeit mit Rosen bekränzt, in den Hörsaal eines Weisen, der von dem unsterblichen Geist, der im Menschen ist und von seinem wahren Glück redete. Und als er ihm eine Zeitlang zugehört hatte, riß er heimlich und verstohlen eine Rose nach der andern herunter und warf sie an die Erde.“ — Die Theilnahme des Publikums an Claudius' eignen Werken verringerte sich, wie wir sahen, seit den neunziger Jahren; namentlich der schlechte

*) Auch abgedruckt in den Werken VII, 63.

Absatz des sechsten Theils brachte den Boten sogar in Verlegenheit.

Sonst bekümmerte ihn dieser Widerspruch mit der öffentlichen Meinung wenigstens um seinetwillen nicht sehr. „Sollte ich*) damit zurückhalten und hehlen, weil es hie und da nicht die öffentliche Meinung ist, und berühmte und unberühmte Leute es besser wissen wollen und darüber spotten? Was kümmert mich berühmt und unberühmt, wo von ernsthaften Dingen die Rede ist? Und was gehen Meinungen mich an, in Dingen, die nicht Meinung sind, sondern Sache; frägt man auch den Nachbar, ob die Sonne scheint?“ —

Aber wie der Verehrer seiner Schriftstellerei weniger wurden, so trat auch im persönlichen Freundesverkehr die Vereinsamung des Alters ein. Im Mannesalter hatte ihm die Festigkeit seines Glaubens manchen Jugendgenossen, den dieser Weg zu schmal und zu steil dünkte, entfremdet, jetzt begann für ihn die Winterzeit, wo ringsherum Kälte herrschte, manchen der Nächsten und Treuesten aber Freund Hain hinwegnahm, andre noch am Abend ihres Lebens in die Fremde entführt wurden. So starben Schlosser (1799), Büsch (1800), Lavater (1801), Klopstock (14. März 1803), Herder (10. Dez. 1803), die Gallitzin (17. April 1806); Elise Reimarus (Sept. 1805), eine mehrjährige Freundin des Hauses, die schon oben erwähnte Karoline Rudolphi

*) Aus der Pränumerations-Anzeige zu Thl. VII.

siedelte im Sommer 1803 mit ihrem berühmt gewordenen Institut von Wandsbeck nach Heidelberg. Über Büsch's Tod schreibt Claudius an seine Tochter Anna Jacobi: „Den alten B. habe ich fünf Tage vor seinem Tode besucht. Da sagte er, daß seine Philosophie, wenn er vorher gewußt hätte, wie viel Schmerz er zu ertragen haben würde, nicht ausgehalten hätte. Ich habe noch von der Philosophie, wenn es mit ihr zur Probe kommt, nicht anders sagen hören, und doch machen sie Wesen von ihr, als wenn sie was wäre". — Klopstock's bevorstehendes Hinscheiden erwähnt er sechs Tage vor der Auflösung an Katharina Stolberg: „Kl. ist noch immer zum Sterben, und nimmt an nichts mehr sonderlich Theil; doch hat er die Tage noch Jemandem mit Interesse erzählt, daß Sie protestantisch geblieben wären." Tief betrübte ihn der Tod eines seiner jüngeren oder jüngsten Freunde, des Malers Philipp Otto Runge, der als ein naher Freund von Friedrich Perthes namentlich seit dem Jahre 1804 viel im Hause des Boten verkehrte. Claudius war jungen Männern nicht leicht zugänglich, in diesem Künstler aber, der auch Goethe's, des so anders Denkenden, besondere Aufmerksamkeit erregte, und die Untersuchungen über die Farbenlehre mitbetrieb, entdeckte er bald einen Verein von Lebenseigenthümlichkeiten, in welchen ihm die verwandtesten Züge vertraut entgegenkamen — die Fülle der Lebenskraft in Humor, Ideenreichthum, sprudelndem Witz und ohne dogmatische Gebundenheit die Stille

eines religiösen Tiefsinns, der all dieser Kräfte Herr werden und sich in selbstvergessener Anschauung in die Wunder der Natur wie in die größeren der Erlösung und Heiligung versenken konnte. Als Künstler mitten aus der Romantik erwachsen, deren Streben und Träger er durch seinen Aufenthalt in Dresden, dem örtlichen Mittelpunkt dieser Geistesrichtung, näher kennen lernte, theilte er ihre Stärken und Schwächen — die blüthenreiche und überschwängliche Phantasie, die geistreiche Beweglichkeit, die sinnvolle Gedankendarstellung und Versenkung in die Geheimnisse des Lebens, aber auch die Scheu vor der festen plastischen Form, die allegorisirende Verflüchtigung der Gestalten, die Willkür hieroglyphischer Symbolik. Aber vor dem Spielerischen und Scheinhaften, was in jener Schule neben dem Großen und Wahren aufschoß, blieb Runge behütet durch die Gesundheit seines inneren Lebens, das in einem wirklichen, nicht erträumten Frieden sich ausruhte und mit tiefbewegter Seele Antheil nahm an dem, was der Weltgang brachte, an den Leiden des Vaterlandes vor allem, dem er auch seinen Griffel in ernst empfundenen Arabesken lieh. Am nächsten unter den Romantikern dürfte ihm Novalis stehen, an dessen Lieder auch das einzige allgemein bekannte Lied Runge's:

„Es blüht eine schöne Blume
In einem weiten Land;
Die ist so selig geschaffen
Und Wenigen bekannt u. s. w.

klingt. Um Claudius' Liebe zu diesem Mitverkünder einer neuen Zeit verständlich zu machen, bedarf es nur einen Ausspruch von Runge anzuführen. Mit dem feierlichsten Ernst und Zorn sagte er, „einem Dichter, der dahin käme, die Poesie zur Religion machen zu wollen, sollte eigentlich ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft werden im Meer, da es am tiefsten ist. Der Künstler wäre so schon unglücklich genug, daß er, so lange er an seinem Werk arbeite, eine Art Abgötterei treibe, und treiben müsse, denn sonst könne er nichts rechtes machen, aber wenn er damit zu Stande wäre, so wäre doch die Religion allein der unversiegende Born, in den seine Liebe sich wieder senken müsse zu eigener Befriedigung."

Es war dies die einzige Kunstauffassung, wie sie dem Boten Geschmack abgewinnen konnte. Als der merkwürdige Mann im drei und dreißigsten Lebensjahre am 7. Dez. 1810 starb, hatte der siebzigjährige Dichter noch ein Lied für ihn: *)

„Aus einer Welt voll Angst und Noth,
Voll Ungerechtigkeit und Blut und Tod
Flüchtete die fromme reine Seele
Sich in's bessre Land zu Gott,
Und der Leib in diese dunkle Höhle,
Auszuruhen bis zum Wiedersehen.

*) Zuerst im Hamburg'schen unpart. Correspondenten, v. 7. Dez. 1810, dann Werke VIII, 29.

O! der Christ ist immer groß und schön,
Doch im Tod' in seiner größten Schöne.
Wandrer, bleib' am Grabe stehn,
Lerne hier, was eitel ist, verschmähn;
Weine eine stille Thräne!
Und dann kannst Du weiter gehn."

Andre Freunde des Boten wurden weitweg verschlagen. Zwar Voß, der 1802 von Eutin nach Jena übersiedelte, können wir unter die Freunde nicht mehr zählen, wenn auch durch den Aufenthalt von Claudius' Tochter Anna in Eutin und ihre Verbindung mit dem Vossischen Hause, sowie durch einen Besuch des Eutiner Leuen in Wandsbeck im Sommer 1801, eine Art Aussöhnung mag eingetreten sein; aber auch Jacobi, der „lange Papa," wie ihn das Haus nannte, verließ 1805 Norddeutschland und folgte einem Rufe nach München als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, deren Präsident er bald darauf wurde. Sein Sohn Max mit Claudius' Tochter Anna folgte ihm dahin. Durch eine Stelle in Jacobi's Schrift von den göttlichen Dingen *), wo der Bote sich weigert auf die Beweisführung des dort dialogisch auftretenden nüchternen Philosophen einzugehn und, in seine Gedanken verloren, mit den Worten Epiktet's abbricht: „Haltet mir zu gut, wie man Verliebten zu gut hält. Ich bin nicht bei mir selbst; ich bin toll," hatte sich

*) S. 67.

Claudius, der die Stelle zu buchstäblich nahm, da doch nur von der μανία des Platon, der göttlichen Begeistrung, die Rede war, verletzt gefühlt, und nicht mit Unrecht bezog Jacobi manchen Seitenblick auf einen irregehenden Idealismus in dem „Gespräch mit Bertram" auf sich selbst. Doch sollte darum dieser mehr als dreißigjährige Freundesbund nicht zusammenbrechen; ein herzliches Schreiben Jacobi's an Fr. Perthes *), mit dem er in ununterbrochener Verbindung geblieben war, beseitigte das kurze Mißverständniß, das diesmal in der That daher kam, „daß einer den andern nicht verstand" **). Auch hat es Jacobi noch nach Claudius' Tod öffentlich in dem Vorbericht zum Wiederabdruck der Schrift in seinen gesammelten Werken ***) aufgeklärt.

F. L. Stolberg endlich schien ihm auf zwiefache Art entrissen zu werden, durch seine Wohnungsändrung, indem er 1800 Eutin mit Münster vertauschte, und mehr noch durch die Aendrung seiner kirchlichen Stellung, da er gleichzeitig zum Katholicismus übertrat. Claudius ahnte den Schritt und warnte den Freund vorher †), aber, da er ihn gethan hatte, blieb

*) d. d. 10. Nov. 1814. Jacobi's Briefwechsel II, 446.

**) Wie bekanntlich Asmus vor dem Chan von Japan den Begriff ebenso etymologisch wie logisch treffend aufstellt; III, 55.

***) Werke III, 249 folg.

†) Voß in Paulus' Sophronizon I, 3, S. 89. »Cl. hat, als er Stolberg's Absichten bei der Reise nach Münster vermuthete, ihn gebeten: er möchte fortfahren, das wahre Christenthum zu

er bei aller Mißbilligung doch weit davon entfernt, mit Voß oder auch mit Jacobi, der anfangs Stolbergs „Überzeugung unmöglich für eine redliche halten konnte“ und das „Hohngelächter der Hölle über diese fromme That zu hören“ glaubte, gemeine Sache zu machen. Der letztere hat bekanntlich später das Urtheil der ersten Leidenschaft zurückgenommen, der erstere hat es durch die Streitschrift seines Alters überboten. Über beider Kritik urtheilt der Freiherr von Stein, damals als Oberpräsident Westfalens in Münster, in einem Briefe an Frau von Berg vom 13. Novemb. 1802: „Stolberg bleibt mir immer achtungswerth wegen seiner reinen Liebe zur Wahrheit und wegen der Resignation, mit der er ihr so viel geopfert, — das Betragen seiner literarischen Freunde Jacobi und Voß bleibt hart, brutal, einseitig, sie die mit Menschen von allen Farben und allen Meinungen und allen Kopfkrankheiten leben, warum erlauben sie Stolberg nicht seiner Überzeugung gemäß zu leben? Er glaubt in der katholischen Religion Ruhe und Bestimmtheit zu finden, er findet in ihr das reine ursprüngliche Christenthum, warum ihn mit Wuth und Schimpfen verfolgen?“ — Claudius urtheilte ähnlich wie Herder und Lavater (dessen bekannten Brief an Stolberg er „sehr brav“ nennt), wenn auch bei ihm die Indifferenz gegen die spezifische Be-

vertheidigen, aber kein Ischer werden.« — Trotzdem fürchtete der alte Gleim auch für Claudius' Protestantismus, s. das. S. 77.

stimmtheit des Protestantismus keineswegs so groß war wie bei diesen Freunden. Er sah aber damals einen anderen und größeren Feind vor und gegen sich als den Katholicismus, den er zudem wesentlich in dem Bild des Münsterländer Kreises erblickte; ja Stolberg selbst trat zunächst im Grunde mehr in die auch formelle Lebensgemeinschaft mit diesen frommen und edeln Katholiken als in die faktische Kirche, für welche sich seinem beweglichen Geiste jenes anziehende Abbild unterschob. Wäre er doch ohne die Fürstin Gallitzin schwerlich damals Katholik geworden! So gut aber Claudius mit dieser die tiefsten Berührungspunkte hatte und mit ihr die gleiche Geistesnahrung und Erbauung neben der heiligen Schrift selbst in Augustinus' Werken, Tauler's Predigten, Thomas von Kempen, in Fenelon und Pascal und andern gleichsam neutralen Schriften fand, vermochte er auch mit Stolberg, dessen Charakter er kannte und dessen individuelles Bedürfen er zu würdigen verstand, im Geiste und in Liebe fortzuleben. Stolberg selbst sagt hierüber: „der in schlichter Einfalt, in holder Naivetät unnachahmliche Claudius, ein Weiser in seinem Leben wie in seinen unsterblichen Schriften, ließ kein Wölkchen über unsre Freundschaft ziehen, obschon er meinen Übergang zur alten Kirche nicht gern sah.“ Sie blieben in Briefwechsel, auch sahen sie sich wieder; im Jahre 1807 nahmen die beiden Brüder Stolberg an der Geburtsfeier der Rebekka Theil. „Nicht ohne innigste Empfindung, be-

merkt Stolberg, ruf' ich die Erinnerung eines schönen Tages zurück, des 26. Oktober, Geburtstag seiner holden Rebekka, den er mit seinen Kindern, seinem Eidam dem trefflichen Perthes, meinem Bruder, meiner Frau und mir i. J. 1807 auf so eigenthümliche als herzliche Art feierte. Den Tag nachher sah ich ihn hienieden zum letzten Mal!" Nach Claudius' Tod konnte der Katholik, dem Beschränktheit wie Lieblosigkeit seinen früheren Kirchengenossen gegenüber stets fern blieb, an Perthes schreiben: „Er kommt nicht wieder zu uns; Gott führe uns alle dahin, wohin er uns vorangegangen ist, und sein Gebet wird uns fördern." Ein poetischer Nachruf von seiner Hand soll, weil von allgemeinerer Bedeutung, den Schluß dieses Abschnitts zieren. Auch die hinterlassene Wittwe des Dichters, die Gräfin Sophie (geb. Gräfin Redern), deren mehr verschlossener und starrer Natur die Anerkennung andrer Standpunkte schwerer fiel, unterhielt mit der Familie Claudius die alte Verbindung. Zweimal — das erstemal bald nach des Grafen Tod 1820 — hat Frau Rebekka die Fahrt ins Münsterland gemacht; die Gräfin aber lange Zeit nachher (1829) über den Boten selbst brieflich an einen Schweizer Geistlichen also geurtheilt: „Wie viele herrliche Seelen blieben und bleiben gefangen .... in der Ansicht einer allgemeinen Kirche! — eine Ansicht, die, ihnen vielleicht unbewußt, ihrer Natur und Bequemlichkeit schmeichelt, und sie aller Opfer überhebt, die immer mit dem Übertritt zur Kirche verbunden sind. So ging

es Claudius, Tersteegen und so vielen Andern." — Wir sehen aus dieser Äußrung, daß die Schreiberin Claudius in der Bewegung nach der katholischen Kirche hin zu sehen glaubte, daß sie gemeint, er sei nur, im Grunde aus Bequemlichkeit, auf halbem Wege stehen geblieben und habe diesen Mangel an Entschiedenheit mit dem Traum- und Trugbild einer allgemeinen Kirche zu verdecken gesucht. Diese Ansicht steht nicht allein. Vor und nach Stolbergs Übertritt hat man dem Boten, bis zum Kryptokatholicismus, Sympathieen für diese Kirche zugetraut und zwar ebensowohl katholischerseits, freudig anerkennend, als von der protestantischen Seite her bedauernd oder verdächtigend. Schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die Partei der allgemeinen Deutschen Bibiothek und der Berliner Monatsschrift ihren Jagdruf gegen die s. g. heimlichen Katholiken unter den Protestanten erhob, der vor allem Lavater und seinem Kreise galt, wurde auch Claudius mit in diese Anklage hineingezogen. Diesen Gerüchten verdanken wir eine Anekdote. „Claudius — so erzählt J. Fr. Reichardt i. J. 1786 — trug mir letzt auf, den Herausgebern der Berliner Monatsschrift zu sagen, sie möchten ihm doch ferner wie anfänglich ihre Monatsschrift schicken, er lese sie recht gerne, wenngleich neuerlich einige Mal darin gestanden, er halte es mit den Katholiken und helfe den Katholicismus verbreiten. Er habe hierüber sogleich seine Frau befragt, ob sie irgend etwas Katholisches an ihm wahrgenom-

men, und da diese, die ihn doch am Besten kenne, ihn versichert habe, sie habe nicht das Geringste der Art an ihn wahrgenommen, sei er darüber ferner nicht unruhig und lese die Monatsschrift recht gerne. Mendelssohn ergötzte sich an dieser Naivität, versicherte aber lachend, es sei mit obiger Bemerkung seiner Freunde nicht so ganz ohne." — Vom Scherz zum Ernst! Diese Ansicht von Claudius' Hinneigung zur katholischen Kirche hat auf evangelischer Seite genau so lange bestanden, als es dort noch keine lebendige Glaubensbewegung gab; auf katholischer lebt sie wie eine Tradition bis heute fort. Wie eine zurückgreifende Propaganda ist es, daß man den Boten zu gewinnen sucht für die Kirche seiner Freunde in Münster. Noch in neuerer Zeit nennen ihn die „historisch-politischen Blätter" einen „unvollständig unterrichteten Katholiken, wenn es je einen solchen gegegeben hat" und „den vollständigsten Gegensatz an Geist und Gemüth gegen den Stifter (der an einer andern Stelle der „Anstifter" heißt) seiner Kirche." „Sein liebendes Herz, heißt es weiter, stand „der unverstümmelten Wahrheit" ganz nahe. Die Frage „ob die Fülle dieser Liebe den (hoffentlich unverschuldeten) Mangel an Glauben vor dem Angesichte Gottes bedeckt habe" wissen dabei die historisch-politischen Blätter nicht zu beantworten. Über seine Stellung zu Luther wird Claudius doch wohl am besten selbst zeugen können; tiefe Verehrung spricht aus allen seinen Äußrungen, auch wenn er ihn nicht für einen

„Heiligen" *) hält und keineswegs für unfehlbar. Die Wahrheit seiner religiösen Stellung hat die Gräfin Sophie Stolberg oben richtig bezeichnet, es war die gläubige Hoffnung auf die Eine heilige allgemeine apostolische Kirche, die Kirche über allen Confessionen. Der eklektische Mystiker, der Claudius in früheren Jahren war, wird zum kirchenlosen aber auf die wahre Kirche hoffenden, sie suchenden und erflehenden Manne. Diesem Ideal der Kirche gegenüber, das einst war und einst sein wird, erschienen ihm freilich die bestehenden kirchlichen Gestaltungen als nur relativ werthvolle Versuche, aber doch nicht so, als ob ihm die drei Confessionen alle auf gleicher Linie der Entfernung von dem Grund- und Urbild ständen. Claudius wäre nicht nur selbst niemals übergetreten, er mißbilligte auch bei andern Evangelischen den Übertritt, und zwar ebensowohl deshalb, weil er einen solchen Schritt für ein willkürliches Heraustreten aus dem Stande der Sehnsucht nach der „Einen Heerde unter dem Einen Hirten" hielt, als weil er in der evangelisch-lutherischen Kirche die relativ größte Annäherung an die evangelisch-apostolische sah. Es irrt also die Gräfin Stolberg, wenn sie Claudius' Zurückbleiben in seiner Kirche aus Bequemlichkeit oder Opferunwilligkeit ableiten will; nein, es war kein naturalistischer Grund, der ihn dort festhielt, sondern durchaus ein prinzipieller. Die

*) Werke VII, 18.

Halbheit lag hier nicht in ihm, sie lag in der Unvollkommenheit der vorliegenden Zustände, in dem unverwirklichten Ideal. Einige briefliche Zeugnisse über diesen seinen Standpunkt mögen sich anreihen. Als der Graf und die Gräfin Stolberg am Pfingstfeste — es war der 1. Juni — 1800 in der Hauskapelle der Fürstin Gallitzin in Münster Overberg ihr katholisches Glaubensbekenntniß ablegten, befanden sich zwei Töchter erster Ehe, die funfzehnjährige Marie Agnes, seit dem Frühjahr dieses Jahres mit ihrem Vetter dem Grafen Ferdinand von Stolberg-Wernigerode (dem zweiten Sohn des regierenden Grafen Christian Friedrich) verlobt, und die zwölfjährige Henriette in der Obhut ihrer Tante, der vielerwähnten Gräfin Katharina, die sie erzogen hatte. In Folge des Religionswechsels der Eltern sollten diese Kinder den Händen der Tante entnommen werden. Sie war unglücklich darüber; ehe- und beruflos, wie sie war, sah sie in dieser Pflege und Erziehung einen Lebensberuf. Sie klagt dem vertrauten Claudius ihr Leid..

Er antwortet am 22. August 1800 „Frau Rebekka und ich bedauern Sie recht sehr. Da wir wissen und gesehen haben, wie Sie an Agnese und Jette hängen und kleben, so können wir uns wohl vorstellen, wie es Ihnen thun werde, sich zu trennen. Und doch können wir Ihnen, auch in Hinsicht der Jette, nicht anders rathen. Wenn nämlich Ihr Bruder sie nicht, wenn sie mündig geworden

selbst ihre Religion will wählen lassen, und Sie solche bis dahin nicht hier bei sich behalten dürfen, so müssen Sie solche fahren lassen, und hier bleiben, weil aus dem Mitgehen rc. nichts Kluges entstehen wird weder für Sie noch für Jette.

Ich denke wohl, liebe Gräfin, daß dieser Rath nicht nach Ihrem Sinne, und was er räth das schwerste für Sie ist: aber wir können keinen andern geben; da wir diesen für den besten halten."

Am 5. September 1800.

„Ich wußte wohl, liebe Gräfin, daß mein Rath in der bewußten Angelegenheit Ihnen hart und schwer bedünken würde. Aber, wenn er, wie Sie selbst meinen, gut und der beste ist, so lassen Sie sich das hart und schwer nicht abschrecken. Das nicht-gute ist anfangs leicht, und wird immer schwerer und schwerer, bis es uns zuletzt zerdrückt, das gute ist anfangs hart und schwer, wird aber, frisch angefaßt, immer leichter und sanfter bis es uns zuletzt auf seinen Flügeln hebt und trägt. Denken Sie also nicht lange und viel vorher an Ihr Leid und an den Graben, sondern gehen vor sich hin, und wenn Sie daran kommen, setzen Sie hinüber, so sind Sie hinüber und werden sich wundern, daß er Ihnen so breit und gefährlich vorkam."

Am 23. Septemb. 1800.

„Und nun komme ich zu Ihnen, liebe Gräfin, und zu Ihrer jetzigen Lage; und wir können Sie nicht genug bedauern. Wäre es aber nicht besser, durch einen Act der Freiheit und Spontaneität dem Dinge

ein Ende zu machen, als den bittern Kelch bis auf den letzten Tropfen auszutrinken? ich hatte Sie deswegen durch Anna rathen und bitten lassen, sich kurz und gut herauszureißen, auf den Wagen zu setzen und zu uns zu kommen. Wir sehen aber, daß Sie noch immer am Spieß herum drehen und in Eutin bleiben, und fürchten fast, daß Sie mitgehen und fortfahren sich in Münster herum zu drehen. Die Sache ist aber so klar, daß, wie ich Ihnen schon geschrieben habe, Sie, wenn Ihr Bruder die Kinder bis zu dem Alter des Selbstwählens Ihnen nicht lassen will, daß Sie dann die Kinder fahren lassen und nicht mit nach Münster gehn müssen, die Sache ist so klar, daß eine Protestantin von Ihrer Liebe und Ihrem Eifer bei Kindern, die katholisch werden sollen, am unrechten Ort, für die Kinder und für sich selbst sey — daß man fast auf die Vermuthung kommen muß, daß Ihre Lage Ihnen Ideen vom Verändern und Vertauschung des Protestantismus gegen den Katholicismus aus- und auf-dringt. Das aber muß **durchaus** jetzt nicht geschehen, liebe Gräfin. Sie sind jetzt nicht in der Fassung, darin Sie über eine so wichtige Sache entscheiden dürfen (ich will vom Stift Wallö nicht reden). Leben Sie wohl, liebe Gräfin, und sagen Sie Ihrem Herrn Bruder und Frau Schwiegerin, daß ich Ihnen so gerathen habe. Die wissen, daß ich Überzeugung respectire wie sich gebührt; aber die Überzeugung muß wenigstens ihren Gang gehen und ihren Weg kommen.

Frau Rebekka grüßt Sie herzlich und wir wünschen Ihrem Bruder und der Frau Gräfin noch einmal von unsertwegen eine glückliche Reise und Gottes Segen und Beistand, wo sie sind und bleiben."

Am 3. Februar 1801.

„Ich danke für Ihren Brief, wir sehen wieder daraus, was wir schon wußten, daß Sie über die Trennung unglücklich sind. Aber warum sind Sie es denn noch immer, da nun der erste Eindruck dahin ist und Überzeugungen an ihre Stelle treten. Sie haben gethan was Sie glaubten thun zu müssen, so lange die Kinder in Ihren Händen waren, nun sind Sie aus Ihren Händen. Warum wollen Sie es nun immer noch ansehen, als ob sie darin wären? Und Ihre Bemerkungen: über das katholisch und eifriger religiös werden, und daß sie vielleicht glauben werden um so eifriger katholisch zu sein als sie bessere Christen geworden u. s. w., darin sehr viel wahres ist, müssen Sie auch trösten und Sie konnten das ja alles voraussehen. Die Agnese! die Agnese! die bleibt ein Stein, den ich nicht zu heben weiß. Denn eine innige Liebe und Freundschaft zwischen Schwester und Bruder, Tochter und Vater, Schwager und Schwieger rc. ist in dieser Welt ein Gut, und das Gut ist verloren und man kann wohl sagen unwiederbringlich. Indeß die Agnese ist wohl daran wo sie ist, und wird wills Gott wohl daran bleiben, und die andre Partei wird sich so gut trösten als sie kann, auch mit dem eben gedachten Trost. Verketzern werden sie, denke ich

wohl, uns nicht, das wissen sie besser. — — Leben Sie wohl, liebe Gräfin, und gehen aus und seyn guten Muthes. Die Briefe nach Münster an die Kinder sind allerdings peinlich; aber lassen Sie die Correspondenz fallen, die Kinder sind aus Ihren Händen, sage ich. Gott sei mit Ihnen."

Am 22. Januar 1802.

„Wir haben es wohl gemerkt, daß Sie so lange nichts von sich haben hören lassen, wußten aber nicht, wo Sie waren und wohin man sich zu wenden habe, um zu erfahren, was etwa die Veranlassung dazu sein möchte; doch verließen wir uns darauf, daß, wenn es eine unangenehme als Krankheit oder dergleichen gewesen wäre, die Gräfin Julie uns nicht in Stich lassen würde.

Wir freuen uns recht sehr, daß Sie Ihre Pflegekinder angebracht haben, der Himmel wolle Ihnen Ihre bisherige Sorge und Mühe durch gutes Gedeihen und viel Ehre und Freude belohnen, und von dem einen, das wir kennen, hoffe ich und erwarte es auch.

Aus Münster habe ich auch sehr heitere Briefe, und lassen uns das sehr lieb sein. Gott helfe und führe uns alle zum Besten. Wir wissens nicht.

Grüßen Sie Ihren Herrn Bruder und die Gräfin Louise und die H. viel freundlich von uns allen. Gott sei mit Ihnen, liebe Gräfin."

Am 27. Mai 1802 feierte das junge Stolberg'sche Paar seine Hochzeit auf dem alten Schloß zu Wernigerode, wo die Braut seit dem Religionswechsel ihrer Eltern geblieben war. Sie allein von Stolberg's

Kindern hatte ihre Kirche nicht verlassen. Claudius schmückt ihr Vermählungsfest mit dem zuerst als Hochzeitskarmen besonders gedruckten, dann den Werken einverleibten innigen Lied:

Stand ein junges Veilchen auf der Weiden,
Lieb und herzig, in sich, und bescheiden
Und ein wackrer Jüngling über Land
Kam hin, da das Veilchen stand.

Und er sah das Veilchen auf der Weiden,
Lieb und herzig, in sich, und bescheiden,
Sah es an mit Liebe und mit Lust,
Wünscht' es sich an seine Brust.

Heute wird das Blümchen ihm gegeben:
Daß er's trag' an seiner Brust durch's Leben!
Und ein Kreis von edlen Menschen steht
Ernst und feiert mit Gebet.

Seid denn glücklich! Gott mit Euch, Ihr Beide!
Seine „Sonn' am Himmel" schein Euch Freude,
Und in Eurer Freud', in Eurem Schmerz,
Seine Bessre Euch ins Herz! —

Der Dichter schickte die Exemplare zur Vertheilung an die Gräfin Katharine mit dem Beisatz „Jemand hiesiger Gegend hat dem Brautpaar ein Hochzeitlied gemacht. Sein Sie doch so gut, der Braut u. s. w. und sich selbst in meinem Namen ein Exemplar zu geben."

Einige Monate später, am 30. Oktober 1802, schreibt Claudius an die Gräfin Katharine: „Sie sa-

gen, liebe Gräfin, ich soll Ihnen über Katholicismus und Protestantismus schreiben. Was ich darüber weiß, habe ich Ihnen ja gesagt; was soll ich denn noch schreiben? Genießen und nutzen Sie den Eindruck, den fromme Katholiken auf Sie machen, soviel Sie immer können. Wenn einige Dinge Ihnen, wie Sie schreiben, im Wege stehen, so lassen Sie solche stehn. Warum wollen Sie von Dingen überzeugt sein, davon Sie sich nicht überzeugen können? Und wenn Sie meinen, daß die Katholiken manche Dinge haben, die gut sind und die wir Protestanten nicht annehmen, wer wehrt Ihnen, diese Dinge, wenn Sie davon überzeugt sind, als Protestantin anzunehmen? Überhaupt ist Ihr Brief und die Gesinnungen und Vorsätze, die Sie darin äußern, so vernünftig, daß ich Ihnen keine vernünftigern rathen kann, und wenn ich Ihnen einmal auf irgend eine Frage antworte, was ich, so gut ich kann, gern thun will, so mögen Sie meine Meinung und meinen Brief gerne sehen lassen, liebe Gräfin, denn ich habe mit meiner Meinung kein Hehl (dies darauf, daß Niemand meine Briefe sehen soll.)“ —

Es würde in eine Darstellung weit allgemeineren Inhalts gehören, die Wirkungen des Stolberg'schen Übertritts, und nicht blos die negativen zu entwickeln. Denn auch erneute Prüfung und Zweifel an der Richtigkeit des eignen Standpunktes, bis zu wirklicher Sympathie erweckte der Vorgang auf protestantischer Seite.

Eine Freundin des Claudius'schen Kreises trat wirklich über, kehrte aber nach kurzer Zeit zur evangelischen Kirche zurück. Bald nach ihrem Übertritt schreibt Frau Rebekka: „Ich danke Dir, liebe Freundin, für Deinen Neujahrswunsch und erwiedre meinen aus vollem Herzen. Du schreibst zwar, Du nähmest keine Glückwünsche zu Deiner Religions-Veränderung an, ich kann es aber doch nicht lassen, liebe Freundin, Dir von ganzem Herzen zu wünschen: daß der liebe Gott Dir alles geben wolle, was Du suchest und wünschest. Ich habe mich nicht darüber gefreut; wenn ich anders sagte, so heuchelte ich. Du weißt, wie ich darüber gedacht habe, und so denke ich noch. Ich liebe und ehre von ganzem Herzen alle fromme Katholiken, bin aber fest überzeugt, daß ich nicht katholisch zu sein brauche, um selig zu werden, denn wir schöpfen doch aus Einer Quelle. Und da wird uns der liebe Gott schöpfen helfen, das hoffe ich. — Mir fällt auch immer der Vers ein, den der alte fromme Benedictiner an meinen Mann schrieb:

Wir gehen zwar verschiedne Wege,
Sie Protestant, ich Katholik,
Sind wir im Üben nur nicht träge,
Wir machen Beide unser Glück. —

Ich kann auch nicht anders glauben als dieser alte fromme Katholik" — Claudius selbst setzt unter den Brief: „Liebe Freundin, alles was Frau Rebekka gesagt hat, gilt für mich mit. Ich weiß nichts andres zu

sagen, und kaum so was gutes. Leben Sie von Herzen wohl und grüßen von Herzen alle, alle, Gott sei mit Ihnen.“ Als die suchende Freundin auch in der katholischen Kirche den Frieden nicht gefunden hatte, schreibt Claudius dicht hintereinander folgende Briefe: „Ich antworte Ihnen flugs auf der Stelle ein paar Worte. Sie dauern uns in der Seele. Aber guter Rath ist hier theuer. Sie müssen erst wieder ruhig werden, und das können Sie in der Lage und unter den Umständen, darin Sie dort sind, nicht werden. Und also müssen Sie je eher je lieber in eine andre Lage und unter andere Umstände kommen. So wird sich Alles wills Gott! finden. Der Hals ist auf alle Fälle geborgen; wenn Sie es an einem inwendigen Streben und Ringen nach der Wahrheit nicht fehlen lassen, so wird Ihnen entweder der Protestantismus genügen, oder Sie werden mit der Zeit in und durch den Katholicismus Ihr Glück machen.“

Dann etwas später: „Wir haben allerdings Ihren Brief vom 7. Januar erhalten. Wir haben aber mit Fleiß nicht geantwortet. Sie waren ja damals schon katholisch geworden; wie konnten wir Ihnen denn eine Religion, die Sie eben angenommen hatten und in der Sie selig werden konnten, durch Gründe und Gegengründe 2c. verleiden wollen. Es verdroß mich fast schon um das was ich Ihnen dagegen gesagt hatte, nun Sie doch katholisch geworden waren. Indeß hatte ich Sie nicht bekehren wollen, son-

dern auf Ihr Verlangen meine Meinung gesagt, und das konnte mich am Ende so sehr nicht verdrießen. Aus eben solchem Grunde können Sie auch noch jetzt keine Antworten auf Ihre Briefe und Fragen von mir erwarten; ich weiß ja nicht, liebe Freundin, ob ich Gutes oder Böses stifte. Das aber weiß ich, daß Sie in der Lage, in der Sie jetzt sind, und die nicht leicht für Sie sowohl als Ihre Freunde peinlicher erdacht werden kann, nicht ruhig genug sind und werden können, um zu wägen und zu entscheiden. Und da Sie nun dazu selbst entschlossen sind, Ihre Lage zu verändern, so lassen Sie alles in Gottes Namen bis dahin beruhen Ich diene Ihnen gerne, wenn ich und wo ich kann; aber ich muß wissen, daß ich diene. Was ich Ihnen aber in meinem letzten Briefe vor Ihrer Veränderung von der innerlichen Religion, ohne die weder Katholicismus noch Protestantismus genug, und mit der jede von beiden genug wäre, geschrieben habe, das bleibt unter allen Umständen wahr und gut, und ich weiß Ihnen, wie ich schon damals schrieb, nichts wahreres und besseres zu sagen.

Schreiben Sie bald wieder, bittet Frau Rebekka sehr, daß wir erfahren, wie es Ihnen geht. Halten Sie aber Wort, und lassen alles bis weiter beruhen, liebe Freundin, Sie plagen sich und schaden sich, und wird nichts daraus, und oft kommt, was wir erjagen und erstürmen wollen, von selbst.

Wir grüßen Sie herzlich, liebe Freundin, und bieten Ihnen die Hände, grade keine protestantische, aber doch nachbarliche und freundschaftliche.

— — — — — — — — —

Grüßen Sie um sich her, und Gott sey mit Ihnen.“ —

Eine seltsame Erscheinung für Claudius war gewiß zu einer Zeit, wo die Welt für ihn so viel einsamer dalag, die alten Freunde todt oder fern, der Zeitgeist so fremd, das Haus leerer und stiller geworden war, die Rückkehr seines Urfreundes Schönborn*), der gegen Ende des Jahres 1802 als Legationsrath von der dänischen Gesandtschaft in London über Frankreich nach Deutschland heimkehrte und bis 1806 in Fr. Perthes' Hause in Hamburg lebte.**). Es war eine Erscheinung wie aus einer andern Welt; vor fast dreißig Jahren weggerissen mitten aus den geistigen Wehen der Sturm- und Drangzeit, aus dem begeisterten Freundschaftsbund mit Claudius, Klopstock, Lessing, Goethe und den Göttinger Dichtern hatte er in Algier eine andere Art von Kampf mit der Kulturwelt kennen gelernt und dann, so gut wie ununterbrochen, ein Vierteljahrhundert in London, inmitten der politischen Bewegungen dieses Weltplatzes und zugleich vergraben in philosophische, mathematische und philologische Studien, seine besten Mannesjahre

*) Vgl. oben S. 65 folg.

**) Schönborn † 29. Januar 1817.

fern vom Vaterlande verbracht. Und nun kehrt er als ein Fremdling und Sonderling zurück, seine Freunde todt oder umgewandelt; mit einer Sterbeode auf seinen geliebtesten Freund Klopstock brachte er sich wieder ins öffentliche Gedächtniß, und auch diese klingt in ihrem dahinstürmenden Ton ganz an die Zeit vor dreißig Jahren an, als wären das noch die Klänge, denen die Nation lauschte*) Aber tiefer als die Kluft der Zeit hatte sich die Trennung des inneren Lebens zwischen die Freunde gelegt; eine Kluft, die nur durch Schönborns Achtung von fremder Überzeugung, wenn sie auf Ernst und Wahrheitsliebe ruhte, ausgeglichen werden konnte. Denn in seiner Skepsis war er der alte geblieben. „Gott, Freiheit, Unsterblichkeit“, äußerte Fr. Perthes, „waren die Gegenstände, die er stets mit seinem Verstande bekämpfte, gerade deshalb vielleicht, weil sie fest begründet in seiner edeln Natur sich ihm unwiderstehlich aufdrängen wollten, denn Freiheit, die allgemeine wie die individuelle, war sein Idol

*) „Die Hoffnung am Grabe Klopstocks 1803“ ist abgedruckt in Fr. Perthes' Vaterländischem Museum 1810, 5. Heft. S. 593. Der Schluß lautet:

„Und o! der in der heiligen Dichterweihe
Im Silbersturm
Auf die Erdenharfe des Sängers
Und von ihr zu erwachenden Jahrhunderten

Herabkam, mit Himmelnachhall
In deine Gefilde, Teutonia,
Und lehrte deine Heldenjugend neuen Gesang,
Lehrte neue Sprach' und Empfindungen der Engel sie!“ —

und diese wollte er auch durch sein eigenes Inneres sich nicht beschränken lassen. Die Schranken seines eigenen Ich erfüllten ihn mit Zorn, er riß und biß unaufhörlich in diese Kette wie ein alter Löwe. Züge dieses königlichen Thieres waren auch in seinem Gesichte, und wenn er zuweilen an unserm Tische aus Altersschwäche einschlummerte, so stiegen oft die Augenbraunen wie Mähnen und zeigten, daß der Geist im Innern fortkämpfte."

Wol war es eigen, daß Claudius erster Freund aus den Jahren bewußter Mannheit auch der letzte in seiner Nähe sein sollte*). Ist aber der Lebensschauplatz unsers Boten leerer geworden an Freunden und Zeugen der Vergangenheit, so füllt er sich dagegen gerade um diese Zeit mit einer Schaar neuer befreundeter Gestalten. Eine jüngere Generation, in der aufs neue der Zug zu den Quellen alles Lebens erwacht ist, die unbefriedigt durch Kunst und Wissen, bekümmert und erweckt zugleich durch die Leiden der Zeit sich umsieht nach dem „Stiller alles Haders", richtet ihren Blick und ihre Liebe auch auf den Mann aus Wandsbeck, der jenen Lebensschatz so lange als ein getreuer Eckart gehütet hatte. Nicht blos Männer von ausgesprochen christlicher Ueberzeugung, unter denen der Baron v. Kottwitz und der Parabeldichter F. A. Krummacher zu den hingebendsten Anhängern gehör-

*) Denn mit dem übereifrigen Kantianer Gerstenberg, der allerdings auch ganz in der Nähe, in Altona, lebte, scheint Claudius keinen weiteren Verkehr mehr gehabt zu haben.

ten, wandten sich ihm zu; wer überhaupt in der geistigen Tiefe lebte und nach dem Göttlichen suchte, sah in ihm den befreundeten Genossen: Philosophen wie Franz Baader, Schelling, Steffens; Künstler wie Carstens, Runge, Overbeck; Dichter wie Fr. Schlegel und seine Freunde standen ihm nahe. Ein andrer Dichter, der mit Claudius schon in früher Jugend sympathisirte, E. M. Arndt hat ihn, damals ein scheuer Jüngling, leider nicht persönlich kennen gelernt. „Wandsbeck besuchte ich — so erzählt er selbst vom Jahre 1794*), — sah Asmus' Haus und nicht ihn.“ Auch unbefangenere Katholiken reichten ihm die Hand. Außer dem münsterländischen Kreis war es vor allen J. M. Sailer, der mit ihm in Briefwechsel zu kommen suchte und ihm von Herzen anhing. Wahrscheinlich 1794 nach Veröffentlichung von Claudius' „Beitrag über die neue Politik“ schreibt Sailer an Brockmann († 1837 als Domprobst in Münster): „Mit Claudius haben Sie mir viele Freude gemacht. Wer in der Wahrheit steht, kann auch von ihr reden. So war's mir bei Claudius' Politik. Er sucht die Wahrheit in der Wahrheit, kann also auch von ihr zeugen. O mein Freund! es ist wahrhaftig alles eitel, ausgenommen Gott und das Streben nach Ihm — in seiner Seele“. „Wenn Herr Professor Sailer noch da (in Wernigerode) ist oder Sie ihm schreiben — bemerkt Claudius selbst im Mai 1802

*) Arndt's Erinnerungen aus dem äußeren Leben 3. Aufl. S. 79.

an Katharina Stolberg —, so danken Sie doch für seinen Brief. Ich sollte ihm, schrieb er, etwas von mir schreiben. Was ist aber davon zu schreiben? Bis ich etwas an ihn zu schreiben habe, machen Sie es wohl gut und sagen ihm viel freundliches von meinetwegen." Auch als der Baum der evangelischen Theologie wieder frische und tiefgehende Wurzeln schlug, sah Claudius dem neuen Werden ebenso theilnehmend zu, als er selbst von dieser Richtung willkommen geheißen wurde. Ueber Schleiermacher soll er einen Aufsatz geschrieben, dann aber vernichtet haben; auf A. Neander, der seine Schulzeit in Hamburg zubrachte, hat er sogar unmittelbar persönlich eingewirkt. Kurz vor seinem Abgang zur Universität, am 25. Febr. 1805, trat der junge David Mendel, jüdischer Eltern Kind, unter dem Namen Joh. August Wilh. Neander in Hamburg zum Christenthum über, nicht ohne den Einfluß der tiefsinnigen Schriften St. Martin's und der Anregungen, die er durch Claudius' Hausarzt Heyse und die Schriften des Boten selbst erfahren. Persönlich wurde er mit Claudius bekannt während eines Ferienaufenthaltes zu Ostern 1807. Damals hielt er auch zu Wandsbeck seine erste Predigt über die Anfangsverse des Johannisevangelium. Bei der Rückkehr nach Göttingen war er „voll Lobes der christlichen Persönlichkeiten, die er kennen gelernt." Acht Jahre später, als er bereits einige Zeit an der neu gegründeten Berliner Universität mit Erfolg und Segen gewirkt hatte, schickte Claudius seine beiden

jüngsten Söhne, die Theologie studirten, dahin. Es hat sich ein Brief seiner Hand erhalten, in welchem er Dank sagt für den Einfluß, welchen der junge Lehrer auf die Söhne übte.

Wandsb. 10. Oct. 1814.

„Das dachte ich nicht, lieber Herr Professor Neander, als ich in Hamburg bei Heisens als Freund von Ihnen Abschied nahm, daß ich so bald in Berlin als Vater wieder zu Ihnen kommen würde; und doch — ich habe Ihnen von meiner Dankbarkeit und Liebe vor einiger Zeit durch Herrn Noodt*), der nach Berlin gieng, sagen laßen; und ich ließ Ihnen und Ihrem Collegen, dem Herrn Prof. Marheineke gerne durch einen jeden, der nach Berlin geht, davon sagen, wenn Ihnen damit gedient wäre; aber Sie müßen sichs doch am Ende gefallen laßen, denn ich weiß halb und halb, was meine Kinder an Ihnen haben, und da ist es schwer reinen Mund zu halten: auch muß mans Niemand zumuthen.

Es ist der klügste Einfall, den ich in meinem Leben gehabt habe, die Kinder nach Berlin zu schicken. Er ist so klug ausgedacht und so wohl gerathen, daß ich ihn auf meine Hörner nicht nehmen mag und ihn lieber der Eingebung eines wohl gesinnten Engels zuschreibe, der etwas Gutes stiften und den beiden Jünglingen wohl thun wollte. Gott wird sie regieren, daß

*) Neander's Stubengenosse in Göttingen, mit dem er in Hamburg viel verkehrte; nachmals Pastor.

der Sauerteig der wahren Theologie in feine gute Hertzen aufgenommen werde und zu seiner Zeit ihre drei Scheffel Mehl durchsäuere, welches zweyerley ist.

Die in Berlin zur Verbeßerung des Cultus cet. angeordnete Commißion ist ein Wort zu seiner Zeit. Möge es den Preußen hier so gelingen, wie bei der Befreiung von Deutschland. Aber die Feinde sind hier nicht so handgreiflich, und die Blüchers halten hier mehr hinter dem Berge. Es ist wohl ohne Zweifel, daß unser Luther, in seinem Eifer gegen Pabst und Katholiken, zu viel aufgeräumt habe; daß er auch da über Bord geworfen, wo etwas wahres im Grunde, aber überladen und krumm und verdreht war, und er nur hätte abthun und grade und zu Recht beugen sollen. Und solcher Fälle möchte es mehr als Einen geben. Selbst von der Meße scheint es schwer zu glauben, daß die sich durchaus nicht auf irgend etwas Wahres gegründet hätte, ich bin darüber nicht im Reinen, und möchte mich gerne darüber belehren laßen; aber daß ein tägliches Brodt und Frühstück, wenn man es mit Ehren haben kann, für alle Partheien, die es in Ernst meinen, wünschenswehrt und nöthig wäre, kann wohl nicht bezweifelt werden.

Grüßen Sie sich selbst, lieber Herr Profeßor, und unsern Nicolovius verbindlich. Auch bitte ich Sie, unbekannterweise, wie man sagt, Ihren Herrn Collegen verbindlich zu grüßen.

Für Ihre Frau Mutter und Schwestern gibt meine Frau, der die Söhne erzählt haben, viele freundliche

und herzliche Aufträge. Aber mag sie gelegentlich selbst dazu thun; ich habe vor meiner Thür zu fegen.

Leben Sie wohl, lieber Herr Profeßor Neander, und Gott sey mit Ihnen!"

Aus der Mitte solcher Gesinnungsgenossen ist auch in dieser Zeit die erste gerechtere und tiefere Würdigung der Werke des Asmus hervorgegangen. Dem Bibelübersetzer Johann Friedrich von Meyer gebührt das Verdienst, den Geist des Boten verstanden und gedeutet zu haben*). „Seit vierzig Jahren, sagt er u. a., wandelt nun der Bote in seinem Dienst umher, beschleicht die großen Händel der Menschheit als einer übersinnlichen Erscheinung, beobachtet den Zeitlauf als einen Auswuchs der Ewigkeit, berichtet und weist zurecht, daß man den rechten Weg nicht verfehlen möge. Er schritt der Zeit nach, weil er sie erleben mußte: er schritt ihr voran, weil er, des Landes kundig, ihre Krümmen wahrnahm." — „Die Humoristen sind wie die gesegneten Winde, welche die Luft fegen und reinigen. Sie schnurren uns um Nase und Ohren, daß man fast verdrießlich wird; aber wenn sie eine Zeitlang geschnurrt und gepfiffen haben und man sich wieder besinnen kann, so merkt man, daß es zur Gesundheit der Lebendigen gedient hat, und sichs nun noch eins so frisch und frei athmet. Besonders wenn sie nicht immerfort Spaß machen,

*) In der schon oben S. 234. Anm. erwähnten Rec. des 8. Thls.; auch in den „Kritischen Kränzen" wieder abgedruckt.

weil der Mensch nicht gemacht ist, um immer gerupft und geschüttelt zu werden, und die Luft nicht, um immer in Unruhe zu schwanken, und die Schreiberei nicht, um immerfort zu lachen. Führt aber gar der Wind Urstoffe des Lebens aus Eden bei sich und bläst einen überirdischen Odem uns in die Nase und Lungen, dreimal gesegnet ist er dann, und hat mehr denn blos elementarische Kraft oder seelisches Erregungsvermögen. Er kann dann auch schauerlich und zerstörend wirken, weil er das Verwesliche angreift und den Kampf des Lebens mit dem Tode rege macht." — „Seine Erscheinung zielte von Anfang her auf etwas ungleich Wichtigeres als Zwergfellserschütterung. Und dabei blieb sie fest. Nur daß er sein Äußeres in der allmählichen Folge seiner Schriften mit seinen Lebensaltern und mit der Welt etwas verwandelte, nach den Stimmungen und Zuständigkeiten jener und nach den Begebenheiten und Bedürfnissen dieser. Anfänglich tritt er auf als ein junger Mann, dessen Gemüth durch eigene Leiden und den Anblick des Erdenjammers das Gleichgewicht verloren hat; er sucht dieses wieder zu erringen, indem er sich mit Scherz und Muth gegen seine eigene Empfindlichkeit waffnet, sich das Vaterland und die Häuslichkeit behagen läßt, in wichtigen wissenschaftlichen Werken forscht, die auf das Ganze der Menschheit Bezug haben, und während er uns mit dem Allem unterhält, zugleich die Unreinen erschüttert und die Reinen in bessere Welten trägt."

Aber der stille Feierabend des müden Greises wurde laut und heftig unterbrochen durch die schweren Kriegsereignisse, die auch Wandsbeck umdrängten. War auch seine überwiegende Theilnahme andern Dingen als den Weltverhältnissen zugewandt, so lag doch in dem geschichtlichen Gang jener Zeit zu viel Inhalt, der auf das Höchste Bezug hatte, als daß er sich dagegen hätte abschließen können. Er hatte noch ein Auge für den sittlichen Reinigungsprozeß und die Keime religiöser Erweckung, die unter dem Drucke der Napoleonischen Herrschaft sich regte. Er spürte, der erfahrene Arbeiter im Weinberge, wie der Boden locker wurde und willig, das verschmähete Samenkorn in sich aufzunehmen. Wie er von vornherein und im innersten Princip gegen die französische Revolution stand, so auch gegen ihre Consequenz, die kriegerische Propaganda der Revolution und Napoleons. Mit immer steigendem Antheil begleitete er die Kriegsereignisse, und noch erinnern sich seine Kinder, wie er, wenn die Hiobsposten der deutschen Niederlagen eintrafen, wohl verdrießlich an seiner Mütze schob, aber mit nichten den Muth verlor, vielmehr Gottes Rathschluß darin sah, nach dem es noch nicht die rechte Zeit sei. Er hoffte weiter und noch anno 1812 ließ er sich durch die Siegesbotschaften Napoleons auf seinem Russischen Zug nicht im geringsten irre machen, indem er, an Karl XII. erinnernd, sagte: „laßt ihn nur immer tiefer hineingehn, desto sicherer ist sein

Verderben." Und wie groß war der Jubel zu Weihnachten 1812 im ganzen Hause, als das neunundzwanzigste Bulletin, und zugleich durch vertraute Hand verschiedne russische Berichte die Vernichtung der Franzosen brachten. Zur Abschüttelung des Jochs irgend durch Wort, Rath und That beizutragen, das freilich litten seine Natur und seine Jahre nicht, das überließ er jüngeren und rüstigeren Händen wie seinem Schwiegersohn Perthes. Aber als dieser zur Förderung der sittlichen Wiedergeburt unsres Volks gerade in der allerelendesten Zeit durch Herausgabe des leider so bald zum Schweigen gebrachten Vaterländischen Museums (1810) sein Scherflein beitragen wollte, war auch der Bote bereit zum Mitarbeiten und steuerte mehrere Aufsätze bei. Aber Politik war nicht darin, er griff tiefer, dem Volk griff er ans Herz und aus der Quelle alles Lebens, hoffte er, werde Gott wieder lebendige Ströme in ihm wecken.

Gegen Ende des Jahres 1810 wurde Hamburg eine französische Stadt; ihre Befreiung im März 1813 hatte keine lange Dauer, schon am Ende des Mai rückten die Franzosen unter Davoust in die von dem russischen Obristen von Tettenborn nur schwach vertheidigte Stadt. Claudius' Schwiegersohn Perthes, der mit an der Spitze der Bürgerbewaffnung gestanden hatte, entrann kaum der Gefangenschaft und dem Rebellentode durch Henkershand. Und ihrem Mann folgte bald Karoline Perthes, die sich kurz zuvor mit ihren Kindern nach Wandsbeck, auf dänischen Boden,

zu ihren Eltern, gerettet hatte. Sie fuhr von dort mit sieben Kindern, zudem ihrer Niederkunft nahe, auf einem offenen Korbwagen ins Holsteinische. „Es war ein gewaltiger Abschied", schreibt sie an ihre Schwester Anna Jacobi „meine Mutter war außer sich, mein Vater tief bewegt, die Kinder weinten laut, ich selbst war wie versteinert und konnte nichts als ohne Unterlaß sagen: nun in Gottes Namen!"

Aber ihr Vater sollte selbst bald nachfolgen. Dänemark, von England mit seinem Allianzantrag zurückgewiesen, war seit dem Juni 1813 mit Napoleon im Bunde, — das dänische Wandsbeck also für die an der Niederelbe kriegführenden Alliirten ein feindlicher Ort. Claudius hielt es deshalb für gerathen, noch vor Ablauf des Waffenstillstandes, der vom Juni bis in die Mitte des August den Fortgang der Kriegsereignisse unterbrach, in Holstein eine sichere Zuflucht zu suchen. Dreiundsiebzig Jahre alt mußte er so das Haus und den Ort, mit welchem er seit einem halben Jahrhundert verwachsen gewesen war, verlassen und irrte, seiner Einnahmen beraubt, an verschiedenen Orten umher. Zuerst ging er mit seiner Frau zu einem Prediger in Westensee, einem Dorfe am See gleichen Namens, in unmittelbarer Nähe von Emkendorf gelegen, wo sie nach brieflichem Ausdruck „nicht wie Emigranten, sondern wie Reichsritter wohnten;" von da nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt nach Lütjenburg (östlich von Kiel) zu seinem Bruder, dem Arzt und Physikus Christian Detlev Claudius. Ver-

muthlich an diesem Orte erhielt der Bote durch Vermittlung des Kaufmanns Gisbert v. d. Smissen in Altona, eines frommen Mennoniten, von ungenannten Freunden aus Düsseldorf und Elberfeld (an deren Spitze der oben erwähnte Kaufmann Fr. Chr. Hoffmann stand) eine Geldsumme zur Aushülfe in der Noth*). Seine Antwort d. d. 7. Sept. 1813 hat sich erhalten:

„Es ist umsonst, schreibt er, daß Ihr frühe aufsteht, und hernach lange sitzet und esset Euer Brod mit Sorgen, denn seinen armen Sündern gibt Er es schlafend. Ich habe den Wechsel aus Elberfeld, groß Bco. Mrk. 300, den Sie unterm 31. August an mich geschickt haben, richtig erhalten, nehme die Hülfe mit Dank kurz und gut an und habe es keinen Hehl, daß sie mir unter den dermaligen Umständen sehr zur gelegnen Zeit kommt; der Mann aus Elberfeld hat sich nicht genannt und will meinen Dank nicht, er hat ihn aber desto gewisser auf andrem Wege.

Freilich das Ende und Resultat der jetzigen physischen und moralischen Gährung dürfte ich wol nicht erleben, und es wird interessant und wichtig sein sie zu erleben und Gott hinten nach zu sehn; doch muß ich mich darüber trösten; am Ende ist und bleibt auch der Mensch selbst die Haupt-Sache für sich, und es mag wol viel Unheil in der Welt daher entstanden sein und entstehen, daß man sich mehr um andre, als

*) Ohne Frage die Summe von mehreren 100 Thalern, von der Voß in Paulus' Sophronizon I, 3. S. 59 spricht.

um sich selbst bekümmert hat; auch haben wir mit uns selbst genug zu thun, und mehr als wir bestreiten können, wenn uns der Stiller unsers Haders nicht zu Hülfe käme — doch Gott siehet den Willen an, wenn er ernstlich ist, und er zieht, wie Hamann *) sagt, den Ernst eines erstickten Seufzers dem Nieren-Fett der Chorsänger vor." Zwei weitere Geldhülfen von 270 M.-B. und von 130 Thalern folgten aus derselben Quelle im März und Juli 1814 dem Boten auf seiner Wanderschaft um so willkommner, weil nicht blos diese Wanderschaft, sondern auch das gleichzeitige Universitäts-Studium zweier Söhne weit über die vorhandenen Kräfte kostete. „Ich will Ihnen, heißt es in dem Dankbrief an Hoffmann, von unsrer Verlegenheit nicht lang und breit erzählen; aber sie war groß — und Ihr habt ein gut Werk an uns gethan, und wir können mit gutem Gewissen annehmen, und nehmen mit Dank an".

Anfangs November siedelte er nach Kiel über, wo er mit seiner Tochter Karoline und ihren Kindern wieder vereinigt wurde. Aber beide lebten in drückender Noth, und als im Januar 1814 Kiel mit Schwedischen Truppen überfüllt wurde, zog er nach dem frei gewordenen Lübeck über, wo er bis zum 8. Mai 1814, dem Tag der Rückkehr nach Wandsbeck blieb. Er verkehrte dort viel mit dem Pfarrer Geibel, dem Vater des Dichters, in dessen Hause seine Toch-

*) Aus d. Kreuzz. eines Philol. (Ausg. v. 1762) S. 56.

ter Trinette längere Zeit lebte. Aber seine dürftige Lage dauerte fort. Es waren schwere Prüfungen für den alten ehrwürdigen Mann. „Wir sind hier so weit wohl", schrieb er aus Lübeck an seine Tochter Karoline, „wir haben ein kleines Stübchen, darinnen ein Bett und Canapee stehen, dann aber auch so wenig Raum übrig ist, daß ein Mensch sich kaum umwenden kann. Wir kochen selbst Grütze und Kartoffeln, nur ist die Feuerung übertheuer. Aus der Zeitung werdet ihr erfahren haben, daß Wandsbeck in der Alliirten Händen ist. Fritz ist dort und hält Haus und hat die Kuh verkauft. Im Keller sieht es aus, schreibt er, wie vor der Schöpfung, wüste und leer." — „Wir wohnen itzo", schrieb er einige Wochen später, „in einem größeren und man kann sagen großen Zimmer, aber es ist sehr kalt und unsere Kräfte reichen nicht zu, es warm zu machen und zu halten." Doch nicht in diesen Entbehrungen, so schwer sie für den pflegebedürftigen Greis waren, ja nicht einmal in der Zerstreuung aller seiner Kinder und der Verwüstung seines Wandsbecker Hauses bestand sein Hauptleiden. Mehr bekümmerte ihn die Schickung, daß Dänemark im Kampf mit seinem deutschen Vaterland war, daß ein Sieg der guten Sache, für die sein Schwiegersohn litt und sich abmühte, die auch ihm die gute war, seinen geliebten König und Herrn aufs Haupt schlagen mußte. Über diesen sittlichen Zwiespalt kam er nicht hinaus, er war und blieb gebrochen. Denn er hatte gegen seinen König,

der ihm früh als Kronprinz unaufgefordert wohlgethan, ihm ein Amt gegeben und sich vielfach freundlich gegen den Dichter bewiesen hatte, ein Gefühl wie das der alten Lehnstreue. Auch die Leier rührte er noch in alten Tagen für seinen Herrn, selbst da wo sie nicht mehr zum besten gestimmt war, wie in dem Geburtstagslied 1812 nach der Melodie des Schiller'schen Reiterlieds*). Dies persönliche und gewiß nicht unberechtigte Gefühl hinderte ihn, sein frisches Jugendlied: „Ich bin vergnügt, im Siegeston" u. s. w. in diesem letzten und größten Sinn ganz frei anzustimmen.

Noch einmal hatte er wenige Monate vor seiner Heimkehr von Lübeck aus in der Angelegenheit, die damals alle Welt bewegte, in der großen vaterländischen Sache seine treue Stimme erhoben. Es ist sein letztes Wort an seine deutschen Glaubensgenossen, — die Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814, mit dem Motto: „Moses sprach zu Gott: Wer bin ich, daß ich zu Pharao gehe! 2 Mos. 3, 11"**). — „Deutschland", hebt das Flugblatt an, „hatte seiner Ahnen-Tugenden vergessen; der Geist der alten Biederkeit, der Bruder-Treue und Mann-

*) VIII, 25. Weit besser und mit wirklich poetischen Stellen ist sein Lied auf den Tod eines jungen Prinzen, VI, 52. S. ob. S. 241, folg. Claudius selbst erklärt es in einem Briefe an die Gräfin Katharina Stolberg für eins seiner besten Lieder.

**) Zuerst besonders gedruckt Lübeck 1814, jetzt in den Werken am Schluß des achten Bandes.

Kraft war gewichen, und Irrelegiosität, Wohlleben und Weichlichkeit waren an ihre Stelle getreten — und so ward einem unternehmenden Nachbar möglich, was ihm sonst unmöglich gewesen wäre. Er trat kühn einher, zerbrüderte, überwand, unterjochte und theilte den Raub aus — und unsre freyen Brüder sahen dem zu und ließen mit sich als mit Schwächlingen und Sclaven spielen. — Deutschland hatte seiner Ahnen-Tugenden vergessen und schlummerte tief und weit und breit.

Als aber eine edle Stimme aus Norden es weckte, besann es sich sein; der alte Muth erwachte; groß war die Menge der Helden — und die vereinte Kraft und Weisheit machte dem Unfug ein Ende. Und wie sie sich dadurch bis daher um Deutschland unsterblich verdient gemacht, so werden sie ihr Werk vollenden, bekehren, belehren, die Gerechtigkeit wieder ehrlich machen und uns und unsren Nachkommen Ruhe und Sicherheit für die Zukunft erkämpfen.

Doch das kostet und hat gekostet. Deutschlands Berge und Thäler triefen von Blut, seine Ebenen sind mit Leichen bedeckt, seine Städte und Dörfer liegen öde und verwüstet, und die Einwohner sind entflohen und irren verlassen und traurig umher.

Es bleibt dem Edelmuth und der Rechtlichkeit der Fürsten und Väter der Völker aufbehalten, das Andenken der für Vaterland und Freiheit gefallenen Helden zu ehren, ihre Witwen und Waisen zu versorgen, die Flüchtigen zu sammeln, die öden und verwü-

steten Städte und Dörfer herzustellen und das gethane und geschehene Böse, so viel möglich, wieder gut zu machen.

Das Alles ist indeß nur ein Theil der ihnen von Gott anvertrauten Sorge, und bei weitem der geringere.

Wir gehen zwar hier auf Erden in Fleisch und Bein einher; aber wir sind nicht Fleisch und Bein. „Der Mensch ist unsterblich!“ — und hier ist der Bote nun auf seinem eigensten Gebiet, nun hat er Land unter sich und redet von da aus Fürsten und Völkern ins Gewissen, von dem Einen, was ihnen allen noth thue. Er hält ihnen aus der Inbrunst der Liebe eines alten treuen Dieners, der bald seinen Mund schließt, das Bild des Heilandes vor und möchte so gern das Blatt der Weltgeschichte, das sie kaum erlebt, zu einem Blatt der Heilsgeschichte für das Ganze wie für das einzelne Herz erheben. Hatte doch, als die Fluthen dieser großen Zeit sich verlaufen, jeder höher gestellte Geist für sein Volk etwas auf dem Herzen, und was ihm das Höchste war, wollte jeder dem Vaterlande so gern zuwenden; — war es die Freiheit, die Einheit, die heilige Allianz, eine moralische Erneuung, eine lebendigere Jugenderziehung oder war, wie bei Manchen, die Herstellung alles alten eben wieder neu genug. Auch der Bote vertrat seine Herzenssache, er erkannte mit ungeschwächtem Seherblick in der mächtigen Zeit die strafende und mahnende Bedeutung wie die Verheißung

und Hoffnung. Als schon sein Sinnen und Hoffen fast ausschließlich auf eine andre Welt gerichtet war, konnte er noch einen ahnenden Scheideblick auf die Welt, die er verlassen sollte, werfen. Auch er hatte ja den Samen streuen helfen, der nun aufgehen sollte. So sagt er:*) „Vielleicht ist seit der Einführung des Christenthums keine Zeit gewesen, wo der Acker so gut und so weit und breit zugerichtet war, als zu dieser unsrer Zeit. Gott hat ihn zugerichtet, und, weil gelindere Mittel nicht helfen wollten, strengere und eine allgemeine Züchtigung zugelassen. Der Krieg hat die Güter, an denen das Herz gehangen und von denen es in Güte nicht lassen wollte, mit Gewalt genommen; dem Dünkel den Muth gebrochen; die Menschen Ergebung und Unterwerfung unter die gewaltige Hand Gottes gelehrt; er hat sie empfänglich gemacht und „was darf es mehr, als empfänglich zu sein, um zu empfangen und glücklich zu werden?“ — Diese gebrochene Bahn sollen nun Fürsten und Vorgesetzte nach ihrem Beruf durch Sorge und Beispiel, mit Rath und That nützen. Dann würde, heißt es im Schlußwort, auch dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth sein, die würde offenbart werden.

„Und Ihr, Ihr Traurige und Betrübte, die Ihr, nahe und ferne, trostlos steht und über Euren Verlust, über Eure Söhne, Eure Freunde und Geliebte weint, verzaget nicht! Und wenn der Trost, daß sie

*) VIII, 211.

für Freiheit und Vaterland gelitten haben und gestorben sind, Euch nicht trösten kann; hier ist eine Aussicht, die über Tod und Grab und über Alles, was irdisch ist, erhaben und Eure Thränen trocknen kann." *)

In Wandsbeck fand Claudius bei seiner Rückkehr Alles im Argen. Hunderte von Soldaten, zuerst Franzosen, dann Russen, hatten unter seinem Dache gehaust; das Wandsbecker Schloß war eine Zeitlang der Sommersitz des Marschalls Davoust gewesen, wo er mit zahlreicher Suite auf fürstlichem Fuß lebte. Doch erhielt Claudius seinen Gehalt wenigstens nachgezahlt, und bald ließ sich der alte Zustand äußerlich wieder herstellen. Aber recht froh ward er seines alten Wohnortes nicht mehr. Das Alter war für ihn wirklich eine Krankheit, und sein zarter Körper dem innern und äußern Tumult der letzten Jahre nicht mehr gewachsen. Er selbst schreibt an Hoffmann in Düsseldorf am 15 Juli 1814. „Wir haben auf unsrer Emigration viel gekränkelt, und, durch Unruhe und Sorge aller Art so lange angespannt gewesen, fallen wir nun zusammen".

Im Sommer und Herbst 1814 wurde Claudius vielfach durch körperliche Beschwerden gestört, doch feierte er noch besonders fröhlich und eigenthümlich seinen letzten Geburtstag am 15. August 1814. Am

*) Im Juni 1814 dichtete er das bekannte, den Werken aber nicht einverleibte achtstrophige Feierlied zur Rückkehr der Hanseaten nach Hamburg: „Wohl auf Kameraden, vom Pferd, vom Pferd" u. s. w.

späten Vorabend erschienen seine vier Söhne aus der Ferne zur freudigen Überraschung des Vaters. Der älteste war Prediger in Sahms im Lauenburgischen und nicht lange verheirathet; der zweite Prokurator in Lübeck, die beiden jüngsten Berliner Studenten. Mit Ausnahme von zwei Töchtern hatte er so noch einmal seinen ganzen Kinderkreis und eine kleine Schaar von Enkeln um sich. Zahlreiche Freunde kamen und grüßten; die musikalische Fertigkeit der Söhne diente noch einmal zum Schmuck des Festtags. Bald danach verschlimmerte sich der Zustand des Vaters, und er gab endlich in den ersten Tagen des Dezember den dringenden Bitten seiner Tochter nach und zog, um seinem Arzt, dem Dr. Heyse näher zu sein, mit seiner Frau zu ihr nach Hamburg. „Papa ist müde und matt, schrieb seine Tochter Karoline kurz nach seiner Ankunft, doch können wir Gott nicht genug dafür danken, daß er so leidensfrei sei. Er ist so ruhig und freundlich, ja man möchte sagen vergnüglich, daß ich aus Freude darüber den Schmerz, der in mir ist, nicht zu Worte kommen lasse.“ Bald entschied es sich, daß es zum Sterben ginge, aber noch sieben lange Wochen wehrte sich der Körper gegen seine Auflösung, und diese Zeit war für ihn eine Zeit des Dankes und fast ununterbrochener Freundlichkeit und Liebe; er freute sich des blauen Himmels, des Aufgangs der Sonne, des Anblicks seiner Rebekka, seiner Kinder und Enkel; auch sorgte er täglich dafür, daß die Abwesenden Nachricht bekämen. Einmal rief er seine Tochter

Karoline Nachts an sein Bette und sagte: „ich muß die Nacht zu Hülfe nehmen, denn der Tag ist wahrlich zu kurz, um dir zu danken, liebes Kind". Nach einer beklommnen halben Stunde sagte er zu Perthes: „ja, lieber Perthes, gut geht es, aber nicht angenehm;" dann sprach er von der sauern Arbeit, die ihm bevorstände, aber er habe einen starken Helfer neben sich und verlasse sich auf Gott.

Der 21. Januar 1815 war sein Todestag.

Von seinem Sterben selbst sollen uns die schmerzlich beredten Worte der Augenzeugen, seines Schwiegersohns Perthes und seiner Tochter Karoline berichten. Perthes schrieb bald nach dem Tode an F. H. Jacobi:

„Unser geliebter Wandsbecker Papa ist nicht mehr unter uns; neben mir liegt seine entseelte Hülle.

Er hat einen harten und langen Kampf zu bestehen gehabt. Schon seit acht Tagen war die Auflösung der materiellen Theile eingetreten, während die kräftige innere Organisation in gesunder Arbeit fortwirkte und das eigentliche Wesen des Menschen unverletzt blieb. So konnte er denn Grad für Grad das Abscheiden seiner selbst bemerken. — Ohnerachtet aller Leiden, die seine zarte Natur äußerst schmerzhaft empfand, war er unausgesetzt voll Liebe und Dankbarkeit gegen alle ihn Umgebende. Viel betete er, daß durch Schmerz ihm die Versuchung nicht zu stark werden möchte. Am Donnerstag dem 19. begann der eigentliche Todeskampf. Die Aerzte wollten ihm nicht 6—12

Stunden Leben mehr geben; er konnte aber immer das Räthsel der Trennung, welches er scharf ins Auge gefaßt hatte, nicht gelöst finden und er sagte mehremal: „Mein ganzes Leben habe ich auf diese Stunde studirt, und noch weiß ich nicht, wie es enden soll." Abwechselnd dauerte dieser Zustand zweimal vierundzwanzig Stunden. Er betete unaufhörlich, sah auch gerne, wenn Umstehende beteten, aber laut mochte er es nicht haben, auch nicht, daß man ihm zusprach. — Den 21. Morgens 10 Uhr wurde der Todeskampf noch ernstlicher und er fühlte das Ende näher kommen. Er betete nur noch: „Führe mich nicht in Versuchung und erlöse mich von dem Uebel." Um 2 Uhr wußte er das Ende bestimmt, ließ sich auf eine Seite legen und den Schweiß abtrocknen, — — sagte eine Minute darauf einigemal: „gute Nacht! gute Nacht!" — dann versagte ihm die Sprache. Noch einmal schlug er die Augen groß und hell auf. Dann sah er noch segnend nach Rebekka und wollte weiter sehen, aber die Augen versagten ihm.

Er that drei starke Athemzüge und verschied. —

Sein Leichnam ist merkwürdig anzusehn: so müde und satt, befriediget vom Irdischen und dabei noch im Obertheil des Kopfes die großen, schönen, menschlichen Formen und um den Mund noch die Fülle der Liebe. — Das Ende dieses Mannes ist wahrhaft merkwürdig — die volle Kraft des Geistes behielt er auch bis zum letzten Augenblick. Das was er hoffte, eine besondere Hülfe von Oben, ein heller Blick ins Über-

sinnliche wurde ihm nicht zu Theil, aber er beharrte im Glauben darin felsenfest. Sein Glaube war auf die Überzeugung des tiefsten Geistesgrundes gebaut.

Seine Eigenthümlichkeiten und Eigenheiten blieben ihm eigen bis zuletzt, und darüber lassen sich die liebenswürdigsten Züge bemerken. Er ist sorgenlos gestorben, ja wahrhaft reich, denn noch stand ihm, wie immer, das Füllhorn der Hoffnung auch im Zeitlichen zu Gebot. —

Am 25. heute Morgen haben wir den lieben Papa in Wandsbeck begraben; gestern legten wir Kinder ihn in den Sarg — kein Fremder hat ihn berührt — so wollte er es. Ach wie wenig ist von ihm noch geblieben — unglaublich zart war der Mann von Körperbau. — Wir fuhren bis vor sein Haus, an der Grenze empfing ihn der Wandsbecker Pastor und die Schule — das Haus war ganz leer, weil die Kinder in Hamburg gewesen waren, nur die Schwäger waren darin. Es war das Rührendste meines Lebens — so dies Haus und davor die Leiche dieses Mannes auf der Bahre. Von da gingen wir Alle nach der Kirche, hier hielt Schröder*) eine dem Verstorbenen sehr gemäße Rede und nachher an der Gruft noch ein Gebet!

*) Claudius nachheriger Schwiegersohn, Gatte seiner Tochter Rebekka. Ich gedenke hier gern und in Wehmuth eines früh heimgegangenen Sohnes dieser Ehe, des Pastors Matthias Schröder in Travemünde bei Lübeck, meines lieben Universitätsfreundes, mit dem mich nach langer äußerer Trennung das Andenken seines Großvaters wieder zusammengeführt hatte. Have pia anima!

Er ruht neben der ihm längst vorangegangenen Tochter.“ — Die Ruhestätte befindet sich nicht auf dem neuen, von der Kirche ganz getrennten Friedhof, sondern auf dem dicht an der Kirche belegenen alten, und zwar an der nordöstlichen Ecke des Thurms zwischen diesem und der gräflichen Begräbnißkapelle. Jetzt bezeichnet ein einfaches ostwärts gekehrtes gußeisernes Kreuz mit dem Namen, Geburts- und Sterbetag und der Aufschrift aus Joh. 3, 16 — „Also hat Gott die Welt geliebt“ u. s. w. — die Stelle, wo er seinen Botenstab niedergelegt hat. Ganz neuerdings hat das dankbare Wandsbeck durch eine eiserne Einfriedigung das Grab gesichert.

Karoline Perthes schrieb an ihre Freundin Petersen zwei Monate später: „Am Liebsten schreibe ich Dir von meinem seligen Vater. Mit Augen habe ich es nun gesehen, das der Glaube eine gewisse Zuversicht ist deß, daß man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet und daß dieser blinde Glaube für sich allein Kraft genug hat, uns über alle Noth und Angst und Todesfurcht ruhig, freudig und gottergeben zu erhalten in dem großen ernsten Augenblick des Übergangs bei hellem und vollem Bewußtsein. Ich bin auch für mich überzeugt: wir müssen glauben, wir müssen wagen, denn die Götter leihen kein Pfand. Mein Vater hatte sich immer gesehnt, immer gehofft, ich möchte sagen in jedem Augenblicke seines Lebens sich vorbereitet auf eine nähere oder lieber auf eine bewußte oder wissende Mittheilung Gottes, die ihm

diesen dunkeln und für ihn so grauenvollen und gefürchteten Schritt erleichtern und heller machen sollte. Er sagte mir noch den Tag, ehe er starb, daß man Erfahrungen hätte, nach welchen dem Menschen noch kurz vor dem Sterben lichte Blicke in jenes Leben zu Theil würden. Er hat darauf gewartet bis an's Ende, und sie sind ihm nach unserer Aller Überzeugung nicht geworden. Er blieb aber im tiefen Grunde der Seele vollkommen ruhig, freundlich und gottergeben und fühlte das Losreißen des Lebens, das ihm sehr schwer und sauer wurde und über sechs Stunden währte, von Stufe zu Stufe, sagte uns, wie weit es sei, schon einige Minuten bevor wir es an seinem Körper wahrnehmen konnten, und rief zuletzt: „nun ist es aus", wendete seine Augen, die er schon mehrere Minuten groß offen immer nach dem Himmel gerichtet hatte, noch einmal nach der Seite hin, wo meine Mutter stand, schloß sie und war todt. Es läßt sich hiervon wenig mittheilen, am wenigsten schriftlich. Er ist aber gewißlich wie ein großer Mensch und Mann gestorben und ich möchte es jedem Menschen, der ernstlich über sich und seinen Zustand nachdenkt, gönnen, an diesem Sterbebette gewesen zu sein. Schwer ist dieser Schritt, aber größer, wie man begreifen kann, ist es, ihn in dieser Weise zu thun."

Barthold Niebuhr, der Claudius schon in den neunziger Jahren als junger Mensch gesehen hatte, ein Mann, der in seiner Lebensüberzeugung eher Ja-

cobi nahe stand als dem Boten, aber in seiner Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit Organe zu dessen Würdigung besaß, Niebuhr antwortet seinem Freunde Perthes auf die Todesnachricht: „Wenig wie ich Ihren seligen Schwiegervater gekannt, lasse ich nicht vielen den Anspruch einer zärtlicheren Liebe für seine Werke, die er selbst waren, zu. Er war einer der Allerersten, dem Werth nach, unter jener Klasse der Innigen, still und tief Glühenden und Schauenden, welche der Generation angehörten, die der unsrigen vorherging. Sie wird nicht ersetzt werden, und stirbt allmählich ganz aus. Unser Beruf ist ein stürmischerer, und das Zeitalter der Dichter ist für uns vorüber. Es scheint als ob die Vorsehung im Deutschen heftigere Leidenschaftlichkeit entwickeln will, und eben dadurch größere Kraft; daraus aber entstehen auch bittere und heftige Gefühle und friedliche sind uns schwerlich mehr beschieden.“ Auch dichterische Nachrufe fielen wie Blumen auf das Grab des entschlafenen Genossen. Von mir unbekannter Hand sind die Worte:

„Hier, o Wanderer, hat ein Bote, wie wenige waren,
Und wie keiner mehr ist, fröhlich beschlossen den Lauf.
Lieblich und wundersam war, was er meldete; aber vor Allem
Hat er verkündigt des Heils Boten und Geber zugleich.
Hast Du vernommen sein Lied? Es wird dich immer umtönen.
Aber vernahmst du es nie, Fremdling, so höre das Wort:

Schau ins dämmernde Thal. Der Mond ist erblaßt, und die Sonne
Naht, und im Wechselgespräch lachen die Tauben im Nest.
Also sein Lied. Denn des Frühlings Duft und die Fülle des Herbstes
War mit des Sommers Glut Eines in seinem Gemüth.
Und mit dem Ernste der Scherz und mit dem Hohen das Tiefe,
Wie mit der werdenden Nacht Glanz der Gestirne sich mischt. —
Abendblume, du schläfst. Wann wirst du wieder erwachen?
Morgen, im ewigen Licht, öffn' ich von Neuem den Kelch."

Eine andere nachrufende Stimme ist die seines alten Dichtergenossen und Freundes, des Grafen Fr. L. Stolberg. Er feiert in schönen Worten das „Andenken des Wandsbecker Boten:"

„Der Bote ging in schlichtem Gewand,
Mit geschältem Stab in der biedern Hand,
Ging forschend wol auf und forschend wol ab,
Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab,
Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die Andern auch fromm zu seyn,
Und sahn sie sein redliches ernstes Gesicht,
So zürnten auch selbst die Thoren ihm nicht.

Doch wußten nur Wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab,
Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab.
Nun ruhet er selbst in der kühligen Gruft,
Bis die Stimme des hehren Erweckers ihn ruft;
O, gönnet ihm Ruh' in dem heiligen Schrein,
Und sammelt die Ernten des Säemanns ein!
Er sä'te das Wort und sein Leben war Frucht,
Er führte lächelnd zu heiliger Zucht;
O, spendet ihm Blumen auf's einsame Grab
Und schauet getrost in die Ruhstätt' hinab!
Und begrüßet mit Wünschen sein trauliches Weib,
Die zartere Seel' in dem zarteren Leib;
Die mit ihm in heiliger Liebe gepaart,
In Thränen der großen Vereinigung harrt."

Diese seine Rebekka, starb am 26. Juli 1832, in einem Jahre mit ihren alten Freundinnen Katharina Stolberg und Ernestine Voß. Ihr Grab liegt neben dem ihres Gatten, das darauf errichtete Kreuz trägt den Spruch aus Joh. 11, 25: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe." Beide Gräber umschließt eine Einfassung, die ganz neuerdings von den dankbaren Wandsbeckern erneuert wurde. — Von Claudius' Kindern leben gegenwärtig nur noch drei.*) Aber der

*) Nunmehr nur noch zwei; s. das Vorwort.

Geist des Vaters ruht wie ein Segen auf Kindern und Kindeskindern. In ihm schauen sie im Rückblick auch ihren geistigen Vater. Wie viele lebendige Wirkungen sind schon als stille Sendboten von diesem Hause ins weitere Leben übergegangen! Wer sich diese Wirkungen wie eine geistige Genealogie anschaulich macht, der bekommt die tiefste Achtung vor der Macht des Familiengeistes und der Bedeutung einer Persönlichkeit, die sich darin abdruckt. Auch hier heißt es:*)

„Wohlthaten still und rein gegeben,
Sind Todte, die im Grabe leben;
Sind Blumen, die im Sturm bestehn:
Sind Sternlein, die nicht untergehn.“

An seinem hundertjährigen Geburtstag, am 25. Aug. 1840, ward ihm im Wandsbecker Gehölz, seinem Lieblingsspaziergang, ein einfacher granitener Denkstein mit Stab, Hut und Tasche als Symbolen seines Botenberufs gesetzt. Sein ältester Enkel und Pathe, Matthias Perthes, sprach dabei Worte der Einweihung im Geist und Sinn seines unvergeßlichen Großvaters.

*) Werke VII, 61.

VI.

Rückschau.

„Ich will nicht loben und nicht klagen;
Ich wollt' es bloß an deinem Grabe sagen,
Weil es die reine Wahrheit ist.“ —
Werke IV, 56.

So ist die Persönlichkeit des Wandsbecker Boten aus dem irdischen Leben geschieden, das Vermächtniß seiner Schriften, die so ganz von seinem persönlichen Sein beseelt und erfüllt sind, ist uns geblieben. Und seine Schriften stehen nicht blos in der historischen Rüstkammer, bestaubt und abgelebt mit so vielen der Werke, mit denen sie einstmals jung waren, sondern gerade seitdem ihr Urheber die Augen geschlossen hat, haben sie eine neue, zweite und blühendere Jugend angetreten. Claudius hatte richtig geahnt, daß ein andrer Geist aus den Wehen der Zeit hervorbrechen werde, der Geist, für den er gelebt, gekämpft, gebetet hatte, und es war ein Lohn von Oben für den einsamen treuen Streiter, daß er diese Ahnung mit aus diesem Leben nehmen durfte.

Und war es anders möglich, als daß dieser neue Geist auch die Worte der Wandsbecker Boten dankbar auf seine Flügel nehmen, sie emportragen werde in der Achtung der Sinnigen und sie verbreiten helfe in Hütten und Palästen? So ist es geschehen. Allerdings sind das immer nur beschränkte, aber doch gegen früher so viel weitere Kreise. Denn seiner ganzen Natur nach setzt das Wohlgefallen an Claudius einen dem Hauptinhalt seiner Schriften geöffneten Geist voraus, aber auch innerhalb der christlichen Lebenskreise wird sich wieder eine kleinere Gemeine aussondern, die für seine Art und Kunst, für die Form seiner geistreichen Popularität Sinn und Geschmack hat. Mit Recht hat man gesagt, es gehöre ein Grad von Bildung dazu, um nur seinen Scherz zu verstehen. Wo er aber im Familienleben einmal Platz gegriffen hat, da wird er leicht zum Liebling und wird wie ein alter guter Hausfreund weiter vererbt. In sieben rechtmäßigen Auflagen sind die Schriften erschienen, eine Anzahl von Nachdrücken hat sich der weiteren Verbreitung freundlich angenommen (Claudius hatte schon bei Lebzeiten mit ihnen zu schaffen), leicht mögen im Ganzen zwanzigtausend Exemplare in Umlauf gekommen sein, — in fremde Sprachen sind sie übersetzt worden, und während Dichter wie Wieland fast verschollen, ja Herder und Klopstock wenig mehr gelesen sind, blüht und grünt das Andenken des unscheinbaren Mannes von Wandsbeck noch fort und fort in so manchen Kreisen

und Herzen. Besonders in Holland, am Niederrhein, in Schwaben, in der Schweiz, in Holstein, in den norddeutschen Hansestädten hat er noch eine Stätte treuer Anhänger.

Und sehen wir in diesem Vergleich mit andern Dichtern seiner Zeit eine Art Weltgericht, (wie es die Zeit und Geschichte nach des Dichters Wort ja übernehmen), das die Spreu vom Weizen sondert und zu den Akten legt, was nur in den geistigen Prozeß der Zeit verwickelt war*), so wiederholt sich diese Erfahrung innerhalb seiner eigenen Schriften. Seine Zeit, die im ganzen so wenig Sinn hatte für den goldnen Faden, der sich durch all dies kleine und anmuthige Gewirr von Versen und Prosa von Anbeginn hindurchschlang, erhob, wie wir gesehen, besonders die drei ersten Theile mit ihrem vorklingenden Humor, ihren Scherzen und den naturwüchsigen Liedern, während sie dem Inhalt der folgenden gleichgültig oder spöttisch den Rücken drehte; — unsre Zeit, soweit sie theilnimmt, hat das Verhältniß gerade umgekehrt und sich mit entschiedener, oft ausschließender Vorliebe den späteren Bänden und den verwandten Stücken in den ersten zugeneigt. Sie sucht das ewige Theil heraus und erhebt die bunten und ergötzlichen Arabesken der Einkleidung nicht über ihren

*) Hierbei denke ich an Wieland und hundert andere Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts; zunächst nicht an die beiden andern oben genannten Dichter, deren Verschwinden aus der Lectüre der Gebildeten wol noch andre Ursachen hat.

wirklichen Werth. Es ist auch hier das alte Lebensgesetz: gerade die am tiefsten in die ewige Wahrheit eingetauchten Geister kommen erst nach ihrem Erdenleben zu ihrer eigentlichsten Anerkennung und Bedeutung. Auch hierin tragen sie das Kreuzes- und das Siegeszeichen ihres Meisters: das Weizenkorn muß sterben, ehe es sein zweites, sein wahres Leben anheben kann.

Diese Nachachtung des Boten ist immerhin eine Probe auf die Bedeutung des Besten und Edelsten in ihm. Aber die wirksamste Probe freilich ist die am eignen Herzen, wenn ein unbefangener und unverstockter Sinn in dem schmalen Rahmen den reichen Inhalt aufzusuchen versteht, den Inhalt eines ganzen Menschenlebens in rührender Treue abgebildet. Nur vom Leben kann wieder Leben geweckt werden.

Erst dann, wenn schon durch diesen Trunk an der Quelle eine Theilnahme für Claudius angefrischt ist, kann auch die Kenntniß seiner Lebensgeschichte ihren rechten Dienst thun — nämlich zum Kommentar werden für den Einblick in die Entwicklung seines inneren Lebens und seiner Lehre. Eine Auslegung von dem ist sie dann, was in sich zusammenliegt. Denn alle Poesie und Prosa, Phantasie und Witz, Humor und Ernst, Glauben und Wissen, Mystik und Verstandeshelle, wie alle äußere Lebensführungen schmelzen zuletzt doch wieder zusammen zu einem Bild, zur Persönlichkeit des Mannes. Die Betrachtung kann die einzelnen Seiten sondern, die Liebe und das in-

nerste Verständniß wird sie wieder binden. Indeß statt hier mit einem übersichtlich zusammenfaßten Lebensbild zu schließen, das an Wiederholungen leiden müßte, beschränke ich mich auf einige Hauptpunkte, in denen ich die Mission des Wandsbecker Boten an seine und theilweise (insoweit ähnliche Voraussetzungen gegenwärtig sich wiederholen) auch an unsere Zeit erkenne.

Claudius gehört zu den begnadigten Geistern, die wesentlich bauende Kräfte besitzen und ausüben. Er half zwar schon bei seinem ersten öffentlichen Hervortreten auch zerstören und einreißen, damals vielleicht vorzugsweise, als Sturmläufer gegen Formalismus, Unnatur, französischen und klassischen Götzendienst — aber er war verneinend nicht aus Verneinungslust, sondern nur aus dem tiefen unbewußten Trieb eines lebensfähig Neuen, was er in sich trug — das frische Grün unter dem welken Laub der erstorbenen Zeit — er sträubte sich gegen die modische Gesetzlichkeit in Literatur und Leben, weil es eine falsche war, aus der Ahnung eines höheren Gesetzes, das in seinem Geiste arbeitete. Er war eine bejahende, im Grunde seines Wesens positive Natur. Das neue Gesetz aber, das er in sich trug, war zugleich das uralte der geoffenbarten Wahrheit. So lange es wie versteckt und unbewußt in ihm lag, konnte er in harmloser Verbrüderung mit der jugendlich-kühnen Dichterschaar der Sturmzeit gemeine Sache machen; als aber jene Wahrheit wach in ihm wurde,

da forderte sie den ganzen Menschen, da sprengte sie die Schranken einer Dichteranschauung, der Dichtungsformen, der schöngeistigen Entwicklung und stellte aus ihrem Wesen eine neue Schranke für ihn auf als heilsame Gebundenheit seines inneren Lebens.

Damit hebt die höhere und eigentliche Mission des Boten an. In ihr kommt es nicht auf Zahl und Größe der Werke an, die gerade hier leicht zu „guten Werken" führen könnte, — und der Vorwurf der Thatlosigkeit muß wol verstummen, wenn der Bote wirklich und mit Erfolg an der größten That, an der inneren Beglückung der Brüder mitgearbeitet hat. Hier ist der Gedanke Leben und das Wort ist That: „Glücklich, sagt Hamann*), ist der Autor, welcher sagen darf: Wenn ich schwach bin, so bin ich stark! — aber noch seliger ist der Mensch, dessen Ziel und Laufbahn sich in die Wolke jener Zeugen verliert, — der die Welt nicht werth war."

Er war ein Bote der alten frohen Botschaft und den Verirrungen der Zeit gegenüber ein treuer Beobachter, Wecker, Mahner — das gute deutsche Gewissen. Wie ein Vorhof und Heiligthum zugleich erscheinen uns seine Schriften; auf der kleinen Dorfkapelle, in der die helle reine Glocke seiner Lieder klingt und lockt zum freien Gottesdienst, erhebt sich weithin sichtbar das Kreuz.

So ging er als Bote der vergessenen und verach-

*) Vorr. z. den Kreuzz. des Philol. Die Schriftstellen stehen 2 Kor. 12, 10. Hebr. 11, 38 u. 12, 1. —

teten Wahrheit unter die einseitigen Anbeter der schönen Literatur; aber nicht minder hielt er der legalen Orthodoxie die Lehre und das Beispiel persönlicher Frömmigkeit, die da Liebe und Freiheit wirkt, als einen Spiegel vor; als Bote trug er das Wort vom Kreuz in das Lager der neumodischen Theologie und suchte unter der blendenden Zeitaufklärung die muthlosen und verschämten Armen im Geist auf. Aber auch an den weltscheuen Pietismus enthielt sein Leben eine aufmunternde Botschaft, und endlich war er ein Friedensbote in den Hader der Kirchen und Konfessionen.

Zu Grunde lag aber immer der Mensch selbst und seine innere Noth, und wo er bei diesem Nothstand statt dem Gefühl der Ohnmacht dem sicheren Hochmuth im Herzen begegnete, da war sein Mitleid nur desto größer.

Denn er wußte, daß die Demuth der „Grundstein alles Guten ist, daß Gott auf keinen andern baut.“

Diesen allgemeinen Stand betont er vor den besonderen Ständen und Richtungen, die ich eben genannt habe; — alle diese sind ihm erst das zweite, sekundäre, die erste große Hauptangelegenheit und einzige Lebensfrage des Menschen bleibt ihm das Suchen der Wahrheit. „Die läßt sich mit Gewalt nichts nehmen, und dringet sich Niemand auf; sie theilt sich aber mit, mehr oder weniger, wenn sie

mit Demuth und Selbstverleugnung gesucht wird, „mit Furcht und Zittern" sagt der Apostel!*)

Da diese Aufgabe zu allen Zeiten und für alle Menschen dieselbe bleibt, so können wir hierin von ihm als von einem Manne, „der die Sache versucht hatte"**), noch immer lernen. Aber gerade jetzt, wo dies Eine was noth thut, hier und da wieder verdunkelt zu werden droht durch das drückende und nicht selten erdrückende Übergewicht jener besonderen Stände, da kann er dem, der auf ihn hören will, die ewig bindende Gemeinschaft der Wahrheit und Liebe ins Gewissen rufen.

Möge er diese innere Mission an vielen Herzen erfüllen, und sein Andenken auch in unsrer und der Folgezeit wach und gesegnet bleiben!

*) Vorrede zu Theil VIII, S. VI. Die Schriftstelle aus Phil. 2, 12.

**) Werke VII, 64.

Beilagen.

Digitized by Google

I. Claudius' selbständig erschienene Druckschriften.

1. Ob und in weit Gott den Tod der Menschen bestimme, bei der Gruft seines geliebtesten Bruders Herrn Josias Claudius, der Gottesgelahrtheit rühmlichst beflissenen, welcher zu Jena den 19. des Wintermonats 1760 selig verschied, von M. Claudius, der deutschen Gesellschaft zu Jena ordentlichem Mitgliede. Jena. Gedruckt bei Georg Marggraf.

2. An unsere Schwester bei ihrer Verbindung mit dem Herrn Pastor Müller, im November 1762. Lübeck, gedruckt bei Joh. Daniel Aug. Fuchs. — [Von den drei Festgedichten ist das erste M. C. unterzeichnet, das zweite P. C. (Peter Claudius), das dritte C. D. C. (Christian Detlev Cl.)]

3. Tändeleyen und Erzählungen, Jena bei Johann Adam Melchiors sel. Wittwe 1763. 64 S. kl. 8.

Rec. Briefe die neueste Literat. betr. 1765. XXII Thl. S. 178—183. Bibl. der schön. Wissensch. Bd. X., St. 2, S. 329—335.

4. Eine Disputation zwischen den Herren W. u. X. und einem Fremden über Hrn. Pastor Alberti „Anlei-

tung zum Gespräch über die Religion" und über Hrn. Pastor Göze „Text am 5. Sonntage nach Epiphanias," unter Vorsitz des Hrn. Lars Hochedeln. Dem hochlöblichen Collegio der Herren Sechziger zugeeignet. Mit einem sauberen Kupfer 1772, im Hornung (1 Bogen in 4°.).

5. Wandsbeck. Eine Art von Romanze, von Asmus pro tempore Bothe daselbst. Mit einer Zuschrift an den Kaiser von Japan, 1773. (Auch im Götting. Musenalmanach auf 1775, S. 168.)

6. Asmus omnia sua Secum portans, oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen, erster und zweyter Theil. Hamburg, gedruckt bei Bode 1775. XVI u. 232 S. 8. (Zweite Aufl. 1790*.)

Rec. Götting. Anzeigen v. Gelehrt. Sachen 1776. I Bd., 44 u. 45 St., S. 378—79. Allg. Deutsch. Bibl. 30 Bd., S. 241—243.

7. Twist's Reise nach Spanien und Portugal übers. (mit vielen Anmerkungen v. Ebeling.) Leipzig 1776.

8. Geschichte des Ägyptischen Königs Sethos, aus

*) Doch erwähnt Cl. selbst in einem Briefe an Merck (Br. II. 161) schon im Okt. 1778 eines neuen Abdrucks der ersten Theile. Vermuthlich ist derselbe nicht als neue Auflage bezeichnet. — Im J. 1780 gab Niemeyer in Halle ohne Claudius' Vorwissen aus den drei ersten Theilen eine Auswahl der Gedichte heraus, s. t. „Lieder für das Volk und andre Gedichte v. M. Cl. gen. Asmus. Halle 1780, 8°". Der Ertrag der Sammlung sollte dem Boten zu gute kommen; er war aber ärgerlich über das Unternehmen und lehnte das Geld ab.

dem Franz. übersetzt von M. Claudius. 2 Thle. Breslau 1777—78. 8o. Neue (Titel) Ausgabe. Leipz. 1794.

Rec. Allg. Deutsch. Bibl. 36. Bd. S. 170. Leipz. Allg. Bücherverz. 1777. S. 625. 1778, S. 463.

9. Asmus omnia sua Secum portans cet, Dritter Theil. (Hamburg 1778. 8.) (Zweite Aufl. 1798.)

Rec. Allg. Deutsche Bibl. 39, Bd. S. 158—159.

10. Ein Lied nach dem Frieden 1779. Bei Nicol. Conr. Wörmer. (am Schlusse: Wandsbeck, im Juni. Asmus.) 1/4 Bogen.

11. Die Reisen des Cyrus; eine moralische Geschichte, nebst einer Abhandlung über die Mythologie u. alte Theologie, von dem Ritter von Ramsay, Doctor der Universität von Oxford. Aus dem Französischen übersetzt v. Matthias Claudius, mit einer Vorrede des Asmus. Breßlau bei G. Löwe. 8. 1780.

Rec. Jen. Gel. Ztg. 1780. 57 St. S. 457. Hall. Gel. Ztg. 1780, 60 St. S. 476. Goth. Gel. Ztg. 1781, 50 St. S. 412—414. Allg. Deutsch. Bibl. 46 Bd. 1 St. S. 186.

12. Ein Lied vom Reiffen d. d. den 7. Dec. 1780. Sirach C. 43, V. 21. bei Nicol. Conr. Wörmer.

13. Irrthümer und Wahrheit oder Rückweiß für die Menschen auf das allgemeine Principium aller Erkenntniß. Von einem unbekannten Philosophen. Aus dem Französischen übersetzt von Matthias Claudius. Verlegt bei Gottlieb Löwe in Breßlau 1782. Gr. 8°.

Rec. Allg. Deutsch. Bibl. 1783. 53 Bd. S. 143—

148. Goth. Gel. Ztg. 1782. St. 65. S. 535. Leipz. Gel. Ztg. 1782. St. 74. S. 595.

14. Asmus cet. Vierter Theil. Breßlau 1783. 8.

15. Weynacht-Cantilene von Matthias Claudius. In Musik gesetzt von J. Fr. Reichardt 1784. Copenhagen gedruckt bei Joh. Rud. Thiele. 8 S. gr. 8°. Auch Berlin 1786. gr. Fol.

16. Zwei Recensionen in Sachen der Herren Lessing, M. Mendelssohn u. Jacobi. In Commission bei C. E. Bohn in Hamburg 1786. 19 S.

17. Asmus cet. Fünfter Theil. Wandsbeck u. Hamburg 1790. 8.

18. Auch ein Beitrag über die neue Politik, herausgegeben von Asmus. Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gersten-Brod und zween Fische, aber was ist das unter so viele? O. O. u. J. (aber 1794) 74 S.

19. Anhang zum fünften Theil der sämmtlichen Werke des Wandsbecker Boten. Sonst: Von und mit dem ungenannten Verfasser der „Bemerkungen" über des H. O. C. R. u. G. S. Callisen Versuch den Werth der Aufklärung unserer Zeit betreffend. Hamburg, in Commission bei Friedr. Perthes. (1795.) 112 S. kl. 8.

20. An Frau Rebecca; bey der silbernen Hochzeit, den 15. März 1797.

21. Ankündigung des sechsten Theils der Werke d. d. 24. Juny 1797. (Als besonderes Blatt.)

22. Urians Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen andern Kleinigkeiten. Von dem Wandsbecker Bothen. Hamburg 1797. Bei Friedrich Perthes

u. Comp. 24 S. Auch komponirt, Berlin Im Verlage der Rellstabschen Musikhandlung. (O. J.) Fol.

23. Asmus cet. Sechster Theil. Wandsbeck und Hamburg 1798. (Rec. im „Genius der Zeit" v. 1798, S. 112—144. v. A. Hennings.

24. Nachricht von der Neuen Aufklärung. Zweite Pause, die Philosophie betreffend. Hamburg bei Friedrich Perthes. Gleichzeitig in der Hamburger Neuen Zeitung mit dem Zusatz: Ist bei Fr. Perthes zu 4 ß zu haben, für Philosophen gratis. 1799.

25. An meinen Sohn H ... Hamburg bei Fr. Perthes. 1799. 16 S. kl. 8. mit dem Spruchmotto aus der Apostelgesch. 3, 6: „Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich dir."

26. Anzeige von Fenelon's Werken religiösen Inhalts. Aus dem Franz. übersetzt d. d. Wandsbeck 24. Juni 1800 1 Bd. (auf einem Quartblatt besonders gedruckt.)

27. Fenelon's Werke religiösen Inhalts, aus dem Franz. übersetzt von M. Claudius. 1 Thl. Hamburg bei Fr. Perthes 1800. gr. 8. 2 Thl. 1809. 3 Thl. 1811. Neue Ausg. 1823.

28. (Cantate). Wandsbeck, den 30. Nov. 1800. 1/4 Bog. gr. 8°.

29. Hochzeitslied für die Gräfin Agnes Stolberg. May 27. 1802.

30. Ankündigung des siebenten Theils der Werke d. d. Wandsb. 30. Sept. 1802. (besondres Blatt in 8°.)

31. Asmus cet. Siebenter Theil. Wandsbeck u. Hamburg 1803. 8.

Rec. im Hamb. Correspond. Aug. 1803.

32. Einfältiger Hausvater-Bericht über die Christliche Religion an seine Kinder. Nach der heiligen Schrift. (Aus dem siebenten Thl.) Hamburg bei Fr. Perthes. 1804. 66 S. kl. 8.

33. An den Naber mith Radt: „Sendschreiben an Sr. Hochgräfl. Excellenz den Herrn Grafen Friedrich v. Reventlau". Van enen Holstener. „Unde He was achter up deme Schepe un sleep up eynem Küssen." Marc. 4. — 1805. 22 S. gr. 8⁰. Uebers. „An den Nachbar mit Rath u. s. w." von „einem Freunde alter deutscher Art." 1805. 16 S. (Beides bei Fr. Perthes.)

34. Schreiben eines Dänen an seinen Freund. Altona, den 17. Aug. 1807. Mit dem Motto: Il n'y a que les grands coeurs qui sachent combien il y a de gloire à être bon. (Fenelon.) 16 S. 8.

35. Das heilige Abendmahl. Hamburg, bei Fr. Perthes 1809. 37 S.

36. Lied zu singen, als in der Gesellschaft an des Königs Gebuhrtstag für die Armen gesammelt werden sollte. Wandsbeck, den 28. Januar 1809.

37. Zugabe zu den Sämmtlichen Werken des Wandsbecker Bothen oder achter Theil. Wandsbeck und Hamburg 1812. 8.

Rec. Heidelberger Jahrbb. 1813, N. 31. S. 481—495.

38. Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1834. Lübeck 1814. In Commission bei M. Michelsen.

39. Lied bei der Rückkehr der Hanseaten in Hamburg, d. d. 30. Juni 1814.

Asmus cet. erschien in 3. Aufl. in 4 Bänden 8. 1819.
" " " " 4. " " " " " 1831.
" " " " 5. " " " " " 1838.
" " " " 6. " " " " " 1842.
" " " " 7. " " 8 Heften 12. 1844.

Kompositionen zu Claudius' Liedern befinden sich in des Kapellmeister Schulz „Liedern im Volkston beim Klavier zu singen" 3 Thle. Berlin 1785—90. (Die Sammlung enthält 17 Claudius'sche Lieder;) und in des Kapellmeisters Reichardt „Oden und Lieder von Klopstock, Stolberg, Claudius und Hölty mit Melodieen, beim Clavier zu singen", Berlin 1779. (enthält 13 Lieder von Cl.) Desselben „Frohe Lieder für deutsche Männer" enthalten noch das Rheinweinlied und Täglich zu singen. Über die André'sche des Rheinweinliedes s. unt.

Eine vollständige Übersetzung der damals vorhandenen Werke ins Holländische erschien in 2 Theilen zu Amsterdam 1791; Ferner Matth. Claudius, de Wandsb. Bode. (Prosa). Uit het Hoogduitsch vertaald door I. C. van Deventer (in de Bibliothek van Buitent. Klassieken), Haarlem. 1855. — — Dr. D. H. Wildschut: M. Claudius en de Wandsb. Bode, Amst. 1839, 1843. (theilweise früher in der Amst. Maandschr.

Digitized by Google

voor Christenen); — Gedachten van M. Cl. verzameld uit zyne werken door I. Immerzeel, Amst. 1836); einzelne Stücke Utrecht 1799. (Claudins. In vertaalde Fragmenten uit de Wandsbecker Bode.) — Außerdem ist „Goliath und David" übers. in (Tollens) Romansen, Balladen en Legenden. Te's Gravenhage 1828. u. S. 99—101. Liedjes van M. Cl., door Tollens, te Leeuwarden. by G. T. N. Suringar. Einige Stücke finden sich auch neu übertragen in der Übersetzung dieses Buchs: Het Leven van M. Claudius den Wandsbecker Bode. Naar het Hoogduitsch van W. Herbst. Met eene Voorrede van Dr. I. I. van Oosterzee. Met Platen. Utrecht 1858. Ernst und Kurzweil übers. in R. Frith: Brieven over verscheidene onderwerpen, II Thl.

Einzelne Gedichte sind ins Englische übertragen von *Beresford* in: Translations of German poets, Berlin 1801—3. Vol. I. S. 90. Phidile. Vol. II. S. 68. Rheinweinlied in: Specimens of the German lyric poets (by *Beresford & Mellish*) London 1822, S. 23—24 Life of Cl. S. 24—27. Phidile u. Rheinweinlied von *Maurer* in: Collection of select pieces of poetry cet. Darmstadt 1840. S. 135. Claudius, the Rhenish wine. A song. (S. 140 die Melodie dazu); in: poetry of Germany. By Alfr. Baskerville 1854. (enthält von Cl. das Abendlied, den Esel und das Rheinweinlied.) Auch finden sich zahlreiche poetische, einige prosaische Stücke neu übertragen in: Claudius, or the Messenger of Wandsbeck and his message. (mit dem Motto: „ask for the old paths,

where is the good way, and walk therein.“) London 1859 — was das Biographische anlangt, ein Auszug aus diesem Buche.

Sogar eine lateinische Übersetzung hat ein Gedicht — Der Tod und das Mädchen — erfahren in „Selecta carmina German. latinitate vestit. ed Henr. Stadelmann. Aug. Vind. 1856, S. 14.

Nachdrücke: Carlsruhe 1784—99. 6 Bde. Cannstadt 1834. 4 Bde. 8. Wien 1844. 4 Bde. 12. u. a. Ein früherer soll in Holland, später ein solcher noch in Reutlingen erschienen sein.

II. Gedruckte Quellen und Hülfsmittel zu Claudius' Lebens- und Bildungsgeschichte.*)

A. Allgemeine.

Meusel Gelehrtes Deutschland I, 598 flg. (5. Ausg. v. 1796.) IX, 198. XIII, 233 u. XVII. — Strieder Hessische Gelehrtengesch. II, 214 flgg. (1782), IV, 532. N. allg. deutsche Bibl. XXXIII, 313. — Kordes Lexikon der jetzt lebenden Schleswig-Holst. u. Eutinschen Schriftst. 59—61. — Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, I, 309 flgg. V, 825. VI, 596. — Lübker-Schröder's Lex. der Schleswig-Holst. Schriftst. 1829. I, 103—105, mit Schrö-

*) Vollständigkeit und Autopsie in allen Fällen war hier nicht zu erreichen.

der's Nachträgen dazu 781—82. — Ersch u. Gruber's Encykl. I. Sect. 17. Thl. S. 416 flg. (der Art. ist von Rese.) Almanach der Belletristen f. 1782; 27—29. Schleswig-Holst. Volksbuch 1850 S. 20 u. 21. — Raßmann's literar. Handwörterbuch 1826, S. 159. O. L. B. Wolff's Encyklop. II, 29—40. Niedersachsen I, 109. — H. Schröder, Lexikon der Hamburg. Schriftst. I, 534—39. — Herzog's Theolog. Encyklop. 1854. II, 712—14. (von Hagenbach) Allg. Realencyklop. od. Conv. Lex. für das kathol. Deutschl. 1846, II, 1076 flg. — Augsb. Allg. Zeitung v. 14. Febr. 1815, N. 19, Beilage. Hamburger Correspond. 1815, N. 19, Altonaer Merkur 1815, N. 13, S. 227. Evang. Gemeindeblatt aus und für Rheinland und Westphal. 1857. N. 4. Der Freimüthige 1816 N. 14, S. 43—45. Allg. Anzeiger der Deutschen 74 Bd. 1827. N. 267. — Monatsschrift von Nitzsch und Sack 1843, 3. Heft. S. 160—68. — Schattenrisse der Deutschen 1783, I, 36—39. — (Küttner) Charakt. Deutscher Dichter u. Prosaisten. S. 535—537. — Niemeyer Vorrede zu „Lieder für das Volk u. andere Gedichte v. M. Cl. gen Asmus.“ 1780. — Vetterlein Handbuch der poet. Lit. der Deutschen S. 504 flg. — Desselb. Chrestomathie deutscher Ged. III, 318 flg. — Eschenburg Beispielsammlung zur Theorie u. Lit. der schön. Wiss. V, 118. — J. G. Eichhorn, Gesch. der Lit. 1808, IV, 2, S. 921. — Poelitz Prakt. Handbuch zur Lektüre der deutsch. Klassiker, I, 381. — F. Horn Poesie u. Beredsamkeit der Deutsch. III, 279—282. — Giesecke's

Handbuch für Dichter und Literatoren I, 356—60. — *Villers* Considérations sur l'état actuel de la lit. allem. im Spectateur du Nord, Oktob. 1799. — Gervinus Gesch. der deutsch. Dichtung (4. Aufl.) V, 35 flgg. — Gelzer, die neuere deutsche National-Lit. (3. Aufl.) I, 269—294. — Hillebrand Deutsche National-Lit. I, 378 flgg. — Vilmar Gesch. der deutsch. Nat.-Lit. (5. Aufl.) II, 308. — Koberstein Literaturgesch. (4. Ausg.) S. 1504 flg. — Schlosser Gesch. des 18. Jahrh. (3. Aufl.) IV, 172 flg. — Zimmermann Gesch. der deutsch. Nat.-Lit. 1846, S. 316 flgg. — B. Auerbach Schrift u. Volk. S. 260. — A. Ruge Schrift. I, 73 flgg. — Scholl Die letzten hundert J. der vaterl. Lit. 1850, I, 136 flgg. — Rinne, Innere Gesch. der Entwicklung der deutsch. Nat.-Lit. 1843, II, 301. — Brühl Gesch. der deutsch. Lit. 1852, S. 210. — Koch Gesch. des Kirchenliebs 1853. III, 204 flgg. — Th. Milde Ueber das Leben deutscher Dichter 1834. I, 17—20. — Ficker Krit. Gesch. des Rationalismus in Deutschl. 1847, S. 231 flg. — K. Gödecke Elf Bücher deutscher Dichtung 1849, I, 728 flg. — Duller Die Männer des Volks 1849, N. 21. — Psyche. Aus Franz Horns Nachlasse. 1841. I, 127. II, 191. — Hagenbach Vorlesungen üb. Wesen u. Gesch. der Reformation 1843 (die 2. Aufl. ist mir nicht zur Hand), VI, 190—96. — Götzinger: Die deutsche Literatur I Thl. 1844), 554—557. — Guericke Handb. der Kirchengesch. (7. Aufl.) III, 531. — Hase Kirchengesch.

(7. Aufl.) 574. — C. W. Krummacher Expectorationen üb. das Studium der Theol. 1846. S. 44—46 u. 196. — L. Kunze Ueber M. Claudius 1854 (Eine Rede), besonders abgedruckt aus dem Weimarischen Kirchen- und Schulblatt; 35 S. 16. — H. Kurz, Gesch. der deutsch. Lit. II. Abth. 19 u. 20 Lief. S. 59—61. — Ph. Nathusius' Aufsatz „Matthias Claudius" als Programm zu einer beabsichtigten Biographie, d. d. 21 Jan. 1845 (in mehreren Zeitungen, z. B. der Magdeburger). K. Gödeke Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen (1862) II. 693. flg. (das Material unsers Buchs ist noch nicht benutzt; es ist nur im Nachtrag (S. 1171) der Titel aufgeführt. — In Fr. Lübker's Lebensbildern aus dem letztverflossenen Jahrh. deutsch. Wissenschaft u. Literat. Hamburg 1862 ist der Abschnitt über Claudius (S. 113—173) ein Auszug aus dieser Schrift. Von Recensionen der 2. Aufl. meiner Schrift, die einige Gesichtspunkte zu Claudius' Beurtheilung ergeben, nenne ich die anonyme in Hengstenberg's Evang. Kirchenzeitung 1857. N. 79 u. 83—85. und von Julian Schmidt in den Grenzboten 1859, I, 329—347. — Etwaige Gegenbemerkungen gehören nicht hierher.

B. Zu den einzelnen Büchern (soweit die Quellen noch nicht unter dem Text angegeben sind.)

Zum ersten Buch.

Kap. I. — Ueber Claudius' Familienursprung und Vorfahren handeln, außer handschriftlichen Quellen: Car-

stens und Falk Staatsbürgerliches Magazin 1822, Bd. 2, Heft 1, S. 235 (hiernach wird als Claus Paulsens Sterbejahr irrthümlich 1586 angegeben). — Jensen Versuch einer kirchl. Statistik des Herzogthums Schleßwig 1840, S. 95, 473 u. 1568. Biernatzky im Volksbuch für die Herzogthümer Schleßwig-Holstein und Lauenburg 1850. S. 20 und 21. — Ueber des älteren Matthias Cl. Versetzung von Norburg nach Reinfeld, s. P. H(ansen) Nachrichten von den Holstein-Plön'schen Landen S. 183. Plön 1759, 4. — Ueber die Plöner Schule: M. Heinrich Scholz (Rektor der Schule): Das christliche Wagerland in Reden und Gesprächen öffentlich dargestellt. Hamburg und Leipzig 1737. — Hansen Nachrichten u. s. w. S. 30, 40—45. — A. Fr. Büsching Kurzgefaßte Staat.beschreibung der Herzogthümer Schleßwig und Holstein. Hamburg, 1750, S. 70. — Trede, (Rektor) Mittheilung aus der Geschichte der Plöner Gelehrtenschule, I. Hälfte. Plön 1844. (Progr.)

Kap. II. — Ueber die deutsche Gesellschaft: Nachricht v. der teutschen Gesellschaft zu Jena und der itzigen Verfassung derselben, ausgefertigt von C. G. Müller, der Beredtsamkeit und Dichtkunst ord. öff. Lehrer. Jena 1753. — Ueber d. Tändel., vgl. außer den Rec. K. L. v. Knebel lit. Nachlaß, herausgeg. v. Varnhagen u. Mundt II, 109. (Brief v. Boie an Knebel.)

Zu S. 37. Ueber den Aufenthalt Friedrich's des Gr. in Jena vgl. Keil Gesch. des Jen. Studentenlebens 206. — Zu S. 38. Proff. der Theologie zu Jena in den J. 1759—63 waren: J. G. Walch (1728—75), J.

Chr. Köcher, gelehrter Exeget und Katechet (1751—1772), C. G. Müller Prof. seit 1759, F. S. Zickler, a. o. Prof. seit 1758, o. Prof. 1762. — S. über diese statistischen Punkte Rich. u. Rob. Keil Gesch. des Jen. Studentenlebens 1858. bes. S. 135—214. Akademische Chronik von Jena (v. Dr. Mehlis) I. Bdchen. 1800. Biedermann „Die Univ. Jena" 1858 sagt S. 75, für 1743—63 hätten ihn die Lectionskataloge nicht vorgelegen. Die Schrift: G. Frank: Die Jenaische Theologie in ihrer gesch. Entwicklung konnte ich leider nicht benutzen. Zu S. 39. Schlettwein ist geb. zu Weimar 1731; seit 1763 Badischer Kammerrath und Prof. der Polizeiwissenschaft in Karlsruhe, dann nach einem kürzeren Aufenthalt in Basel von 1777—85 Hessen-Darmstädtischer Regierungsrath und erster Prof. an der neugestifteten ökonom. Facultät der Universität Gießen. Er war sehr fruchtbarer, meist staatsrechtlicher, in seiner früheren Zeit auch popular-philosophischer Schriftsteller.

Kap. III. — Ueber das damalige Kopenhagener Leben: (H. P. Sturz) Erinnerungen aus dem Leben des Grafen J. H. Bernstorf. Leipzig, 1777. — H. P. Sturz Schriften I, 330. Klopstock (an Boie). — K. F. Cramer Klopstock Er und über ihn. III. Thl.

Zu S. 65: Schönborn u. seine Zeitgenossen. Von J. R. 1836. Interessant sind aus einer weit späteren Zeit die Bemerkungen des jungen B. G. Niebuhr über ihn, der mit ihm i. J. 1798 in London vielfach zusammentraf. Ich führe nur eine Briefstelle (Lebensnachrichten I, 183) an: „Er ist sehr originell im Ausdruck, kraftvoll, bisweilen fast bis zum Unfeinen, von sehr tie-

ser Philosophie, ausgebreiteter Kenntniß der Alten, besonders ihrer Philosophie u. Mathematik; ein außerordentlich starker Kopf, aber gewiß zu träg und auffahrend gegen Widerspruch." Vgl. S. 182. — Die Stelle aus Perthes' Leben über ihn findet sich I, 138 flgg. — Zu S. 67: Das „Lied einer Bergnymphe" erschien zuerst im Wandsbecker Boten, Jahrg. 1772, N. 12; dann im Götting. Musenalmanach v. 1773, S. 67. Die meisten bekannt gewordenen Gedichte von Schönborn, 6 an der Zahl, hat, aber nicht ohne Aenderungen, Mathisson in seiner Lyr. Anthologie II, 231—256 gesammelt. Doch fehlen etliche, wie z. B. der „Feldgesang vor einer Freiheitsschlacht" im Gött. M. A. 1775, S. 52; mit C. unterzeichnet, u. A. — Zu S. 76: Ueber Cl's. Beziehungen zu Kl's. Ode „der Eislauf" s. das Citat aus C. F. Cramer: Klopstock, in Fragen aus Briefen von Tellow an Elisa bei Götzinger deutsche Dicht. II, 104. vgl. H. Düntzer Klopstock's Oden III, 21.

Kap. IV. — Hamburger Addreß-Comtoir-Nachrichten. Jahrg. 1768 u. 1769, II. u. III. Bd. (in der Hamburger Stadtbibliothek befindlich). — Die Schrift von Röpe: J. M. Göze. Eine Rettung, 1860 war mir nicht zugänglich, doch scheint das etwa neue Material in den betr. kürzlich erschienenen Artikel bei Ersch u. Gruber übergegangen. Danzel u. Guhrauer G. E. Lessing's Leben II. Bd. 1. Thl. — Böttiger Denkschrift auf J. Chr. Bode. Weimar 1796 4. — Fragmente zur Biogr. des G. R. Bode in Weimar. Rom 1795. Ich trage hier nach, daß Bode die Uebersetzung von Cumber-

land's Westindier („ein Lustspiel in 5 Handlungen mit einer Zuschrift an den Wandsb. Bothen") 1772 seinem Freunde gewidmet hat; s. darüber d. „Wandsb. Bot." von 1772, N. 27. — Veit: Joh. Alb. Heinr. Reimarus nach zurückgelegten 50 Jahren seiner medizin. Laufbahn. Ein biogr. Beytrag. Hamb. 1807. Dav. Strauß: Barth. Heinr. Brockes u. H. Sam. Reimarus in der Klein. Schrift. Biogr. literar. u. kunstgesch. Inhalts 1861. S. 1—23. Desselben: H. S. Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes, 1862. Voran eine Biographie, wesentlich nach Büsch, S. 1—12. — Ein Lebensabriß der Margaretha Elisabeth Reimarus findet sich in M. Mendelssohns Ges. Schrift. V, 691 (nach authentischen Mittheilungen des Syndikus K. Sieveking). J. O. Thieß Martin Ehlers v. 1776—1800, eine literarische Skizze. — J. G. Büsch über den Gang meines Geistes und meiner Thätigkeit. — Meier: Basedow's Leben Thl. 1 u. 2. (Die Berührungen mit Cl. sind nicht darin erwähnt.) — Ueber Alberti, namentlich nach der persönlich-geselligen Seite, s. K. Fr. Cramer Klopstock, Er u. über ihn; Thl. V, S. 301—309. — Herder's Lebensbild III. Bd. enthält 2 Briefe von Cl. an H. aus dem J. 1770. — „Aus Herder's Nachlaß" II, 363—439 enthält 53 Briefe von Cl. an Herder und seine Gattin.

Zu S. 83: Das Datum für Cl's. Übersiedlung nach Hamburg ergibt sich aus den Briefen an Schönborn, deren letzter aus Reinfeld vom 18. Mai 1768 datirt ist. Die A. C. N. begannen aber schon 1767, also muß der erste Jahrgang von einem Andern redigirt

worden sein oder Cl. jenen Brief auf einem vorübergehenden Besuch geschrieben haben. Der Name des Redacteurs wird in der Zeitung nicht genannt. Ich habe ein Exemplar der A. C. N. aus der Hamburger Stadtbibliothek durch die Güte des Bibliothekars Petersen benutzen können. — Schönwissenschaftliches findet sich von Cl's. Hand wenig darin, Gedichte gor nicht. Mehrfache Übersetzungsproben aus englischen Romanen sind vielleicht von ihm, doch möglicher Weise auch von Bode. Das Eigenthümlichste sind die oben theilweise mitgetheilten Theateranzeigen. Sonst war die Tendenz des Blattes durchaus praktisch. Zu S. 97: Das Stück findet sich in dem A. C. N. vom 11. Nov. 1769, 189 Stück, 18. Nov. 91 St. Auch abgedruckt in G. F. Lessing's Leben von Danzel-Guhrauer II, 1, 310 folgg. Im 96. St., vom 7. Dez. findet sich eine ähnliche Correspondenz über eine Aufführung von Romeo und Julie. — Zu S. 103: Lessings Brief steht in L's Schriften von Lachmann XII, 504. — Zu S. 108: Der ungedr. Brief an Schönborn ist vom 27. Juli 1770 (als Herder, der in der zweiten Hälfte des Juli Eutin verlassen, mit dem Prinzen durch Hamburg reiste); den Brief an Herder s. in J. G. v. Herders Lebensbild III, 226. — Zu S. 110: Den Brief an Herder s. aus „H's Nachlaß I, 395, N. 25, v. 2. Aug. 1775. — Zu S. 111: Die Belege s. „Aus H's. Nachlaß“ II, 163. d. d. 11. Mai 1776. Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herders von Maria Carolina v. Herder geb. Flachsland I, 133. — Herders Werke. Zur schönen Lit. u. Kunst (Octavausg. v. 1807)

VIII, 509. Briefe an u. von Merck, herausg. v. K. Wagner, S. 35, vgl. auch „Aus H's Nachlaß“ III, 135. —

Kap. V. — Die Zeitung: Der Wandsbecker Bote in V Bdn. Jahrgg. 1771—1775 (bis zum 28. Okt.) ist sehr selten geworden; ein vollständiges Exemplar befindet sich in der Meusebach'schen Sammlung der kgl. Bibliothek zu Berlin und im Besitz der Claudius'schen Familie in Lübeck, die es später der dortigen Stadtbibliothek einverleiben wird. Beide Exemplare habe ich benutzt. Andre vollständige Exemplare sind mir nicht bekannt geworden; ein fragmentarisches, von mir gleichfalls durchgesehenes war im Besitz des jetzt verstorbenen Pastors M. Perthes in Moorburg bei Hamburg. — Ein paar Stücke aus dem W. B., die in Claudius' Werke nicht übergegangen sind, hat H. Düntzer abdrucken lassen im Weimarer Sonntagsblatt N. 16, 1857. — Das Geschichtliche über Wandsbeck s. in: Nachrichten von der Geschichte und Verfassung des adelichen Gutes Wandsbeck in Holstein. Hamburg 1773, u. A. U. Hansen (Pastor in W.) Chronik v. Wandsb. Altona 1834. Desselben Lebensbilder aus Schleßwig-Holstein 1858, S. 229 flg. — Die Stellen über diese Periode des Zusammenlebens von Cl. u. Voß finden sich in den Briefen v. J. H. Voß: I, S. 158, 169, 187, 190, 192, 195, 245, 259, 267, 269, 275, 283, 290, 291, 297—299, 301, 303, 307. — Dann: Voß in Paulus' Sophronizon (in dem Auff. „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“) I. Bd., 3. Heft, S. 58 folgg.

Gegenerklärung v. Claudius' Söhnen im Alton. Merc. 1819, N. 194. — Miller's Leben in den „Zeitgenossen“ Bd. IV, S. 80 flgg. 1818. — Ueber die den Göze-Alberti'schen Streit betreffenden Schriften s. Allgem. deutsche Bibl. Bd. XVII, S. 615—629, u. Danzel-Guhrauer G. E. Lessing's Leben II, 1, 297; s. auch Baggesen oder das Labyrinth. Eine Reise durch Deutschland cet. übers. v. K. F. Cramer 1795, III, 178 flgg. — Die Stellen über Cl. in Hamann's Briefwechsel finden sich in dessen Schriften: IV, 384, 388. V, 10, 78, 86, 112, 118, 132, 158, 161, 177, 193, 199, 210, 236, 238, 252. VI, 83, 184, 229, 253, 281, 350. VII, 202. VIII, 394. — Ueber Cl's Verhältniß zu Haugwitz und seinen Eintritt in den Freimaurerorden vgl. Voß im Sophronizon a. a. O. S. 10 u. 11. — (Otto Graf von Haugwitz) An meine Brüder. Breslau 1779. — Eine Anekdote, die während seines Berliner Aufenthalts zwischen ihm und G. W. Burmann vorgefallen sein soll, s. in Jördens Denkwürdigkeiten der vorzüglichsten deutschen Dichter und Prosaisten. 1812, I, 74. vgl. Jördens Lexik. unt. Burmann I, 273 flg.

Zu S. 114: Den Brief an Herder s. Lebensbild III, 226. — Zu S. 117: Namentlich war es auch seine Aufgabe, die einzelnen Jahrgänge durch poetische Neujahrsgrüße einzuleiten. Nur zwei davon, das bekannte: „Es war erst frühe Dämmerung“ u. s. w. von 1773 und: „Ein Fragment, das nach der Stoa schmeckt“ (Werke I u. II, 67) von 1775 sind in die

Werke übergegangen. Alle nicht wieder gedruckten Stücke hier zu sammeln, erlaubt der Zweck wie der Umfang dieser Schrift nicht. Einzelnes besonders Charakteristische habe ich eingewebt, bei Vielem würde es überhaupt der Mühe nicht lohnen, es aus seinem literarischen Schlafe aufzuwecken Doch theile ich ganz den Wunsch Götzinger's (Deutsche Literaturgesch. 555, Anm.) einer kritisch revidirten und vermehrten Ausgabe des Asmus omnia sua secum portans. — Zu S. 120: Teutscher Merkur 1774, Nov. S. 179. Der Verf. war nicht Wieland, sondern der Vielschreiber Chr. H. Schmid. Claudius' Antwort zuerst im Wandsb. Bot. 1775, N. 24, dann Werke I u. II, 108 flg. — Zu S. 121: Auf Claudius geht ohne Frage eine nicht sehr freundschaftliche Bemerkung Wielands an Merck in Mercks Briefen von K. Wagner II, 67. Ich sah nachträglich, daß schon Koberstein den Irrthum Wagners angemerkt hatte. — Das Wort von Matthisson s. in dessen Erinnerungen I, 322. — Zu S. 123: Die Romanze s. in den Werken I, 37. Auch findet sich ein leichtes „Wandsbecker Liedchen" im W. B. v. 1771, N. 128, das nicht in die Werke übergegangen ist. — Zu S. 125: Über den Zeitpunkt der Verlobung vgl. den Brief N. I. „aus Herders Nachlaß" v. 20. Sept. 1771 u. S. 364. Anm. 3. Die Briefstelle v. Bode v. 17. Sept. — Zu S. 126: Das Stück stand zuerst im Wandsb. Bot. Jahrg. 1771, N. 24; dann Werke I u. II, 106. Auch im Gött. M. A. 1772, S. 33. — Zu S. 129: Schönborn lebte in den JJ. 1771 u. 1772 als Hofmeister bei dem Sohne des älteren Bernstorf

in Hamburg, blieb aber nach dem Tode des Grafen (18. Febr. 1772) dort, bis er im Jahre darauf nach Algier abging. An ihn hat Cl. in dieser Zeit das Gedicht „an S. bei — Begräbniß“ Werke I u. II, 96 (zuerst im W. B. 1772, N. 136) gerichtet. — Der Aufsatz steht im W. B. 1772, N. 50, vom 27. März. Das Stück ist nicht in die Werke übergegangen; nur einzelne Sätze finden sich III, 11. — Zu S. 133: Das Stück „im Junius“ zuerst im W. B. Jahrg. 1772, N. 104, dann Werke I u. II, 26. — Zu S. 135: Die Umtaufe der Zeitung war im Anfang 1773 vorgenommen worden. Darauf bezieht sich der Schluß in dem allbekannten Gedicht „Mein Neujahrslied“, das in der Zeitung endigt: „Und du, Wandsbecker Leyermann, sollst Deutscher Bote heißen“, woraus später, als das Lied aus diesem Zusammenhang heraus in die Werke verpflanzt wurde, ein „Freund und Vetter“ geworden ist. — Zu S. 136: Cl. war dagegen zugleich mit Hamann und Göthe Pathe von Herders Sohn Sigmund August Wolfgang, geb. 18. Aug. 1776. — Zu S. 138: Der erste Beitrag, den Voß zum „Boten“ lieferte, ist die Ode „an einen jungen Britten“, am 15. Dec. 1772. — Cl. hat für Boies Gött. Mus. Alm. seit 1772, also vom dritten Jahrgang seines Bestehens an, Beiträge geliefert. Die Stücke für 1772 (s. S. 21, 33, 77, 205 des Almanachs) und für 1773 (s. S. 70, 80, 121, 128, 164) sind alle aus dem W. B. und außer dem kleinen Lied „der Bettler“ S. 80 in die Werke übergegangen; im Almanach für 1774

finden sich außer 4 den Werken einverleibten Stücken (S. 159, 163, 189, 226) noch 6 wenig bedeutende Epigramme von ihm (S. 80, 82, 108, 130, 134, 228), die ebenfalls im W. B. gestanden. Die 7 Stücke im Jahrg. 1775 (S. 10, 42, 48, 145, 150, 157, 168, 232) sind sämmtlich in die Werke aufgenommen worden. Seit 1776 steuerte er zu Vossens M. Alm. bei. — Zu S. 141: Die „Unschuldswelt" erklärt sich daraus, daß Vossens Freund Brückner, Pfarrer im Mecklenburgischen im Gött. M. A. auf 1775 vier Gedichte mit dem Zusatz „Idyllen aus einer Unschuldswelt" veröffentlicht hatte. — Die Briefe V.'s an seine Braut stehen Briefe I, 269; vgl. noch u. a. I, 283, 298, 301. III, 2, 113. — Zu S. 142: Über den Aufenthalt der Stolberge in Altona s. A. Nicolovius F. Leop. Graf zu Stolberg S. 4: Th. Menge der Graf Fr. Leop. Stolberg u. seine Ztgenossen I, 34. Menge hat eine persönliche Berührung der Stolberge mit Cl. schon in Kopenhagen a. a. O. u. S. 12 zu sicher als Factum hingestellt; es ist u. bleibt nur wahrscheinlich. — Zu S. 146: Alberti's Todesanzeige findet sich mit kurzen Worten der Anerkennung in N. 52 des „Wandsb. Boten" d. d. Hamburg, den 30 März: „Heute Nachmittags starb hier Julius Gustav Alberti, Prediger zu St. Catharinen. Die Stadt hat an ihm einen sehr guten Prediger und das Hamburgische Ministerium einen denkenden Mann verloren, der ihm durch seine Schriften Ehre machte und wegen den großen Talenten seines Verstandes und Herzens sehr beneidenswürdig war. Seine

letzte Schrift ist die vortreffliche u. mit so allgemeinem Beifall aufgenommene Anleitung zum Gespräch über die Religion." Eigen genug ist es, daß später drei Töchter von Alberti katholisch geworden sind. — Zu S. 147: Die das Verhältniß zu Hamann angehenden Briefstellen stehen in Hamann's Schriften V, 10 (vgl. V, 78); „Aus Herders Nachlaß" I, 390; vgl. I, 372. 375. 383. 386. 387. 388. 390. Leicht aufzufinden sind alle Beziehungen Hamanns zu Cl. in dem Register der seitdem erschienenen Biographie Hamanns von Dr. C. H. Gildemeister 1857, s. übrigens ob. S. 583 — Zu S. 148: Über die Beziehungen zu Lavater s. „Aus Herders Nachlaß" I, 399 d. d. 18. Nov. 1775. II, 164. Phys. Fragm. III, 215 u. 216. — Zu S. 149: Über den Zeitpunct seines Rücktritts vom Wandsb. Bot. s. „Aus Herders Nachlaß" I, 397. Voß' Briefe I, 275. — Zu S. 151: Über Haugwitz vgl. das interessante, aber starke Urtheil Steins in seinem Leben von Pertz I, 336. Cl. scheint durch Haugwitz auch an seinen Verleger Löwe in Breslau gewiesen worden zu sein. Auf dem Gute Krappitz soll Cl.'s Lied „Serenata im Walde zu singen" (Werk III, 17) entstanden sein.

Kap. VI. — Über F. K. v. Moser's Thätigkeit in Hessen Darmstädt. Diensten s. Merck's Briefe v. K. Wagner III, 200—234. — Die zahlreiche allg. Literatur über Moser hier anzuführen, ist unnöthig. — Hessen-Darmstädtische Landzeitung, Jahrg. 1777, 1. Bd. (aus der großherzogl. Hofbibliothek) — Bopp: Die große Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt. —

Aus Voß' Briefen gehören über Cl's Aufenth. in Darmst. hierher: I, 309, 311, 334. II, 259. — Denkwürdiger und nützlicher hessischer Antiquarius von C. F. Günther 1856, I, 14—16. (Meist unzuverlässige Nachrichten.) Theilweise auch in H. Künzel's Gesch. v. Hessen 1856, S. 277. Aus Merck's Briefwechsel gehören hierher: 2 v. Cl. selbst geschriebene Briefe II, S. 90 und 161; Stellen über ihn: I, 57, 64, 79, 112 flgg., 198 flg. II, 35, 66 fg. vgl. A. Stahr J. H. Merck. Ein Denkmal 1840 (ohne neues ungedr. Material.)

Zu S. 159: Zimmermann ist bekanntlich u. a. Vf. der zu ihrer Zeit vielgepriesenen Schriften „über die Einsamkeit" (1755) und „vom Nationalstolz" (1758). Er war Landsmann und Freund Lavaters, der ihn einen „Arzt mit königlicher Macht" nennt, und damals noch mit den ersten Dichtern und Schöngeistern seiner Zeit in Verbindung. Die Briefstelle s. „Aus Herders Nachlaß" II, 368. Claudius' Familienbibel nennt auch Zimmermann (neben Herder) als Vermittler bei der Darmstädter Stelle. — Zu S. 160: Gleims Brief s. in „Von u. an Herder, ungedruckte Briefe aus Herders Nachlaß, herausg. von H. Düntzer u. F. G. v. Herder I, 46. — Zu S. 164. Abgedr. in Merck's Briefwechsel v. K. Wagner III, 228. — Zu S. 165: Die „Ankündigung" wurde zuerst besonders gedruckt in 4, VIII S., dann in Iselins Ephemeriden der Menschheit I, 175—186 u. sonst. — Zu S. 171: Gleichsam die poetische Parallele zu den Gedanken über das Quälen

der Bauern gibt Cl. in „des alten lahmen Invaliden Görgel Neujahrswunsch“ (Hess. Landzeitung vom 1. Jan. 1777; Werke III, 25). — Zu S. 175. Über den Beifall, den die Landzeitung fand, vgl. Iselins Ephemeriden I, 271 flg. (v. J. 1777). — Zu S. 177: Hamanns Urtheil s. in dess. Schrift V, 210 aus einem Brief an J. F. Hartknoch. — Zu S. 182: Über Mahler Müllers Beziehungen zu Cl. vgl. Kobersteins Grundriß 4. Ausg. II, 1503. Anm. — Zu S. 183: Aus der oben (S. 68) bereits angeführten Ode „der Rhein. An Claudius. Gesungen zu Algier 1776.“ — Zuerst in Boies Deutsch. Museum v. 1777, S. 193. — Zu S. 184: Göthes Beiträge zum W. B. hat Düntzer im Morgenblatt v. 1857, N. 17 u. 18 namhaft gemacht. Dieselben erstrecken sich bis in den März 1775. Cl. hat außer dem Götz u. Werther noch von G. angezeigt: Das anonyme Schriftchen „Zwo wichtige, bisher unerörterte bibl. Fragen“ u. „Brief des Pastors zu *** an den Pastor zu ***.“ Aus dem Franz., den Bogen „von deutscher Baukunst“ und das „neueröffnete, moralisch-politische Puppenspiel.“ — Zu S. 188: Wagners Prometheus u. s. w. ist wieder abgedr. in H. Düntzer Stud. zu Göthes Werken S. 218 flgg. — Zu S. 191: S. Briefe von J. H. Voß I, 312. Schönborn und seine Zeitgenoss. 40—52. — Zu S. 193: Die Stelle aus der Klageschrift s. in Mercks Briefen von Wagner III, 230. — Zu S. 194: In einem ungedruckten „Unterthänigen Bedenken die Land-Commission betreffend“ wird Claudius (wie seine Collegen) vom Geheime-Raths-Colle-

gium als solcher bezeichnet, „der das Land nicht kannte und von practischer Landwirthschaft und Oekonomie nicht die geringste Kenntniß hatte.“ (Aus den Acten des Großherz. Hess.-Darmst. Landesarchivs). — Zu S. 195: die oben angeführten Worte Mosers sind aus dessen „Reliquien“ (Ausg. v. 1766) S. 176; die unten folgenden beiden Briefe aus dem Landesarchiv zu Darmstadt. — Zu S. 201: S. Mercks Briefe III, 229. „Aus Herders Nachlaß“ I, 418. N. 42. — Zu S. 203: Diese durch die Tradition der Jacobischen Familie wohlverbürgte Mittheilung wird noch bestätigt durch einen Brief Herders an F. H. Jacobi vom 6. Sept. 1783 in „Herders Nachlaß“ II, 249 flg. Herder ist zu Besuch bei Cl. in Wandsbeck und schreibt von ihm: „ich bin gewiß, daß er von keinem Sterblichen so gern wie von Ihnen spricht, und die Scene, wie Sie ihm das Leben gerettet, ist in sein Herz gegraben.“ — Zu S. 205: S. Mercks Briefe v. K. Wagner II, 91 u. Erzählung von Ernestine Voß in Voß' Briefen II, 18.

Zum zweiten Buch.

Kap. I. — Die Stellen aus Voß' Briefwechsel, die hierher gehören, stehen: II, 18, 20, 22, 29—32, 36—39, 43, 100. — Über Cl's zweite Wohnung s. auch A. U. Hansen (Pastor zu Wandsbeck). Charakterbilder aus den Herzogthümern Schleswig, Holstein u. Lauenburg 1858. S. 251—54. Deyks F. H. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, 1848 (schöpft sein Material nur aus schon gedruckten Quellen.) Aehnlich

wie das erstgenannte Jacobi'sche Lied lautet eine Epistel Gleim's an C. Cl. Schmidt, die von Cl. spricht. Von demselben existirt ein Stück „Asmus und Salomo“ (1781). Diese beiden so wenig wie andere Lieder auf den Boten (das Stolberg'sche und etwa das ob. S. 551 abgedruckte ausgenommen) von Tutenberg, Pfranger, Bürde („Die Nacht. An Claudius“ Voß' M. A. 1781. S. 36). Tiedge (Werke X, 81. 1835) u. a. haben poetischen Werth. — Über Claudius' Gnadengehalt v. 200 Rthlr. s. die Dessauer-Zeitung für die Jugend und ihre Freunde von R. Z. Becker 1785, 12 Stück, S. 91.

Zu S. 259: Folgende Geistliche hat Cl. in Wandsbeck erlebt: M. Gottfr. Emanuel Hahn 1769—1772; Freund von Alberti, Basedow, Bahrdt (s. Dr. K. F. Bahrdts Briefe I, 11, 21, 27, 36, 64, 79, 117, 187), Mitarbeiter am Wandsbecker Boten; Joh. Nicol. Milow (aus Lüneburg) 1773—1795; Jak. Arnold Dietrich Schröder 1796—1831, Claudius' nachheriger Schwiegersohn, vergl. S. 548. — Zu S. 262: Die Mittheilungen über Cl's Erziehungsweise und Unterricht entnehme ich einem handschriftlichen Tagebuch, das der jüngere der beiden Söhne Jacobis hinterlassen hat. Den Brief von Gleim s. „Von u. an Herder“ I, 73. Zu S. 263: Das Gedicht ist abgedruckt in Voß Mus.-Alm. v. 1779. S. 195—199. — Zu S. 264: Das Gedicht ist betitelt: „Unserm Freunde Asmus die Brüder u. Schwestern Jacobi. Pempelfort, den 15. Aug. 1783“ in Voß' Musenalmanach von 1785, S. 96. — Zu S. 270:

Ein Besuch der Sophie la Roche ist wenigstens sehr wahrscheinlich, s. Mercks Briefe von Wagner I, 177. — Über Kaufmann vgl. man jetzt außer Voß' und Herder's Briefwechsel und des letzteren Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe S. 24. noch H. Düntzer: Christoph Kaufmann, der Kraftapostel der Geniezeit in Raumers hist. Taschenbuch 1859, S. 109—231. — Zu S. 274: Der Schreiber der Tagebuchblätter hieß Settele, aus Öttingen. Er trat nach seiner Rückkehr aus Norddeutschland als Hauslehrer in das Fugger'sche Haus in Augsburg, starb aber schon Ende 1797. Sein Freund, der spätere Bischof J. M. Sailer (damals nach seiner Amtsentlassung in Dillingen ohne Amt in München lebend) schreibt über den Gestorbenen an einen Freund: „Ich will Dir etwas sagen, was Du zweimal lesen wirst. Der so gering war in seinem Auge, der so herzlich am Herrn hängen konnte, der im Innern Friede hatte und im Aeußeren die Lieblichkeit nicht sehen ließ, sondern war, ohne sie scheinen lassen zu wollen, der den lebhaftesten Knaben stillen Sinn und frohe Lernbegierde einhauchen konnte, dem ich mich nicht werth achte, seine Riemen zu lösen, dem sind sie schon gelöst, die Schmachriemen. Am 28. Dez. 1797 ging er zum Herrn nach Hause — unser Herzens-Settele. Ich freue mich, wieder einen Freund meines Herzens im Himmel zu wissen." — Seine Aufzeichnungen sind dem „Kirchenfreund für das nördliche Deutschland" von 1838, S. 221—223, entnommen, in welchen sie ein Enkel Fr. H. Jacobi's, Bernhard Jacobi, hat einrücken lassen. Auch im

„Bergedorfer Boten" von 1838, Nr. 32. und im Weimarischen Volkskalender 1856 finden sie sich.

Zu S. 281: S. die Stelle aus Niebuhr oben S. 72. — Zu S. 284: Wenn der dänische Dichter Adam Öhlenschläger in der dem König Ludwig von Bayern zugeschriebenen Widmung seiner Selbstbiographie (im I. Theil seiner Schriften, Breslau 1829) zum Lobe seiner Landsleute ausruft:

„Oft, wackre Deutsche! was ihr schön vollbrachtet,
Erkannten Sie, und Eure Großen nicht;
Und Claudius und Klopstock — edle Namen! —
Vom Dänenkönig ihren Kranz bekamen;"

so vergißt er, was Claudius betrifft, daß der dänische König auch Herzog von Holstein und des Dichters rechtmäßiger Landesherr war.

Kap. II. — Zu J. Möser's Urtheil vgl. das Lichtenberg's in seinen Vermischten Schrift. 1844. Thl., I, 184.

Zu S. 287: Hamanns Urtheil, an Herder gerichtet, s. bei Gildemeister II, 378. (Das Citat aus H's Schriften habe ich nicht zur Hand). — Zu S. 288: Varnhagens Urtheil s. in dessen „Angelus Silesius und Saint-Martin (1833) S. 149. Man vgl. über des Vf's Persönlichkeit F. H. Jacobis Briefwechsel II, 309 flg., der ihn 1801 in Paris kennen gelernt hatte; über die einschlagende Literatur Ratjen J. F. Kleuker, S. 8 f. — Zu S. 291: ich habe leider nicht erkunden können, welcher Freund unter dem Namen Anselmo verborgen ist. Es findet sich noch ein kleines treffliches Gedicht „Bei

dem Grabe Anselmos" Werke I u. II, 11, das ursprünglich im W. B. v. 1773 N. 140, dann im Gött. M. A. 1774, S. 163 stand. — Zu S. 294: Mösers Aufsatz ist v. J. 1781; unsere Stelle (in J. Mösers Verm. Schrift. Ausg. v. 1797) I, 198. — S. die Stellen aus der Allg. Deutsch. Bibl. Bd. 30, S. 241—243. Bd. 39, S. 158—59.

Kap. III. — Göthe's Briefwechsel mit Frau v. Stein, Bd. III, 107. — Die Literatur über Hamann u. Lavater anzuführen thut nicht noth u. ist in Bezug auf den letzteren zu weitläufig. Beider Bedeutung wird im Grunde erst in unsern Tagen wieder erkannt. Eine schöne Würdigung Lavater's in großen Zügen gibt der in der deutschen Zeitschrift für christliches Leben und christl. Wissensch. 1857, N. 19—21 abgedruckte Vortrag von Dr. Nitzsch. — J. G. Hamanns des Magus im Norden Leben und Schriften. Von Dr. C. H. Gildemeister. 3 Bde. 1857. Vgl. W. Dilthey: J. G. Hamann in der Deutsch. Zeitschr für christl. Wissensch. 1858, N. 40—44. — Über Emkendorf und das dortige Leben s. Voß im Sophronizon a. a. O. S. 58 folg. — F. L. Stolberg Kurze Abfertigung der langen Schmähschrift d. Herrn Hofraths Voß wider ihn, S. 5 folg. — Voß Bestätigung cet. S. 71 folg. — F. Perthes' Leben I, 82—85. — Lebenserinnerungen von Chr. Heinr. Pfaff, 1854 S. 118 folg. Einzelnes üb. diesen holstein'schen Kreis auch in A. Nicolovius' Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius S. 86 folg. H. v. Bippen Eutiner Skizzen 1859, S. 218 flgg. — Zu S. 321:

Urians Reise erschien in Voß' M. A. 1786, S. 166. Das letzte Stück von Cl. in diesem M. A., aber ohne sein Vorwissen wieder abgedruckt, ist das Lied „Wir Wandsbecker an den Kronprinzen" (Werke V, 92). Es findet sich in dem Jahrg. 1788, S. 163, wo es Voß ein „herzvolles Gedicht" nennt. In den Jahrg. 1782—85 steht nichts von Cl. — Zu S. 322: Göthes Urtheil über Cl's Stücke aus einer Recens. des Alm. in den Frankfurter Gel. Anz., s. jetzt Ausg. letzt. H. Bd. 33, 61. — S. die weiteren Stellen aus Göthe das. 44, 278 u. 20, 374. Das Schema über den s. g. Dilettantismus ist im J. 1799 in Gemeinschaft mit Schiller entworfen. — Über das Zusammensein Göthes mit dem Boten in Weimar vgl. Düntzer Freundesbilder aus Göthes Leben S. 188 flgg. Die Quelle ist außer Göthes Briefen an Frau v. Stein ein Brief Herders und seiner Frau an Knebel in dess. literar. Nachlaß II, 233 flgg. — Zu S. 325: Über Claudius' Einladung Briefwechsel zw. Göthe und Jacobi 192. Buchholz' Parallele steht in Boies Deutsch. Museum v. 1777. Nov. S. 401. — Zu S. 327: Vgl. H. Steffens Was ich erlebte II, 173 u. s. w. A. Öhlenschläger hat in Kopenhagen auch über Cl. Vorträge gehalten; Selbstbiogr. II, 172. — Zu S. 329: Erinnerungen von Fr. v. Matthisson I, 322. — Zu S. 330: Die Anekdote von Claudius' Begegnung mit der Händel-Schütz ist dem Hallischen Volksblatt für St. und Land, April 1857, S. 422 entnommen. — Über die mit Moritz s. Erinnrung. an die letzten Lebensjahre meines Freundes Anton

Reiser v. K. Fr. Klisching. Berlin 1794, S. 159. — Zu S. 333: Der ersterwähnte Brief „Aus Herders Nachlaß" I, 392 folg. Der Brief ist irrthümlich in den Sommer 1775 gesetzt worden, er gehört in das Frühjahr oder den Sommer 1778, denn die besprochnen Recensionen sind nicht die in der Note angeführten des I. u. II., sondern des III. Thls. (S. 8 u. 74.) — Zu S. 335: S. Erinnerungen II, 238. Herders warm entgegenkommender Brief ist abgedr. in Jacobi's Werken III, 471 folg. Aus Herders Nachlaß II, 312, Anm. 1 vgl. auch S. 315. Der Brief an J. G. Müller steht in Gelzers Protest. Monatsblätt. 1859, 14 Bd. 2 Hft. S. 106. — Zu S. 337: Claudius Aeußerung über Herder s. in den Erinnerungen III, 180, Anm. — Zu S. 342: Hamanns Ankündigung ist vom 10. Mai 1775 u. ist abgedr. in Hamanns Schrift IV, 384 flg. — Zu S. 345: Jacobis Brief steht in dess. Briefwechsel I, 362 d. d. 30. Juni 1783. — Claudius Schrift ward zuerst besonders gedruckt: Zwei Recensionen in Sachen der Herren Lessing, M. Mendelssohn u. Jacobi. Hamburg 1786. Dann in den Werken, V, 101 flg. Wieland hatte die Aufnahme des Aufsatzes in seinen Merkur abgelehnt. — Zu S. 347: Eine eingehende Darstellung der Theologie Kleukers hat Dorner in: J. F. Kleuker und Briefe seiner Freunde v. Ratjen S. 42 folg. gegeben. — Dort s. auch den Brief von Cl. S. 180 flg. d. d. vom 2. Nov. 1792; es ist der einzige in der Sammlung abgedr. Brief von Cl. an Kl. Zu S. 351: Über Lavaters Zusammentreffen mit Cl.

s. Georg Geßner. J. K. Lavaters Leben III, 235 u. 239. — Zu S. 352: Deutsch. Mus. Januar 1776. S. 41—49. d. d. Nov. 1775. — Zu S. 358: ob. Rist Schönborn S. 32.

Zu Kap. IV vgl. zu S. 366 u. 367 A. v. d. Goltz: Thomas Wizenmann, der Freund F. H. Jacobis u. s. w. II Bde. 1859. Claudius' Vorschlag zu Wizenmann's Grabschrift s. das. II, 272. — Eine Bemerkung Jung-Stillings über Cl. in Stillings Leben (Stuttg. 1857), S. 261.

Zum dritten Buch.

Kap. I. — Über das damalige Hamburg u. die polit. Stimmung seiner Bürger s. F. W. B. v. Rahmdohr aus Hoya: Studien auf einer Reise nach Dänemark 1792, I, 45 folg. Fr. Perthes' Leben I, 110 folg. — Veit: J. H. A. Reimarus S. 22. F. H. Jacobi's Briefwechsel II Bd. — Über die Beziehungen der Fürstin Gallitzin zu Holstein u. Wandsbeck s. außer ihrer Biogr. von Katerkamp die angeführten Schriften zum Voß-Stolberg'schen Streit; Voß' Briefe Bd. III, Jacobi's Briefwechsel II Bd., Fr. Perthes' Leben I, 85 folg. Man vgl. über die Fürstin auch Levin Schücking im Rhein. Jahrbuch 1840, S. 121—185. — Über die Kämpfe, in die Cl. verwickelt wurde, s. die Ankündigung einer gegen den Genius der Zeit gerichteten Wochenschrift d. d. 24. Nov. 1793 in der neuen Hamb. Zeit. — Freundliches Anschreiben des Vetters Andres an seinen lieben Vetter Asmus in Wandsbeck 1793 (von J. F. Reichardt über Cl's Streit mit dem Genius der Zeit.) 15 S. — Wahrheit u. Wahrheit, worin

S. T. Asmus der Bote und sein neuer Vetter im Vorbeigehn persiflirt werden von einem mystisch gelahrten u. s. w. Recensenten 1793, 15 S. Genius der Zeit, Nov. 1795. „Über eine Fabel des Herrn Claudius" S. 396—413 von Henings. Mai u. Juli 1769. Archenholz Minerva 1796. — Gegen „Von u. Mit." Ein Wort über u. wider Herrn Matthias Claudius vom Verf. der Bemerkungen als letztes Wort. 1796 — An Freund Urian, im Genius der Zeit, 1797, Jan. S. 122. — „Wir Dänen an Urian" im Genius der Zeit, März 1797. — G. A. v. Halem's Selbstbiographie 1840. Hennings an Halem S. 171, 178, 181, 206. — Erklärung von Asmus d. d. Wandsbeck 23. April 1798 gegen die Aufsätze im Genius der Zeit, (mit einer Klage-Drohung) im Hamburg. Corresp. Einen kurzen Lebensabriß von Aug. Adolph Friedrich Hennings s. in Mendelssohns Ges. Schriften Bd. V, S. 530 flgg. Obscuranten-Almanach auf das Jahr 1798, Paris bei Gerard Fuchs Nationalbuchhändler. S. 317—326. „M. Cl. in Wandsbeck, genannt Asmus" (enthält noch eine zweite Gegenfabel gegen den Brummelbär.) Allg. Lit.-Ztg. 1800, Nr. 339. Voß Bestätigung cet. S. 56—64 u. 205. — Über Cl's Betheiligung am Xenienstreit s. Allg. Literar. Anzeiger, Leipzig 6 Mai 1797 Nr. LVIII, S. 609—616, aus einer Kollektivrecension der Xenienliteratur, unterz. Janus Eremita. Man vergl. auch E. Boas' Xenienmanuscript herausg. von W. v. Maltzahn 1856. — Zu S. 405: Von dem „spitzen Stachel" spricht Claudius Recensent

Friedrich von Meyer in den Heidelb. Jahrb. 1813. N. 31. S. 485. — Zu S. 410: Den Ausspruch von Perthes s. in dess. Leben I, 125. — Zu S. 413: Seltsame Übertreibung ist es, wenn Niebuhr, sonst Claudius' warmer Verehrer, in den Vorlesungen über das Zeitalter der Revolution (I, 85) sagt, „die früheren Gedichte von Cl. würde man gegenwärtig (1829) nicht herausgeben dürfen; unter der mildesten Regierung würden sie als Staatsverbrechen beurtheilt werden; er aber schrieb sie ganz naiv hin.“ — Zu S. 415: Das angeführte Gedicht stammt aber in Wahrheit schon aus dem J. 1792, wo es Cl. unterm 30. Nov. in die Hamburger Neue Zeitung (N. 191) einrückte, unter dem Titel: „Wiegenlied für die neugeborne Prinzessin von Dänemark“ Es gehen daselbst 6 Strophen dem nunmehrigen Anfang voraus u. es folgt dem Ganzen eine dreistrophige „Apostrophe an unsern geliebten Kronprinzen.“ Ohne die ersteren findet sich die auch sonst mehrfach anders lautende alte Form im Hallischen Volksblatt für Stadt und Land (1849) S. 1133. — Zu S. 427: Eine harte Zurechtweisung hat Jacobi wegen seiner Polemik gegen Claudius' Offenbarungsglauben bekanntlich durch Schelling erfahren, der eine Mittelstellung zwischen den beiden Parteien, der voraussetzungslosen Speculation und dem positiven Christenthum nicht gelten läßt und seinen Gegner zu den Nicht-Kalten und Nicht-Warmen (nach Offenb. Joh. 3, 15) verwirft; s. Denkmal der Schrift von den göttl. Dingen, (1812) S. 174 flg. — Die Rec. des VI. Thls. von Jacobi hat 32 S. Kl. 8.

Zu S. 429: Seine Übersetzung von Platons Briefen (1795) hat Schlosser Claudius gewidmet; die Zuschrift ist abgedr. in J. G. Schlossers Leben u. literar. Wirken von A. Nicolovius S. 248 folg. — Das Urtheil über die Revolution ist aus einem Brief an Georg Forster vom 3, Aug. 1792 a. a. O. S. 215; über die Kant. Philos. aus einem Briefe an J. G. Jacobi a. a. O. S. 223. — Zu S. 442: Voß „Kauz u. Adler" im „Genius der Zeit" v. 1795, S. 407 flg., Kants Urtheil in der Berliner Monatsschrift 1796, Mai S. 398. Darauf bezieht sich Claudius' kleines Epigramm „Eine gewisse Anmerkung betreffend" VI, 73, wo der kritische Poet aus dem Kategorienhimmel in den Hühnerhof tritt u. den Hühnern des griechischen Lenen Hekatomben wie Haber streut. — „Urians Nachricht u. s. w. anfänglich als Flugblatt bei Fr. Perthes 1797 erschienen, dann Werke VI, 65 flg. — Der Vergleich unt. aus „Bemerkungen über des Herrn O. K. R. und Generalsuper. J. L. Callisen Versuch über den Werth der Aufklärung unsrer Zeit 1795. S. 32. Anm. — Zu S. 445: Ich überhebe mich der Anführung von Cl. zerstreuten Anspielungen und Angriffen gegen die Kantische Philosophie in den Werken, da die abgedruckten Briefe seine Ansicht noch charakteristischer bezeichnen. Ich füge noch eine Stelle aus einem ungedruckten Brief der Gräfin Katharina Stolberg an L. Nicolovius d. d. 5. Juni 1797 bei. „Gestern haben wir alle bei Jacobi's (in Wandsbeck) soupirt, es ward kantisirt, fichtisirt; endlich sagte Claudius, es käme ihm diese Philosophie so

vor, als nähmen wir seinen Freund und schnitten ihn in tausend kleine Stückchen und Fädchen und sagten dann, das ist alles mein Freund; aber so wie diese Fädchen verwesen und stinken müssen, wird auch diese Philosophie verwesen und stinken."

Zu S. 446: Man vgl. in Bezug auf die Entstehung des Auszugs aus dem Kantischen System Jacobi an Kleuker v. 29. Nov. 1791, bei Ratjen S. 163; derselbe an denselb. v. 29. Mai 1792, S. 173, wo als Anlaß von Claudius Wunsch angegeben wird, er sei mit der Übersetzung des Tableau naturel beschäftigt gewesen; also doch wohl mit dem T. n. des rapports qui existent entre Dieu, l'Homme et l'Univers. v. St. Martin 1782. Diese Übersetzung ist schwerlich zu Stande gekommen, keinenfalls veröffentlicht. Eine solche von einem Ungenannten war bereits 1783—1785 herausgekommen.

Kap. II. — Zu der Stelle aus Ewald's Fantasien vergl. dessen Bemerkung in einem Briefe an Halem d. d. 3. Nov. 1799 u. f. Baggesen Eine Reise durch Deutschland cet. IV, 3 flg. (Dichtervandringer I, 137.)

Zu S. 457: Einige Sätze sind hier aus F. Perthes Leben Bd. I, entnommen, dem genaue Familienüberlieferung zu Grunde liegt. — Zu S. 459: Fantasien auf einer Reise durch Gegenden des Friedens von E. P. v. B. Herausgeg. von J. L. Ewald, 1799. S. 46 folg. — Zu S. 460: Aus dem Freimüthigen 1816, N. 14. S. 53—55. — Zu S. 463: vgl. S. 504. Das Institut der Karoline Rudolphi war vielmehr in

Hamm bei Wandsbeck. — Zu S. 466: Auch sein treuer und sinnverwandter Hausarzt und Hausfreund Dr. Heyse in Hamburg besang den Festtag in einem gedruckten Lied: „Meinem Claudius u. seiner Gattin an ihrem 25jähr. Hochzeitstage" betitelt. Das Gedicht (6 S.) hat mir vorgelegen. — Zu S. 468: Wunderhorn III, 153 (1. Ausg.) — Zu S. 469: Das Lied steht in F. G. Jacobis überflüss. Taschenbuch für 1800, S. 147. — Zu S. 474: Matthissons Erinnerung. I, 324. — Zu S. 476: Perthes' Bekenntniß in dess. Leben I, 149. — Zu S. 482: Die Notizen über den Aufenthalt von Cl's Söhnen in Schulpforta s. in Vita C. D. Ilgenii scr. Kraft 1837. S. 287, 291, 298, 302. — Zu S. 483: Jacobis Brief an Göthe d. d. 16. Dez. 1794 in „Briefwechsel zw. Göthe u. Jacobi" S. 190 flg. Auch in F. H. Jacobis Briefen II, 187.

Kap. III. — Fr. Adolph Krummacher und seine Freunde v. Ad. W. Möller 1849 I, 201. II, 39. — Von Sailer lag mir ein ungedruckter Brief an Cl. vor; vgl. auch Lavater's Reise nach Kopenhagen im Sommer 1793, I, 251. Katholische Urtheile über Cl. s. noch in den hist.-polit. Blättern 1837, Bd. 20, 8. Heft, S. 461. — Fr. Perthes' Leben III, 68. Ueber O. Runge vgl. auch Steffen's Was ich erlebte IV, 415. Perthes' Leben I, 134 flg. Letzte Berührungen mit Voß s. dessen Briefe III, 2, S. 11. Ueber den mit Cl. befreundeten G. v. d. Smissen s. v. Schubert's Leben III, 1.

Zu S. 505: Hinterlassene Schriften von P. O.

Runge II, 338 mit der Komposition von Luise Reichardt der Tochter des Kapellmeisters. Das Lied, 1807 gedichtet, findet sich u. a. in Ph. Wackernagels Trösteinsamkeit S. 124. — Zu S. 506 ob: Die Stelle s. Runges Schrift. II, 439. — Zu S. 509 ob. Jacobis briefl. Aeußerungen wieder abgedr. bei Gelzer Deutsche Nationallit. II, 464; ebenso die angezogenen Briefe von Herder u. Lavater S. 469 flg. — Die Briefstelle Steins s. in dess. Leben von Pertz I, 243. Zu S. 510: Stolbergs Ausspruch s. in „Kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des Herrn Hofrath Voß," S. 26—27. — Zu S. 511: Die Worte der Gräfin Stolberg d. d. Sondermühlen 25. März 1829 finden sich im Allg. Kirchen- und Religions-Freund v. Saffenreuter, Würzb. 1846, N. 75. — Zu S. 512: Die Anekdote steht, von Reichardt erzählt, im Hamburg. Unpart. Correspond. v. 1786, N. 18, v. 1. Febr. — Zu S. 513: Die Stelle aus den histor.-polit. Blättern s. Jahrg. 1839. S. 335—351 u. 426—434. — Zu S. 515: Über die Verlobung der Agnes Stolberg s. Menge Stolbergs Leben II, 104. — Zu S. 528: Claudius hat auch zu Schlegel's deutschem Museum I. Bd. 1812 Beiträge geliefert: Der Philosoph und die Sonne S. 160: „Über den Glauben" (es ist der Brief an Andres, Werke VIII, 96) S. 324 nebst dem angehängten Osterlied. F. Schlegel sagt in seiner Rec. von Jacobi's Schrift über die göttlichen Dinge im D. M. I, 82: den Anlaß zu der Schrift gab „der unter dem Namen Asmus allgemein bekannte und wegen der tiefbedeutenden

Einfalt und geistvollen Klarheit seiner Denkart und Schreibart von allen denen, die solche Eigenschaften zu erkennen wissen, verehrte M. Cl." Zu S. 529 u. 530: Die Notizen über Neander s. in dem Aufsatze Sacks in Pipers Evang. Kalender für 1859; — Der Brief von Cl. an Neander ist schon abgedruckt in der „Deutsch. Zeitschrift für christl. Wissenschaft u. christl. Leben" 1853. N. 17, S. 130. — Zu S. 535: Von Cl. sind im „Vaterl. Mus." außer dem Gedicht „Sterben und Auferstehn" (I. Heft, S. 114) Die prosaischen Stücke, Dr. Luther v. d. Kinderzucht (11. Heft, S. 197 flg.) u. „Geburt und Wiedergeburt" (IV. Heft, S. 446 flg.) — Zu S. 545: Die Darstellung von Claudius' Ende in Fr. Perthes Leben II, 52 folg. ist ein Auszug aus einem Briefe von Perthes an Jacobi in München, den ich im Original benutzen konnte. — Zu S. 551: S. Lebensnachrichten über Berthold Georg Niebuhr II, 134 d. d. 11. Febr. 1815. — Zu S. 552: Das Gedicht Stolbergs stand zuerst im Frauentaschenbuch v. J. 1819, S. 115, dann in den gesamm. Werken der Brüder Chr. u. Fr. Leop. Grafen zu Stolberg (1821) II, 326.—

III. Ursprünglicher Standort von Claudius gesammelten Schriften.

A. Die Gedichte.

I. u. II. Thl. — S. 1. „Mein Neujahrslied" im W. B. v. 1773, Nr. 1; dann G. M. 1774, S. 189.

— S. 4. „Kuckuck“ W. B. 1771, Nr. 196. — S. 6. „Der Schwarze in der Zuckerplantage“ W. B. 1773, Nr. 139. G. M. 1774, S. 159. — S. 7. „Die Henne“ W. B. 1772, Nr. 118. G. M. 1773. S. 70. — S. 11. „Bey dem Grabe Anselmo's“ W. B. 1773, Nr. 140. G. M. 1774. S. 163. — S. 14. „Charlotte und Mutter“ W. B. 72, Nr. 79. — S. 15. „Alte und neue Zeit“ W. B. 71, Nr. 204. — S. 17. „Als er sein Weib u. s. w.“ G. M. 75, S. 150. — S. 19. „Hier liegen Fußangeln“ W. B. 71, Nr. 200. — Das. „An — als Ihm die — starb“ W. B. 71, Nr. 176. — S. 20. „Der Tempel der Musen“ W. B. 71, Nr. 190. — Das. „Ein Lied um Regen“ W. B. 71, Nr. 93, G. M. 75, S. 82. — S. 25. „Klage um Aly Bey“ W. B. 73, Nr. 111. G. M. 75, S. 10. — S. 26. „Hinz und Kunz“ W. B. 71, Nr. 111. G. M. 75, S. 8. — S. 28. „Phidile“ *) G. M. 72, S. 77. — S. 30. „An die Nachtigall“ W. B. 71, Nr. 70. G. M. 72, S. 21. — S. 35. „Die Mutter bey der Wiege“ W. B. 71, Nr. 28. — S. 37. „Wandsbeck, Eine Art von Romanze,“ zuerst bes. gedruckt, dann G. M. 75, S. 168. — S. 46. „Fritze“ W. B. 72, Nr. 100. G. M. 73, S. 121. — S. 47. „Als der Hund todt war“ **) W. B. 71, Nr. 164. — S. 53. „Ein

*) Hier wie im III. Thl. (S. 31) ist unter „Phidile“ Frau Rebekka verstanden.

**) Anlaß gab der Verlust seines eignen Hundes; in seinen letzten Lebensjahren hielt er abermals einen Hund (Phylax).

Lied" W. B. 71, Nr. 99. G. M. 74, S. 226. — S. 58. „Aus dem Englischen" W. B. 71, Nr. 158. — S. 59. „Hinz und Kunz" W. B. 72, Nr. 81. G. M. 73, S. 128. — S. 60. „Fuchs u. Bär" W. B. 71, Nr. 192. — S. 62. „Kuckuk am Johannistage u. s. w." W. B. 72, Nr. 103. G. M. 75, S. 140. — S. 63. „Grabschrift auf den Windmüller Jackson" W. B. 72, Nr. 16, (wo er Mayhon heißt) — S. 65. „Ich wußte nicht warum?" W. B. 71, Nr. 188. — Das. „Die Biene" W. B. 73, Nr. 38. — S. 67. „Ein Fragment u. s. w." W. B. 74. Nr. 1. — S. 80. „An Herrn N. N. Litteratus" W. B. 73, Nr. 169. G. M. 75, S. 48. — Das. „Das unschuldige Mädchen" vorher nicht gedruckt. — S. 81. „Vergleichung" W. B. 71, Nr. 200. G. M. 73, S. 164 (s. t. „Vergleichung"). — Das. „Fuchs u. Pferd" W. B. 72, Nr. 13. — S. 82. „An eine Quelle, 1760" Tändeleyen S. 15. — S. 84. „Universalhistorie des Jahres 1773 u. s. w." W. B. 74, Nr. 9 u. 11. (dort vollständiger.) — S. 86. „Die Nachahmer" W. B. 71, Nr. 200. G. M. 75, S. 42. — S. 90. „Ein Wiegenlied u. s. w." u. S. 92. „Ein Dito" vorher nicht gedr. — S. 94. „Noch ein dito u. s. w." W. B. 72, N. 4. (s. t. „Eine Erscheinung"*). — S. 96. „An S. bey — Begräbniß" W. B. 73. Nr. 136 (s. t. „Bey seinem Grabe an

*) Eine komische Persiflage der wichtigen Behandlung einer nichtigen Sache.

Sch — rn" *). — S. 101. „Ein Versuch in Versen" W. B. 73, Nr. 180 — S 103. Hinz u. Kunz" W. B. 74. N. 35. — Das. „Der Frühling" W. B. 74, Nr. 84. G. M. 75 S. 97 **). — S. 106. „Einen Recensenten zu Ehren" W. B. 72. Nr. 34. — Das. „Der Tod u. das Mädchen" G. M. 75, S. 157. ***). — Das. „Als Daphne krank war" W. B. 71, Nr. 24. G. M. 72, S. 33. — S. 107. „Im May" W. B. 71, Nr. 92. G. M. 75, S. 190. — S. 110. „Hinz u. Kunz" W. B. 72, Nr. 144. — S. 111. „Lied" W. B. 71, Nr. 65. G. M. 72, S. 205. — S. 114. „Die Geschichte von Sir Robert" vorher nicht gedr. — S. 117. „Nachricht von

*) D. h. Schönborn.

**) Dies, der Gräfin Auguste Stolberg (nachmals Gräfin Bernstorf) gewidmete Lied ist, wie ein Brief der Gräfin an den nachmaligen Etatsrath Hegewisch bezeugt, so entstanden. Die Gräfin war am 1. Mai 1774 mit ihren beiden Brüdern bei Klopstock, als Claudius auch hereintrat und seine Freude an dem schönen Frühlingswetter aussprach. Auf die Bemerkung der Gräfin „lieber Cl., Sie müssen uns heute noch den 1. Mai besingen" antwortete Cl. „Ja, wer das könnte!" ging darauf hinaus und kam bald mit dem Gedicht wieder. —

***) Fast in allen Ausgaben des Asmus steht ein sinnentstellender Druckfehler, nämlich „geh Lieber" statt „geh lieber" als Adverbium. Denn es ist sinnlos, das Mädchen, das eben noch gesagt „vorüber, ach vorüber! geh wilder Knochenmann" sagen zu lassen „lieber Tod". Der Druckfehler rührt daher, daß im Gött. Musenalmanach, wo das Gedicht zuerst erschien, zwar ein kleines l, aber aus Versehen ein Komma vor „lieber" stand, daher nahm man später das Adverbium als Anrede.

Asmodi u. s. w." W. B. 74, S. 162. G. M. 75 S. 229 (s. t. „Ehemannsseufzer"). — S. 118. „Hinz und Kunz" W. B. 71, N. 121. — S. 121. „Bey dem Grabe meines Vaters" W. B. 73, N. 199.

III. Thl. — S. 1. „Morgenlied eines Bauersmann's," Voß' Musenalman. 1777, S. 135. — S. 10. „Abendlied eines Bauersmann's" vorher nicht gedruckt. — S. 14. „Der große und der kleine Hund" vorher nicht gedr. — S. 15. „Anselmuccio" V. M. 78, S. 9. — S. 16. „Nachricht vom Genie" V. M. 76, S. 213. — S. 17. „Serenata u. s. w." V. M. 78. S. 128. — S. 24. „Kunz und der Wucherer" W. B. 72, N. 191 (doch verändert). — S. 25. „Des alten lahmen Invaliden Görgel sein Neujahrswunsch" Hessen-Darmst. privil. Landzeitung 1777, N. 1, dann V. M. 78, S. 177. — S. 31. „Phidile u. s. w." V. M. 76, S. 223. — S. 36. „Wächter und Bürgermeister" V. M. 77, S. 151. — S. 41. „Trinklied" vorher nicht gedr. — S. 71. „Täglich zu singen" V. M. 78, S. 146. — S. 72. „Lückenbüßer" vorher nicht gedr. — S. 74. „Als C. mit dem L. Hochzeit machte" (vgl. die Biogr. S. 267. Anm.) vorher nicht gedr. — S. 76. „Der Maler u. s. w." vorher nicht gedr. — Das. „Der Mann im Lehnstuhl" vorher nicht gedr. — S. 89. „Nach der Krankheit" V. M. 78, S. 101. — S. 90. „Den Pythagoras betr." vorher nicht gedr. — S. 96. „Die Gesch. von Goliath und David" vorher nicht gedr. — S. 103. „Rheinweinlied" V. M. 76, S. 147. — S. 105. „Hussans

Dedication u. s. w." W. B. 71. N. 139. — Das. „Motetto als der erste Zahn durch war," vorher nicht gedr. —

IV. Thl. — S. 1. „Motett" vorher nicht gedr. — S. 4. „Ein Lied vom Reiffen" zuerst bes. gedr. — Die Lieder in „Paul Erdmanns Fest" S. 26 u. 36, vorher nicht gedr. — S. 51. „Abendlied" V. M. 79, S. 184. — S. 53. „Ein Lied nach dem Frieden" zuerst bes. gedr., dann auch V. M. 80, S. 139. — S. 56. „An die Frau B . . . r" *). V. M. 79, S. 74. — S. 72. „Auf den Tod der Kaiserin" vorher nicht gedr. — S. 79. „Ein Lied hinter'm Ofen zu singen" vorher nicht gedr. — S. 80. „Kriegslied" V. M. 79, S. 75. — S. 84. „Ein Lied in die Haushaltung" vorher nicht gedr. — S. 85. „Das Kind u. s. w." vorher nicht gedr. — Das. „Frau Rebecca" vorher nicht gedr. — S. 96. „Ein Lied für Schwind-

*) „Bötefür" in Hamburg. Cl. schreibt am 28. August 1778 an die Gräfin Katharina Stolberg: „Noch muß ich Ihnen von einer Frau Bötefür aus Hamburg etwas erzählen, daß sie die Schwindsucht hatte und nach Wandsbeck auf einige Monate herkam, hier wieder gesund zu werden, daß sie aber nicht gesund, sondern von Tage zu Tage schlechter ward, daß ihr Mann sie und sie ihren Mann ganz ungemein liebte, daß sie, weil Alles nichts half, wieder nach Hamburg hineinzog, u. daß sie immer und Morgens und Abends so himmlisch geduldig und heiter war und so bis Eine Minute vor ihrem Tode, vorgestern Abend um 8 Uhr, geblieben ist. Sie hat ihren Mann $^5/_4$ Jahre und in dieser Zeit keine gesunde Stunde gehabt; ich wünsche mir nicht so viel Leiden, aber so viel Geduld möchte ich gern haben."

süchtige" V. M. 81, S. 119. — S. 98. „Der Mensch" vorher nicht gedr.*)

V. Thl. — S. 1. „Die Mutter am Grabe" und „Der Vater" vorher nicht gedr. — S. 19. „Das große Halleluja" vorher nicht gedr. — S. 92. „Wir Wandsbecker an den Kronprinzen den 10. Julius 1787" zuerst in Hamb. Zeitung. gedruckt, dann nach V. M. 88, S. 163. — S. 96 „Der Bauer nach beendigtem Processe" noch ungedr. — S. 97 „Urians Reise um die Welt" v. M. 86 S. 166. — S. 121. „Der glückliche Bauer" vorher nicht gedr. — S. 126. „Weyhnacht-Cantilene," zuerst bes. gedr. —

VI. Thl. — S. 45. „Frau Rebecca mit den Kindern," vorher nicht gedr. — S. 47. „Lied der Bauern u. s. w." vorher nicht gedruckt. — S. 50. „Eine Fabel" zuerst gedr. in der Hamburger Neu. Zeitung Oct. 1795. — S. 52. „Als der Sohn unsers Kronprinzen — gestorben war" vom 30. Sept. 1791 (zuerst wohl in einer Hamb. Zeitung erschienen?). — S. 63. „Lied der Schulkinder u. s. w.", vorher nicht gedr. — S. 65. „Urians Nachricht von d. neuen Aufklährung", zuerst bes. gedr. mit den Kleinigkeiten zusammen, Hamburg 1797. — „Die Übungen im Stil" S. 69, 73, 75. vorher nicht gedr. — S. 80. „Krieg und Friede" (zuerst wol in einer Hamb. Zeitung?). — S. 84. „In der Allee von Pyrmont u. s. w." vorher nicht gedr. —

*) Von diesem Lied (s. Biogr. S. 235) hat mir ein Konzept des Dichters vorgelegen, in welchem die Fassung fünfmal verändert ist, die Schlußworte aber von vornherein fest stehen.

S. 86. „An Frau Rebecca; bey der silbernen Hochzeit,“ zuerst bes. gedr., s. ob. — S. 88. „Christiane“ vorher nicht gedr. — S. 89. Beide Lieder vorher nicht gedr.

VII. Thl. — S. 54. „Till, der Holzhacker“ vorher n. gedr. — S. 61. „Die Armen in Wandsbeck“ u. „Bemerkung“ vorher n. gedr. — S. 66. „Ein Seeliger an die Seinen in der Welt“ vorher n. gedr. — Das. „Kron' und Scepter“ zuerst gedr. als „Wiegenlied für die neugebohrne Princeßin von Dänemark, mit einer Schlußapostrophe an Sr. K. H. den Cronprinzen,“ in der Hamb. Neuen Zeitung vom 30. Nov. 1792. — S. 74. „Ein gülden A. B. C.“ u. S. 77. „Ein silbern dito“ vorher n. gedr. — S. 145. „Bey der Einweihung unsrer neuen Kirche, den 30. Nov. 1800“ zuerst bes. gedr. — S. 149. „Die Sternseherin Lise“ vorher n. gedruckt.

VIII. Thl. — S. 25. „An des Königs Geburtstag“ (wol zuerst in der Hamb. Zeitung gedr.?). — S. 28. „Hochzeitlied“ vorher nicht gedruckt. — S. 29. „Auf D—o R—s Grab“ zuerst im Hamb. Correspond. 7. Dec. 1810. — Das. „P** und C**** bey dem Begräbniß ihres J***“ *), vorher n. gedr. — S. 31. „Auf einen Selbstmörder“ und das. „der Esel“ vorher n. gedr. — S. 82. „Sterben und Auferstehn“; zuerst gedr. im Vaterl. Museum 1810. 1. Heft, S. 114. — S. 103. „Der Philosoph und die Sonne“ in Fr. Schlegel's Deutsch. Museum 1812, I. Bde., 2 Heft, S. 160. — S. 107. „Klage“ vorher n. gedr. — S. 110. „Osterlied“ in Schlegel's Deutsch. Mus. 1812. I. Bd., 4. Heft. S. 330.

*) D. h. Perthes u. Caroline bei dem Begräbniß ihres Johannes.

B. Prosastücke.

Über den ursprünglichen Stand- und Fundort der Prosastücke genügt folgendes: Im I. und II. Theil sind alle Stücke mit Ausnahme von „Diogenes von Sinope" S. 46, „Von Projecten u. Projectmachern" S. 85 und „Brief an Andres" S. 119 und der besonders erschienenen Disputation" S. 68 aus dem W. B. — Im III. Thl. sind die Stücke S. 11 (zum Theil), 33, 73, 74 aus dem W. B. die „Correspondenz" S. 12 stand zuerst in Boie's Deutsch. Museum v. 1778, I, S. 189*); die „Görgeliana" S. 24 in der Hessen-Darmst. Landzeitung. Von der Rec. S. 19, die wahrscheinlich schon früher gedruckt war, vermag ich den Ursprung nicht nachzuweisen. Alle übrigen Stücke erscheinen in den Werken zum erstenmal. Vom IV. Theil gilt außer den Vorreden zu den Übersetzungen, vom V. mit Ausnahme der früher besonders gedruckten Schrift über den Jacobi-Mendelssohnschen Streit, vom VI. außer dem besonders erschienenen Aufsatz über die neue Politik dasselbe. Im VII. Theil war nur die Vorrede zum Fenelon, die Mahnungen an seinen Sohn Johannes und der Hausvaterbericht bereits früher besonders veröffentlicht. Aus dem VIII. Theil waren vorher besonders erschienen: Das heilige Abendmahl, Von und Mit und die Predigt eines Laienbruders; im Vaterländ. Museum von 1810 (4. Heft, S. 446) stand der Aufsatz „Geburt und Wiedergeburt", in „Schlegel's Deutsch. Mus. von 1812, 4. Heft, S. 324 der Brief an Andres s. t. „Über den Glauben."

*) Darauf erschien eine Antwort von Garve im D. M. 1778, Bd. 2, S. 127—132.

IV. Die Entstehung des Rheinweinlieds*).

Von Friedrich Claudius in Lübeck.

In Nr. 3 der Zeitschrift der Spiegel — Stuttgart 1837 — ward einer in Karlsruhe fortlebenden Sage gedacht, daß der Verfasser des bekannten Rheinweinliedes: „Am Rhein, am Rhein u. s. w.“ nicht Claudius, sondern der 1823 zu Karlsruhe verstorbene Kirchen- und Ministerialrath Sander sei. — Der unterzeichnete Sohn des M. Claudius reclamirte gegen diese Tradition in derselben Zeitschrift von 1837, Nr. 44, und in dem zu Gotha erscheinenden allgemeinen Anzeiger 1837, Nro. 258, und hielt die Sage für beseitigt, da keine Erwiederung erschien. Erst jetzt hat er aber durch Vilmars Literaturgeschichte erfahren, daß die Quelle jener Sage selbst später vollkommen zu Tage gekommen, und jene Behauptung ohne alle Berücksichtigung der in der Reclamation angeführten Gründe im Jahre 1842 wiederholt ist.

In J. P. Hebels Werken, Th. I — Karlsruhe 1847 — erzählt nämlich Kölle, der Verfasser des vorangeschickten, vom Jahr 1842 datirten Ehrengedächtnisses von Hebel, S. CIV: Hebel und er hätten einst, als sie im Museum zu Karlsruhe „gekneipt“ und den Tabakrauch in Ringen ausgestoßen hätten, welche brodlose Kunst Hebel ungemein ergötzt habe, über norddeutsche Dichter und deren größere Strenge in Reimen gesprochen.

---

*) Aus dem Morgenblatt, Maiheft 1852. S. 429 flgg.

Auf Kölles Bemerkung, daß Claudius in dem berühmten Rheinweinliede eine merkwürdige Ausnahme davon mache, habe Hebel lächelnd mit einer Art Schadenfreude erwidert: drinnen sitzt der Verfasser und der Compositeur der beiden Melodien. Kölle habe erstaunt in's Nebenzimmer geschaut, wo der Kirchenrath Sander einsam eine Zeitung gelesen. „Der, und kein anderer," habe Hebel fortgefahren, „hat es gedichtet und componirt zu einer Hochzeit in Pforzheim, wo er Diaconus war. Die Leute hatten trefflichen Rheinwein im Keller. Das Lied gefiel so, daß sie es dem Wandsbecker Boten, dem einzigen Morgenblatt jener Zeit, anonym zusendeten. So druckte Claudius es ab. Mich freut es, daß Ihr das Oberland herausgefühlt habt." — Kölle fügt hinzu, ein verstorbener Neffe Sanders habe ihm 1834 zu Paris diese Notiz bestätigt, mit dem Zusatz, eine Hochzeit in der Familie Wohnlich habe diesem herzlichen Liede den Ursprung gegeben. — Mit Bezugnahme auf diese Kölle'sche Erzählung behauptet nun A. F. C. Vilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, Th. II. S. 298 und 368 — 1851, vierte Auflage — geradezu: „Das berühmte Rheinweinlied ist übrigens nach der in Hebels Ehrengedächtniß enthaltenen, von Hebel selbst herrührenden Angabe von Sander in Karlsruhe gedichtet."

Die Sage von 1837 ist also schon zur thatsächlichen Behauptung in wissenschaftlichen Werken herangewachsen und über M. Claudius ein Urtheil gesprochen, ohne daß man es der Mühe werth geachtet hat, die Sache näher anzusehen und zu untersuchen. Claudius wäre sicherlich

an und für sich wenig daran gelegen gewesen, ob die Nachwelt ihn oder Sander für den Verfasser hielt; aber ihm wäre daran gelegen gewesen, vor der Nachwelt nicht als ein schamloser Plagiarius da zu stehen, der fremdes Eigenthum fälschlich für sein eigenes ausgegeben und das, was er in seinen Schriften gelehrt hat, in seinem Leben verläugnet. Nur diese Verdächtigung seines sittlichen Charakters veranlaßt mich, abermals für das Rheinweinlied in die Schranken zu treten. Für alle diejenigen, welche dem alten Boten auf seinem Lebenswege begegnet sind, oder nur in seinen Schriften den Kern seiner ganzen Gesinnung erkannt haben, bedarf es dessen freilich nicht. Mit voller Wahrheit hat schon die Mitwelt von Claudius gesagt: wie das Lied, so der Mann (s. Jördens Lexicon deutscher Dichter, Th. V. S. 827). Wer ihn oder seine Schriften kennt, wird nicht in Versuchung kommen, deßhalb, weil jemand behauptet, von einem andern gehört zu haben, daß ein Dritter das Lied gedichtet habe, an ihm irre zu werden. Nur für diejenigen, welche weder ihn, noch seinen Charakter und seine Schriften kennen, will ich die Glaubwürdigkeit der Kölle'schen Erzählung etwas näher beleuchten.

Zuvörderst soll das Lied zur Hochzeit des Inhabers eines reichen Weinkellers gedichtet sein. Es enthält aber keine Spur, nicht die geringste Andeutung einer Hochzeit, noch eines Kellerinhabers. Ist es begreiflich, daß einer ein Lied zu einer Hochzeit dichtet und zweimal componirt, ohne die geringste Anspielung auf eine Hochzeit darin aufzunehmen? — Wäre dem Erzähler der Inhalt des Rheinweinliedes, dessen Anfangsworte er nicht einmal

richtig anzuführen weiß, nur einigermaßen gegenwärtig gewesen, er würde schon deßhalb eine solche Behauptung schwerlich gewagt haben. Anstatt mit Hochzeit, Jubel und Freude schließt das Lied mit dem Gedanken an Traurige; ein Mollton, welcher zwar am Schlusse eines Hochzeitsliedes von Sander unbegreiflich, am Schlusse eines Rheinweinliedes von M. Claudius aber ganz an seiner Stelle ist. Es gehört zu Claudius' Eigenthümlichkeiten, daß er seine fröhlichen und scherzhaften Aufsätze und Gedichte mit einem ergreifenden, ernsten Gedanken schließt, als ob er in der Seele des Lesers zum Schluß eine Empfindung ernsterer, höherer Art habe erregen und ausklingen lassen wollen. Als Beispiele führe ich nur an den Schlußgedanken in dem Aufsatz von der Freundschaft: die Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind; im Abendlied: den kranken Nachbar; im Eiszäpfel: die Feier der Feste, bis der rechte heilige Abend anbricht; im Aufsatz die Illumination: den Mond u. s. w. u. s. w. In dem Trinklied: Auf und trinkt (Asm. o. s. s. p. III. p. 68) schließt sogar jeder Vers mit dem Gedanken an Kranke, Traurige, Arme.

Fragen wir den Buchstaben des Liedes weiter, so deutet alles auf Claudius, auf den Norddeutschen, nichts auf den Süddeutschen hin, z. B. Europia, eine ungewöhnliche Wortform, welche M. Claudius schon in dem Neujahrswunsch seines Wandsbecker Boten, Jahrgang 1771, Seite 1, gebraucht hat; „Thüringen's Berge:“ Claudius hatte in Jena studirt; der in Norddeutschland berühmte, im Süden wenig bekannte „Blocksberg;“ „der Kukuk

und sein Küster," nach Grimms Mythologie S. 393 eine niedersächsische Redeformel u. s. w.

Wenden wir uns aber von den Worten zu dem Geist des ganzen Liedes, so legt dieser für M. Claudius ein Zeugniß ab, dessen entscheidendes Gewicht jeder anerkennen muß, welcher sich die Mühe nimmt, die sonstigen Aufsätze und Lieder von Claudius damit zu vergleichen. Dieselbe tiefe warme Empfindung im einfachen kunstlosen Gewande, welche in den sonstigen Liedern von Claudius hervortritt, fließt auch durch das ganze Rheinweinlied, und stellt ein Zeugniß für die Verwandtschaft aus, welches die schärfste Kritik nicht scheuen darf. Blickt man nun andererseits auf den im Januar 1824 verstorbenen Kirchenrath Nik. Sander, so dürfte der Mangel aller Geistesverwandtschaft mit dem Rheinweinliede nicht weniger klar sich ergeben. Unterzeichneter hat ihn zwar nicht gekannt, kennt auch nichts, was er geschrieben hat; allein eine sehr ausführliche Lebensbeschreibung im Nekrolog der Deutschen (Jahrgang 1824. S. 185—231), in welcher sein ganzer Lebenslauf, die Richtung seines Geistes und seiner Thätigkeit von offenbar kundiger Hand gezeichnet ist, entwirft ein Bild von ihm, das aus dem Rheinweinlied nicht hervorschaut. Im Jahr 1750 geboren, erhielt er, nachdem er unter Semmler in Halle Theologie studirt hatte, im Jahre 1775 einen Ruf zum Prorectorat an der Schule zu Pforzheim. „Er lebte," wie es S. 193 heißt, „seiner Schule, vergaß aber nicht von Zeit zu Zeit zu Pforzheim als Prediger aufzutreten. Seine mit größtem Fleiß ausgearbeiteten geschmackvollen Predigten

wurden zahlreich besucht u. s. w." Er wirkte als Pädagog und Prediger, und brachte später als Kirchenrath die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche in Baden zu Stande. „Arbeitsamkeit und Beharrlichkeit" werden S. 223 als Hauptzüge seines Charakters hervorgehoben. Aus allen leuchtet auch das Bild eines verständigen, humanen Theologen und fleißigen Geschäftsmannes hervor. Allein der Geist des Rheinweinliedes ist ein anderer, als der eines fleißigen, beharrlichen Arbeiters. Man lese die ganze Lebensbeschreibung durch und frage sich, ob es denkbar ist, daß ein so frisches, warmes, herzliches, in seiner Form so wenig sorgsam gearbeitetes Lied, wie das Rheinweinlied, aus Sanders Feder hervorgegangen sei. Sein Biograph sagt S. 192, „daß er die Musik sehr geliebt, und in jüngern Jahren das Klavier fertig und geschmackvoll gespielt habe." Allein daß er überhaupt, zumal während seines bis 1789 dauernden Aufenthalts in Pforzheim, gedichtet und componirt habe, davon sagt sein Biograph nichts. Er weiß von keiner Sage, vielweniger von der Thatsache, daß Sander das berühmte Rheinweinlied gedichtet oder componirt habe, und es ist kein einziges Gedicht, keine Composition von Nik. Sander in Deutschland bekannt geworden. Wer kann glauben, daß Sanders Muse nur ein einziges Mal gesungen hätte, vor und nach dem Rheinweinlied aber stumm gewesen wäre!

Der Spiegel von 1837 und die Kölle'sche Erzählung von 1842 behaupten, das von Sander in Pforzheim gedichtete Hochzeitlied habe so sehr gefallen, daß man es

ohne Namen an den Wandsbecker Boten, das einzige Morgenblatt jener Zeit, gesandt habe; in diesen aufgenommen sei es Claudius zugeschrieben worden und daher später in die gesammelten Werke von Claudius, den Asmus omnia sua secum portans, übergegangen. — Zuvörderst war der Wandsbecker Bote überhaupt kein Morgenblatt, viel weniger das einzige jener Zeit. Er war eine politische Zeitung, in welcher am Ende unter der Rubrik: „Gelehrte Sachen“, nur ganz kurze literarische Anzeigen und Produkte, meistens von Claudius selbst, als Lückenbüßer Raum fanden. Wie hätte ein Pforzheimer, welcher ein Lied zum Lobe seines Rheinweins bekannt zu machen wünschte, auf den Einfall kommen sollen, dazu vorzugsweise eine politische Zeitung des hohen Nordens zu wählen, und an den näher gelegenen Almanachen, poetischen Blumenlesen u. s. w. vorbei zu gehen? — Sodann aber ist das Rheinweinlied im Wandsbecker Boten, wie dessen vor mir liegende vollständige Jahrgänge vom 1. Januar 1771 bis 28. October 1775 erweisen, nirgends und niemals abgedruckt. Es findet sich vielmehr zuerst mit mehreren andern Gedichten von Claudius in dem Musenalmanach für das Jahr 1776 von den Verfassern des bisherigen Göttinger Musenalmanachs, herausgegeben von Johann Heinrich Voß, Lauenburg bei Johann Georg Berenberg. Hier steht es S. 147—148 abgedruckt, mit dem Namen Claudius darunter, wozu der Herausgeber Voß im Inhaltsverzeichniß noch hinzufügt: „Matthias, sonst auch Asmus“. Dann findet es sich, abgesehen von Liedersammlungen, im dritten Theil

des Asmus omnia sua secum portans oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten — 1778, Ostermesse — welche M. Claudius selbst sammelte und herausgab, und in allen späteren Auflagen. Aus dieser Thatsache ergibt sich mit voller Evidenz, daß die Erzählung von der Aufnahme des Liedes in den Wandsbecker Boten und dem Übergang desselben aus diesem Blatt in die sämmtlichen Werke von Claudius aus der Luft gegriffen und rein erfunden ist. Hierdurch verliert aber auch die ganze Erzählung allen Glauben; denn ist das Lied in den Wandsbecker Boten nicht aufgenommen und nicht aus diesem in die sämmtlichen Werke von Claudius übergegangen, steht es vielmehr unter dem Namen von M. Claudius im Voß'schen Almanach von 1776 und in dem von Claudius selbst gesammelten Asmus omnia sua secum portans, und man will dennoch die Behauptung aufrecht halten, daß das unter Claudius Namen hier gedruckte Lied nicht von Claudius, sondern von Sander gedichtet und von Pforzheim aus an Claudius zur Aufnahme in den Wandsbecker Boten eingesandt worden sei, so bleibt nichts anders übrig, als anzunehmen, daß M. Claudius das ihm zur Aufnahme in den Wandsbecker Boten zugesandte Lied wissentlich unterschlagen und es, anstatt es in den Wandsbecker Boten anonym aufzunehmen, als sein eigenes unter seinem Namen in dem Voß'schen Almanach gegeben habe. Diese extreme Behauptung ist freilich bisher weder von dem Spiegel, noch von Kölle ausdrücklich aufgestellt, allein es bleibt kein anderer Ausweg übrig. Entweder ist auch die ganze Behauptung von der

Zusendung des Liedes aus Pforzheim unwahr, oder M. Claudius hat — ich schäme mich, das Wort auszusprechen — einen Betrug begangen. — Um dieses letztere anzunehmen, werden jedoch Gründe von schwererem Gewichte begehrt werden dürfen, als ein angebliches Zwiegespräch bei einer Pfeife Tabak. Überall steht die Kölle'sche Behauptung, wie mit dem Gedichte selbst, so auch mit allen näher und entfernter liegenden Thatsachen in Widerspruch. Der Voß'sche Almanach von 1776 (s. Briefe von J. H. Voß, herausgegeben von Abraham Voß, Halberstadt 1819, Th. I, S. 271—278, und den Wandsbecker Boten von 1775, Stück 77 u. 171) war schon im Juni 1775 im Druck und seit Michaelis 1775 im Buchhandel. Das Rheinweinlied müßte also spätestens schon im Frühjahr 1775 gedichtet und componirt sein. Sander erhielt aber erst im Jahr 1775 den Ruf nach Pforzheim. Es scheint also für die poetische und musikalische Autorschaft Sanders schon die Zeit etwas knapp zu werden. Will man aber auch bei der Ungewißheit, ob nicht Sander schon in den ersten Monaten des Jahres 1775 sein Amt in Pforzheim angetreten habe, die Möglichkeit zugeben, so bleibt doch immer das zwiefache Räthsel zu lösen, wie einerseits Claudius eine solche Unterschlagung wagen, und andererseits Sander und die Einsender des Liedes sich dabei beruhigen konnten.

M. Claudius hatte im Jahre 1775 durch seine Gedichte und Aufsätze in dem Göttinger Musenalmanach und andern Zeitschriften, wie auch durch den Wandsbecker Boten, sich einen Namen in ganz Deutschland erworben.

Er bedurfte keiner Unterschlagung, um ihn zu gewinnen, oder ihn sich zu erhalten. Wohl aber konnte und mußte er alles, was er hatte, seinen Ruhm und guten Namen durch eine so schamlose Unterschlagung verlieren, und dieß konnte ihm am wenigsten im Sommer 1775 gleichgültig sein, wo die Redaction des Wandsbecker Boten zu Ende ging und er für sich mit Weib und Kindern eine andere Stellung suchte (s. Voßens Brief vom 8. Juli 1775 a. a. O. S. 175). Wie ist es nur denkbar, daß er — von der moralischen Unmöglichkeit sehe ich hier ganz ab — ohne Zweck und Ziel das Wagestück einer solchen Unterschlagung unternommen und gehofft haben sollte, das auf frischer That an dem so eben empfangenen Liede begangene Plagium werde unentdeckt bleiben, der Einsender es nicht in dem durch ganz Deutschland verbreiteten Voß'schen Almanach unter Claudius' Namen finden und Lärm schlagen? Und auf der andern Seite, wie ist es denkbar, daß weder Sander noch der Einsender, noch irgend einer der Hochzeitgäste, welche es mitgesungen und bewundert hatten, sich gerührt und den Unfug aufgedeckt hätten, daß selbst, nachdem das Rheinweinlied in ganz Deutschland unter Hohen und Niedern bekannt und gesungen wurde, nachdem es in den Compositionen von Reichardt und Schulz in unzähligen Liedersammlungen, so wie in kritischen Blättern und Literärgeschichten stets unter Claudius' Namen aufgeführt war, wie ist es denkbar, daß selbst dann Sander und seine Freunde im tiefsten Stillschweigen verharrt hätten, und von 1775 an bis zur Kölle'schen Erzählung im Jahr 1837 auch nicht der geringste Zweifel

an der Ächtheit des Liedes aufgetaucht wäre? Die Bescheidenheit Sanders und seiner Freunde wäre eben so unglaublich, als Claudius' Unverschämtheit.

Es möchte überhaupt bedenklich um den Werth und die Geltung geschichtlicher Thatsachen stehen, wenn die Wahrheit einer sechzig Jahre hindurch in unzähligen Druckschriften von der Mitwelt in ganz Deutschland als zweifellos anerkannten Thatsache dadurch ihren Werth verlieren sollte, daß jemand mit der Behauptung auftritt, er habe einst von einem verstorbenen Mann im Gespräch die Äußerung des Gegentheils gehört. Auch Hebel hat manche seiner alemannischen Gedichte zuerst einzeln bekannt gemacht, sie erst 1803 gesammelt und noch dazu anonym herausgegeben, wie Kölle in seinem Ehrengedächtniß S. XXX und XXXI erzählt. Was würde Hebel sagen, wenn jetzt jemand behauptete, von einem andern gesprächsweise und ohne irgend weitere Begründung die Äußerung gehört zu haben, daß sein herrliches Gedicht die Wiese oder der Karfunkel nicht von ihm, sondern von einem Kirchen- und Ministerialrath gedichtet sei, den kein Mensch überhaupt als Dichter kennt?

Die Frage, ob das angebliche Gespräch im Museum wirklich so gelautet habe, wie Kölle erzählt, lasse ich unbeantwortet, da ich über die Glaubwürdigkeit des mir völlig unbekannten Erzählers kein Urtheil habe. Angenommen aber, Hebel hätte wirklich so gesprochen, wie Kölle erzählt, und dieser die Aeußerung für ernstlich gemeint angesehen, so scheint sich das spätere Benehmen Kölles nicht recht dazu zu reimen. Er erfuhr etwas ihm

ganz neues, was ihm nicht unwichtig erscheinen mußte, da er noch sechzehn Jahr nach Hebels Tod die eigenen Worte Hebels anzuführen weiß. Dennoch schwieg er, so lange Hebel und Sander lebten, gänzlich davon. Er verschaffte sich nicht einmal, was doch so nahe lag, durch eine Frage an Hebel über den Grund seines Wissens, noch auch durch eine Erkundigung bei dem täglich im Museum mit ihm zusammen kommenden Sander selbst volle Gewißheit über die Entdeckung. Erst im Jahre 1837, nachdem Sander 1824, Hebel 1826 gestorben war, erscheint zu Stuttgart, wo Kölle lebte, im Spiegel die Sage als Vorläufer, und erst im Jahre 1842 rückte Kölle mit seiner Erzählung selbst nach. Es scheint also fast, als ob Kölle anfangs selbst allerwenigstens ungewiß gewesen sei, ob die Aeußerung Hebels für Ernst, oder für einen Einfall heiterer Laune, für Scherz und Schnurre, wie sie nach Kölles eigener Erzählung S. XCI, VC, CXI) unter ihnen bei ihren Zusammenkünften an der Tagesordnung waren, halten solle, als ob Kölle das Lächeln Hebels über die Mystifikation erst später anders gedeutet und erst später nach angeblicher Bestätigung des Neffen sich entschlossen habe, die Äußerung Hebels als literarische Neuigkeit zu Markt zu bringen. Dem sei indessen wie ihm wolle, Hebel verdient keinen größeren, er verdient für seine durch keinen Grund des Wissens gestützte Behauptung über eine fremde Thatsache an und für sich schon geringeren Glauben als M. Claudius, der das Lied öffentlich für das seinige erklärt hat; für wen von beiden aber die sonstigen innern

und äußern Gründe sprechen, darüber kann ein unbefangener Beurtheiler nicht zweifelhaft sein.

Zum Schluß noch einen Blick in das Leben von M. Claudius um das Jahr 1775 in Bezug auf das Rheinweinlied. Claudius und J. H. Voß lebten damals in Wandsbeck im täglichen engsten Umgange (s. Voß Briefe Thl. I. S. 269—306). Voß half Claudius bei der Redaktion des Wandsbecker Boten und Claudius half Voß bei seinem Musenalmanach von 1776. Der Rheinwein war nicht bloß unter den Brüdern des Göttinger Dichterbundes (s. Gedichte von Hölty, Weißenfels 1814, in der Vorrede von Voß, S. 13 und 34; Voß Briefe Thl. I. S. 255, 257. 287), sondern auch unter Voß und Claudius zu Wandsbeck der Lieblingstrank, der das häusliche Festmahl würzte. Voß schreibt am 16. Januar 1776 (Briefe Thl. I. S. 298 und 89) an seine Braut: „Ich bin überhaupt seit einiger Zeit ein wahrer Schlemmer. Fast alle Abend trinke ich mit Claudius Rheinwein und Punsch." — Gerade im Voß'schen Almanach von 1776, welcher zuerst das Rheinweinlied von Claudius brachte, wurde der Rheinwein von Hölty (S. 88) und von Voß selbst (S. 107) besungen. Was Wunder, daß auch Claudius auf den Gedanken kam, dem Rheinwein ein Lied zu singen! Voß selbst sah das Lied in seinem Entstehen, und legt noch fünfzig Jahre später, nachdem er viele Jahre zu Heidelberg in der Nähe von Karlsruhe und Sander gelebt hatte, ein schlagendes Zeugniß für Claudius ab, was allein schon den Werth der in der Luft hängenden Hebel'schen Äußerung zehnfach aufwiegt.

Er sagt in seiner „Bestätigung der Stolberg'schen Umtriebe“ (Stuttgart 1820, S. 136—139), wo er die Gebrüder Stolberg tadelt, daß sie gegen das Grundgesetz des Dichterbundes Verbesserungen ihrer Gedichte durch die Bundesbrüder sich verbeten hätten: „Wir übrigen blieben dem Bunde treu. Auch Claudius nahm von dem Jüngeren (Voß) einiges in sein Rheinweinlied und den Abendgesang, manches noch in Urians Reise um die Welt.“

Ich füge einige weitere handschriftliche Bemerkungen des Verfassers hinzu: „Seit der Zeit ist mir hinsichtlich der Autorschaft des Liedes Nichts weiter zu Ohren gekommen. Nur gegen die Composition des Liedes von Sander hat sich ein neuer Grund gezeigt. Dies Lied ist nemlich bekanntlich mehrfach componirt, zweimal von J. F. Reichardt in seinen „Oden und Lieder“. S. 40, 41 — Berlin 1779 bei Joh. Pauli — und zweimal von J. A. F. Schultz in „Lieder im Volkston“ 2. Aufl. 1785 bei G. J. Decker. Thl. II. N. 14. Von der Reichardtschen ist keine, und von den beiden Schultzischen nur Eine Melodie wenig in Gebrauch gekommen. Der Verfasser derjenigen Melodie aber, welche eigentliche Volksmelodie geworden ist, und noch jetzt ausschließlich gesungen zu werden pflegt, war mir damals unbekannt, und erst kürzlich habe ich erfahren, daß es Joh. André in Offenbach war, und also keine Melodie mehr vorhanden ist, welche von Sander componirt sein könnte.

In dem großen Instrumental- und Vokal-Conzert, eine musikalische Anthologie von Ernst Ortlepp, Stuttgart

1841 — bei Fr. H. Köhler 12. Bdchen. S. 93—4— steht nämlich folgender Aufsatz:

Historischer Blick auf das Rheinweinlied.

„Jener in mehreren Blättern sich befindende Artikel, welcher zu beweisen sucht, daß der Dichter des bekannten Rheinweinliedes „bekränzt mit Laub" dessen vorletzte Strophe mit den Worten: am Rhein ꝛc. anfängt, nicht Claudius, sondern der, im J. 1823 verstorbene Kirchen- und Ministerialrath Sander sei, veranlaßt mich zu der Berichtigung, daß jenes Rh. W. Lied zuerst unter diesem Namen in der v. H. Voß herausgegebenen Blumenlese für das Jahr 1776 bekannt, und Cl. sowohl unter dem Liede selbst, als auch im Register und hier noch mit der Bemerkung: „Claudius, sonst auch Asmus aber seit Joh. nicht mehr Bote in Wandsbeck" als Dichter dieses Liedes genannt wurde. J. André (Vater des jetzt noch lebenden André in Offenbach, unter anderm Verfasser der Theorie der Tonsetzkunst), ein persönlicher Freund von Claudius, setzte dieses Lied sogleich in Musik, und gab solches in seinem, in Offenbach erschienenen musikalischen Blumenstrauß für 1776 *) heraus, von welcher Zeit an dies Lied zum Volkslied geworden, in späterer Zeit aber diesem und jenem Componisten, und unter diesen auch dem Capellmeister J. A. P. Schultz fälschlicher Weise zugeschrieben

*) S. 2. H.

ist. Ich glaube, daß die musikalisch historische Berichtigung für das Publikum nicht ohne Interesse sei."

V. Ueber das Gedicht

„An — als ihm die — starb" *) (Werke I u. II, 19).

Dies Gedicht ist im „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1772" Leipzig, Seite 111, als Klagode von Klopstock aufgeführt und im „Ausbund flüchtiger Poesien der Deutschen" 1. Band, Leipzig. Weygand'sche Buchhandlung 1778, S. 59 ebenfalls unter der Aufschrift: Klopstock abgedruckt. In Folge dieser Bezeichnung ist dies Gedicht in den Ergänzungen zu Klopstocks Werken von A. L. Beck und Spindler Leipzig, C. Fleischer 1830. Bd. 4, S. 170 und in Klopstocks sämmtlichen Werken, ergänzt von H. Schmidlin Stuttgart Scheible 1839. Bd. 2, S. 10. als Klagode aus dem Almanach der deutschen Musen von 1772 übergegangen und endlich in Klopstocks sämmtliche Werke von 1854 ebenfalls aufgenommen.

Das Gedicht ist aber von Cl., nicht von Klopstock. Zuerst ist es ohne Namen im Wandsbecker Boten von 1771, N. 176 erschienen, und in dem Claudius'schen Exemplar des W. B. mit einem Kreuze (wahrscheinlich

*) Ebenfalls handschriftlich von Herrn Senator Fr. Claudius in Lübeck.

von der Hand meiner Mutter) bezeichnet, mit welchen auch 22 andere Aufsätze und Gedichte von Cl., welche in den Asmus omnia s. s. p. übergegangen, bezeichnet sind. Unter den Compositionen dieses Gedichts von J. F. Reichardt in der Cäcilia 4. Stück. S. 20. Berlin, neue Musikh. 1795 und von J. A. P. Schultz Lieder im Volkston Theil 3, S. 15, Berlin bei Rottmann 1790 steht Claudius als Dichter. Claudius selbst hat es schon 1774 in die Sammlung seiner Werke Thl. 1. 2. S. 36 als das seinige aufgenommen, und umgekehrt Klopstock hat es selbst nicht unter seinen Oden an Bernstorff. Hambg. 1771, und auch nicht in seine von ihm gesammelten Werke (Leipzig 1793) aufgenommen. Unter diesen Umständen ist der von dem Herausgeber des Almanachs der deutschen Musen von 1772 begangene Mißgriff, und die hierauf basirte Aufnahme des Gedichts in die von dritten nach Klopstock's Tode besorgten Ergänzungen von Klopstock's Werken wohl nicht im Stande die Wahrheit auch nur zweifelhaft zu machen. Uebrigens heißt es im W. B. von 1771: wächset die Blume herauf, und ebenso mit allen Abdrücken, welche Kl's Namen tragen, während Asm. omn. s. s. p. „keimet“, hat. Der Almanach der d. Musen von 1779. S. 36 giebt selbst zu, daß der Almanach von 1772 die Nachbeter verführt habe. Über den muthmaßlichen Anlaß zu dem Gedichte s. ob. S. 60, Anm.

VI. Für die Wallfahrer nach Wandsbeck.

Claudius miethete im December 1770 für sich und seine Druckerpresse in Wandsbeck ein Haus, welches einem gewissen Schwarzlau gehörte, und an der nördlichen Seite des Lübecker Steindammes, gegenüber der Kirchenallee lag. In diesem Hause blieb er auch, als er im März 1772 heirathete, bis zu seiner Reise nach Darmstadt und bezog es auch wieder nach seiner Rückkehr von dort, so daß er bis zum Ankauf des eigenen Hauses immer in demselben Hause zur Miethe gewohnt hat. Einer seiner unmittelbaren Nachbarn war der Jude Moses. Es wohnte auch der spätere Capellmeister Joh. Friedr. Reichardt einige Zeit in dem Nachbarhause von Cl. — Das von Cl. bewohnte Haus selbst wurde etwa vor 15 bis 20 Jahren abgebrochen, als eine von dem Lübecker Steindamme nach dem Bache zur jetzigen Caserne hinuntergehende Straße, die Lützowstraße, neu angelegt ward. Die Stelle, wo das Haus lag, ist jetzt da wo die Lützowstraße von dem Steindamme sich abzweigt, nemlich der Theil der Lützowstraße, der zwischen den Häusern N. 47 u. 118 Lit. A. 3. Quartier am Steindamme belegen ist.

Joh. Heinr. Voß wohnte nicht weit von Claudius an der östlichen Seite der Sternstraße, 3 Häuser unterhalb des Behn'schen Gasthauses zum goldnen Löwen.

VII.

Von mancherlei Reliquien, die auf Cl. Bezug haben, füge ich zum Schlusse noch eine holländische Dichterstimme bei. Dieselbe, meines Wissens noch ungedruckt, ist ein kl. Stück eines größeren Gedichts, das der Verf., J. Hinlopen, später Staatsrath unter König Ludwig Napoleon, im J. 1804 oder 1805 seinem in politischen Geschäften nach Hamburg geschickten Freunde van der Paauw als Vademecum mitgab. Das Gedicht führt den Reisenden die großen Geister vor, die ihm in Hamburg und Umgebung begegnen werden und sagt von Claudius:

Ga heen dan, spoed den weg naar Wandsbecks vord,
Waar Claudius in stilheid, ongestoord
Natuur en Kunst in haar geheim bespiedt
En op Gods aard' zich zelv' en God geniet.
Gy kent hem dra: de Griensche glimlach zweeft
Rond om zyn lip; de vrye menschheid leeft
In elken trek; zyn oog is rein en warm,
En eer Gy 't weet omvat U reeds zyn arm.
Zeg slecht's: Gy hebt een' vriend in Utrecht, die
Zich laaft en zalft in al wat Uw genie
Zoo rein, zoo vry, zoo waar en mensch'lyk schiep.
O, sinds Uw Bode op Neêrlands wegen liep
Verstaat zyn hart, doorziet zyn oog, hetgeen
Hem vaak verstrooide en niet te ontwik'len scheen!
Hy heeft U lief; hy dankt voor U zyn' Heer,
En meent, hy kent in de eeuwigheid U meer. —

Gotha. — Druck von Emil Kramer.

Druckfehler.

Seite 66, letzte Zeile ist das „und" zu tilgen.
— 78, 22. Z. lies Brenna.
— 179, 13. Z. lies Seespiegels.
— 274, 1. Z. setze zu der Zahl ein *)
— 274 letzte Z. lies Werke und füge darunter hinzu:
**) S. die Beilagen.
— 343, 5. Z. l. geringerer.
— 343, 17. Z. l. 1788.
— 411, 26. Z. l. Zeitungsleser.
— 439, letzte Z. l. 1798.
— 464, 3. Z. l. Unruhe.
— 364, 9. Z. l. nur für uns.
— 513, 3. Z. l. ihm.
— 553, 24. Z. tilge die Worte „die ganz — erneuert wurde." —

In gleichem Verlag sind erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Aschenbach, Dr. J., Geschichte Kaiser Sigmunds. 4 Bde.	11	—
Barthold, Dr. F. W., George von Frundsberg .	3	—
Bodemann, Fr. W., Johann Caspar Lavater . .	1	14
— — Bischof Sailer	1	—
Chmel, Joh., Geschichte Kaiser Friedrich IV. und seines Sohnes Maximilian. 2 Bde. . . .	7	—
Droysen, Dr. J. G., Geschichte Alexander des Großen	2	—
— — Gesch. der Nachfolger Alexanders. 2 Bde.	8	—
Erinnerungen aus dem Leben der Fürstin Pauline zu Lippe-Detmold	—	12
Gildemeister, Dr. H., Hamann. 3 Thle.	6	—
v. d. Goltz, A., Wizenmann. 2 Thle.	3	14
Hartmann und **Jäger,** Johann Brenz. 2 Bde. . .	5	—
Henry, Paul, Das Leben Johann Calvins, des großen Reformators. 3 Bde.	10	15
— — Das Leben Johann Calvins . . . (Auszug aus dem Vorstehenden.)	2	4
Herbst, Dr. W., Matthias Claudius. 2. Aufl. . .	1	26
Hurter, Friedrich, Gesch. Papst Innocenz III. 4 Bde.	13	—
Jacob, K. G., Charakteristik Lucians v. Samosata .	1	5
Ideler, J. L., Leben und Wandel Karls des Großen. 2 Bde.	3	7½
Ledderhose, K. F., Friedrich Mykonius	—	24
Lorentz, Dr. Fr., Geschichte König Alfred des Großen	1	10
Lücke, Dr. Fr., Dr. W. M. L. de Wette	—	6
Lundblad, Karl XII. Königs von Schweden Leben. 2 Bde.	6	—
Martensen, Dr. H., Meister Eckardt	—	22½
Müller, Ad., Leben Erasmus von Rotterdam . .	1	25
Neander, Dr. A., Der heilige Bernhard. 2. Aufl. .	2	16

	Thlr.	Sgr.
Niebuhrs Lebensnachrichten. 3 Thle.	8	—
Papencordt, Dr. Fel., Cola di Rienzi und seine Zeit	2	15
Perthes, Dr. Cl., Friedrich Perthes Leben. 5. Aufl. 3 Bde.	3	—
Perthes, Matth., Des Bischofs Johann Chrysostomus Leben	—	20
Rist, J., Schönborn und seine Zeitgenossen	—	20
Rudelbach, Dr. A. G., Hieronymus Savonarola und seine Zeit	2	11 1/4
Scharling, Dr. C. F., Michael de Molinos	1	10
Schenkel, Dr. Daniel, Johannes Schenkel	—	22 1/2
Schmidt, Dr. C., Johannes Tauler von Straßburg	1	15
Semisch, Dr. K., Die apostolischen Denkwürdigkeiten des Märtyrers Justinus	1	26
Sudendorf, Dr. H., Berengarius Turonensis oder eine Sammlung ihn betreffender Briefe	1	1
Ullmann, Dr. C., Die Reformatoren vor der Reformation. 2 Thle. (Johann von Goch, Johann von Wesel und Johann Wessel)	5	20
Veit, Dr., Johann Albert Heinrich Reimarus	—	25
Vogel, Dr. A., Der Kaiser Diokletian	—	15
Weydmann, L., Luther, ein Charakterbild und Spiegelbild für unsere Zeit	—	27

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

FEB 10 1967 28

AUG 18 '67 -4 PM

LD 21A-60m-7,'66
(G4427s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

Herbst
160882

Digitized by Google

Digitized by Google